Abraham Gotthelf Kästner's

gesammelte

Poetische und Prosaische

Schönwissenschaftliche Werke.

Dritter Theil.

Berlin 1841.

Bei Theod. Christ. Friedr. Enslin.

Grössere prosaische Aufsätze

und

Abhandlungen.

(Fortsetzung.)

VI. Ueber die Lehre von der Schöpfung aus Nichts und derselben praktische Wichtigkeit.

In der deutschen Gesellschaft den 24. März 1770 vorgelesen.

Etwas Neues machen heißt bey uns, Dinge, die schon da waren, in eine Verbindung bringen, in der sie sich noch nicht befanden. Nur diese Verbindung rührt von uns her; es mag nun Zusammensetzung seyn, wie des Uhrmachers Kunstwerke, oder Mischung, wie des Chymisten Mittelsalze. Also begreift man aus der Beschäftigung des Uhrmachers, des Chymisten, nur, wie die Verbindung entstanden ist, nicht, wie die Sachen entstanden sind, die verbunden wurden. Von Demjenigen aber, den wir als den Urheber und Beherrscher der Welt betrachten, nur in eben der Bedeutung zu sagen, Er habe die Welt gemacht, ihm eine selbständige Materie an die Seite zu setzen, eigentlich zweyerley Götter zu glauben, einen denkenden und einen unermeßlichen Klumpen gedankenloser, die sich von dem denkenden, wie er will, handthieren lassen, ob er gleich zu ihrem Daseyn nichts beygetragen hatte, daß dieses eben nicht anständig ist, das, dächte ich, würde bey einer mäßigen Aufmerksamkeit ziemlich deutlich [1]).

---

1) Ich rede hier nur davon, wenn die Materie selbständig angenommen wird. Diejenigen müßten auf eine andere Art bestritten werden, die glaubten, die Materie könne von Ewigkeit her von Gott erschaffen seyn, und eben so Die, welche die Mosaische Schöpfungsgeschichte nicht von der Schöpfung aus Nichts, sondern von der Bildung der jetzigen Welt erklären. Die Letztern hat Bilfinger diluc. philos. §. 185. etwas zu nahe zu den Vertheidigern einer ewigen Materie, und selbst dem

Weiteres Nachdenken lehrt mich, daß eine ungebildete Materie eine Täuschung der Einbildungskraft ist, so etwas, wie der große viereckige schwarze Fleck, den Robert Fludd mahlt, und an alle vier Seiten schreibt: Et sic in infinitum [1]), als wenn ein Ding, das von vier Rändern begränzt wird, sich ohne Ende erstrecken könnte?

Was ist, das ist ein einzelnes Wesen, mit allen den Bestimmungen, wodurch es sich, jeden Augenblick seiner Dauer, von jedem andern Dinge unterscheidet.

In einem Gefäße voll Wasser hat jeder Tropfen ihm eigene Unterschiede von jedem andern. Diese Unterschiede zu bemerken, war uns unnütz; darum sind unsere Sinne nicht eingerichtet, sie zu bemerken; darum ist unser Verstand berechtigt, wenn er über den Druck, über den Ausfluß dieses Wassers denken will, sich Alles als einen einförmigen Klumpen vorzustellen. So kann man die Bewegungen eines ganzen Bataillons als Bewegungen einer einzigen Masse betrachten; man braucht dabey nicht auf jeden einzelnen Krieger zu merken. Dächte man im Ernste vom Bataillon so, wie manche Philosophen und Geometer von der Ma-

Epicur gesetzt, indessen ihnen doch nicht gleiche Irrthümer Schuld gegeben. Der Herr v. Mosheim aber geht zu weit, wenn er in seiner Uebersetzung von Cudworth's System. intellectual. S. 212. Note 8. sagt: Thomas Burnet habe die Schöpfung aus Nichts geläugnet. In der Stelle, die v. M. anführt, Archaeol. philos. Lib. II. c. 9. p. 520., redet B. von der Mosaischen Schöpfungsgeschichte. Es steht aber vor B. Archäologien: Ad virum clariss. A. B. epistola, wo B. die Schöpfung aus Nichts, und, daß kein Geschöpf von Ewigkeit seyn könne, ausdrücklich bekennt. Ich nenne die Theile der Materie Götter, wenn sie selbständig sind. Ich kann mich leicht rechtfertigen, wenn Jemand dieses blos für einen lebhaften Ausdruck halten wollte, der mehr witzig als gründlich wäre. Wer den Namen Gott nennt, er sey Christ, Philosoph, oder Götzendiener, der verbindet damit den Begriff der Macht. Mehr Gewalt als Menschen haben, das war genug, für einen Gott gehalten zu werden. Was einem Andern sein Dasein schuldig ist, das ist wohl Dessen Gewalt unterworfen, der es hervorgebracht hat. Und so erkennt gegentheils Dasjenige, das keinen Urheber erkennt, gewiß weniger Oberherrschaft, als wir Menschen, wenn wir einen Urheber erkennen. Diejenigen also, für welche die Materie unerschaffen war, konnten ihr, ihrem Sprachgebrauche nach, den Namen Gott nicht versagen.

1) Historia utriusque Cosmi. Tom I. p. 26.

terie denken, sähe man es als einen Klumpen an, wo ein Theil völlig so, wie der andere ist, was würde der Musketirer dazu sagen? daß man ihm sein bestimmtes Daseyn weg abstrahiren, und ihn in's Unendliche theilen wollte.

Eine solche erste Materie, die aus lauter gleichen und ähnlichen Theilen besteht, und die durch Bewegung alle Gestalten annehmen kann, einen Irrthum der scholastischen Philosophie, legte Cartes zum Grunde seiner Physik [1]). Seine Welt entsteht, indem diese Theile allerley andere Bewegungen bekamen, als sie zuvor hatten, die gröbsten sich zu Kügelchen abdrehten, zwischen ihnen sich Schräubchen durchwunden, und die abgehenden Spänchen allerley Häkchen gaben. Das war in Cartesens Erdichtung nur deswegen die erste Welt, die entstand, weil er alle Theilchen der Materie zuvor gleich und ähnlich annahm. Hatte jedes Theilchen schon ihm eigene Bestimmungen, Größe, Gestalt und Lage (und die mußte es haben, wenn es ein wirklich vorhandenes Ding, kein Abstract des Verstandes, keine Erscheinung der Einbildungskraft seyn sollte), so machten diese Theilchen zusammen auch schon eine Welt aus, nur nicht die jetzige. Also giebt es gewiß eine Welt ohne Urheber, wenn Materie ohne Urheber vorhanden ist. Und, wenn ohne Beytritt eines Gottes irgend eine Welt seyn kann, warum kann es nicht auch die gegenwärtige seyn? Denn daß Er nöthig war, die gegenwärtige aus einem Chaos zu ordnen, das ist wieder nichts weniger, als ein philosophischer Gedanke. Der Philosoph sieht keinen Grund, warum vor der jetzigen Ordnung Unordnung hätte seyn müssen. Nur der Dichter bildet sich ein, wie es aussähe, wenn in der gegenwärtigen Welt Alles unter einander geworfen würde, nennt das Chaos, läßt da die Elemente mit einander streiten, und den Zwist durch einen Gott und eine bessere Natur endigen.

Folglich haben Diejenigen nicht recht zusammenhängend gedacht, die einen Gott verehrt haben, der die Welt gemacht hätte, aber die Materie nicht. Und so haben doch die größten Geister des Alterthums gedacht [2]).

1) Princip. Philos. P. III. 47. seq.

2) Moshemii dissertatio: num philosophorum a vera religione aversorum aliquis mundum a Deo ex nihilo creatum esse docuerit. In eius versione Systematis Radulphi Cudworth. p. 957.

Bey einem so deutlichen Schlusse, wie der ist: daß die Welt entweder selbständig ist, oder daß sie von dem selbständigen Wesen nicht nur ihre Ordnung, sondern auch ihr Daseyn hat, bey demselben ist es gewiß kein Einwurf, daß wir nicht begreifen, auf was für Art das Mögliche durch den Willen Gottes wirklich wird. Denn diese Begebenheit ist von Allem, was wir durch die Erfahrung haben kennen lernen, unendlich unterschieden, und die Erfahrung versichert uns von vielen Begebenheiten, bey denen wir die Art, wie sie zugehen, nicht begreifen.

Lehren, denen ich allgemeinen Beyfall wünsche, vermenge ich nicht gern mit Sätzen, die unrecht verstanden und deswegen bestritten werden, so richtig mir auch diese Sätze scheinen. Ich will also nur kurz anzeigen, daß Niemand selbständige Materie glauben wird, der die Materie für eine Erscheinung hält, die uns Mengen einfacher Wesen darstellen. Sobald wir einfache Wesen nennen, denken wir bestimmte einzelne Dinge, deren jedes entweder von sich ist, und da würden wir uns nicht enthalten können, es für einen Gott anzunehmen, oder, wenn es entstanden ist, auf eine Art entstanden ist, die wir mit keiner uns bekannten Art vergleichen können, weil wir das, was wir entstehen nennen, nur bey zusammengesetzten Dingen sehen. Wenn man die Erscheinung der Materie für Wahrheit annimmt, fällt man leicht darauf, unbegreiflich zu nennen, was man sich nicht einbilden kann; so hat man die Schöpfung aus Nichts als unbegreiflich geläugnet, aber in der Monadologie ist sie ein Lehrsatz.

Was bringt es aber für Nutzen, eine Wahrheit einzusehen, bey der sich unsere Gedanken verlieren, so überführt wir auch von ihr sind?

Ist jedes Geschöpf nur durch den Willen Gottes, so kennt Er vollkommen, was Er zur Wirklichkeit gebracht hat, giebt demselben die gehörige Stelle im Raume und in der Zeit, und läßt es stets einen Gegenstand seiner Erhaltung bleiben. Es hört auf zu seyn, wenn Er aufhört zu wollen, daß es seyn soll [1]).

Hat die Welt keinen Schöpfer, nur einen Baumeister, so muß er zuerst seinen Bauzeug studiren, der ihm unbekannt in

---

1) Eine Anmerkung zu dieser Stelle verspare ich ihrer Weitläuftigkeit wegen an's Ende der Abhandlung.

die Hände kommt, und ist immer in Gefahr, kleine Versehen zu begehen, etwa einen Stein, der Salz enthält, und im Trocknen noch gut genug dauern würde, feuchter Witterung auszusetzen [1]). Ist aber das Gebäude einmal aufgeführt, so kann er es verlassen, ohne daran weiter zu denken. Nur etwa bey einem außerordentlichen Zufalle, wie z. E. Phaethon's Ungeschicklichkeit verursachte, reiset Jupiter herum, zu sehen, ob die Himmelsmauern Risse bekommen haben.

Unter diesen beyden Vorstellungen vom Ursprunge der Welt giebt also nur die erste solche Begriffe von der Vorsicht, die einem Beherrscher der Welt anständig sind, und von denen man wünschen muß, daß sie richtig seyn mögen. Sie allein versichert uns, daß der Urheber der Welt nicht nur für das Ganze sorge, sondern an jeden einzelnen Theil denke; sie zeigt uns die wahre besondere Vorsicht, nicht die, da ein Mensch, seiner eingebildeten Wichtigkeit wegen, verlangt, daß ihm zu Gefallen die Ordnung der Natur gestört werde; sondern die, da ein Mensch, so gering er auch unter seines gleichen geschätzt wird, lebhaft empfindet, sein gütiger Schöpfer kenne ihn, habe ihn zu einem Werkzeuge weiser Absichten gewählt, und werde ihn zu Ausführung derselben unterstützen, wenn er sich selbst nicht dazu untüchtig macht.

Also: nicht daß die Schöpfung aus Nichts eine tiefsinnige philosophische Wahrheit ist, sondern, daß sie unsere Handlungen, unsere innersten Gesinnungen regiert, darin möchte wohl der Grund liegen, warum sie immer den Verehrern des wahren Gottes eigen gewesen zu seyn scheint, dem Volke, dessen Religion sich über alle Götzendienste so sehr erhebt, so tief es in Absicht auf Wissenschaften und Geschmack unter den Anbetern des Osiris, Mithra und Zevs stand, den ersten Bekennern eines Glaubens, der den Griechen eine Thorheit war.

Diese Leute kannten einen Gott, der Dem, was nicht ist, zu seyn gebietet. Konnte bloße Metaphysik sie zu einer Wahrheit bringen, die Plato und Aristoteles verfehlt hatten?

---

1) Malebranche hat schon geschlossen: Gott würde die Materie nicht kennen, die er nicht gemacht hätte, weil er alle seine Erkenntniß aus Sich selbst habe, und nichts Ihn lehren, nichts in Ihn wirken könne. Die Stelle steht in Leibnitzens Theodicee. §. 398.

Auch waren ihnen, wie es scheint, großentheils mehr die prakti=schen Folgen dieser Wahrheit, als dieser Folgen theoretischer Grund bekannt gemacht worden. Sie dienten, sie vertrauten einem Gotte, dessen Kenntniß und Macht sich auf das Kleinste, wie auf das Größte erstrecket: aber Manche von ihnen hatten wohl nie von Einem reden hören, der das Mögliche wirklich machen kann. Und was hätten auch bey dem Möglichen und Wirklichen Diejenigen gedacht, die um ein goldenes Kalb tanzen konnten? oder die Kir=chenväter, die sich nichts vorzustellen wußten, was nicht körperlich wäre? [1])

* * *

Was in der Anmerkung S. 6. ist versprochen worden.

Die Scholastiker haben sich so ausgedrückt: die Erhaltung sey eine fortgesetzte Schöpfung. Das Daseyn der Geschöpfe vergleicht Thomas von Aquin mit dem Lichte in der Atmosphäre, das von der Sonne herrührt, und aufhört, wenn die Sonne nicht mehr scheint. Dieses meldet Bilfinger, diluc. philos. §. 468. In der Gegend der Schriften des englischen Lehrers, wo ich diese Vergleichung zu suchen Ursache hatte (Summae Theol. P. I. qu. 45; 46; it. qu. 9. art. 2. ed. Lugd. 1541. fol.), wo von der Schöpfung und Erhaltung die Rede ist, suchte ich sie vergebens. Suarez aber (Disput. Metaph. 21; Sect. 1. art. 6.) setzte mich in den Stand, sie zu finden. Sie heißt im angef. Theile, qu. 8. art. 1.: Hunc autem effectum causat Deus in rebus, non solum quando primo esse incipiunt, sed quamdiu in esse conservantur, sicut lumen causatur in aëre a sole, quamdiu aër illuminatus manet.

Leibnitz hatte bekanntermaßen die Scholastiker gelesen, wie Virgil den Ennius. Man wird also leicht sehen, woher er einen ähnlichen Ausdruck hat (in der causa Dei adserta per iustitiam eius, die sich bey der Theodicee befindet §. 9.). „Die „Erhaltung sey eine fortgesetzte Schöpfung, wie der Strahl be=„ständig von der Sonne ausgeht, obgleich die Geschöpfe weder „aus dem Wesen Gottes, noch nothwendig ausgehen." Diese

---

1) Cudworth, Syst. Int. cap. V. Sect. III. §. 26., et Moshem. ibid. in not.

beygefügte bedächtige Erinnerung wird in einer besondern Anmerkung bey der Steinhöferschen lateinischen Ausgabe der Theodicee (Leibn. Tentamina Theodicaeae. Frf. L. 1739.) umständlicher erläutert.

Stellte man sich vor, als ob Gott in abwechselnden Augenblicken wollte und nicht wollte, daß ein Geschöpf seyn sollte, so würde es einen Augenblick um den andern entstehen und vergehen: und wenn man sich der nur angeführten Vergleichung hierbey in den angezeigten Schranken bediente, so wäre ein Bild von diesen Abwechselungen, Licht, das einen Augenblick um den andern durch die Atmosphäre glänzte und verschwände. Eine solche Erscheinung würde man wohl Blitze nennen. Und nun wird man sogleich verstehen, was Leibnitz mit dem Ausdrucke anzeigt: „Die erschaffenen Monaden entstehen, daß ich so rede, „durch unaufhörliche Blitze der Gottheit", nascuntur, ut ita loquar, per continuas divinitatis fulgurationes.

Diese Stelle befindet sich im §. 43. Principior. philosophiae, die man in den Leipziger Actis Erud. Tom. VII. Supplementor. Sect. 11. und vor Hanschens principiis philos. mor. geom. demonstrat. liest, auch deutsch in den Lehrsätzen von den Monaden, die Köhler übersetzt hat (des Freyherrn v. Leibnitz kleinere philosophische Schriften, Jena 1740). Köhler giebt es durch: „ununterbrochene Strahlen oder fulgurationes", Blitze nämlich wären nur das Bild eines abwechselnden Entstehens und Vergehens: dauert die Erhaltung ununterbrochen fort, so verwandelt sie sich in Strahlen. Die Principes de la nature et de la grâce, in der Europe-Savante, Novembre 1718, S. 101., und in des Des Maizeaux Recueil de diverses pièces, T. II. p. 485., enthalten diese Stelle nicht. Hansch hat auch aus diesen Blitzen, wie billig, weil sie nur ein Bild sind, keinen der Lehrsätze gemacht, die er geometrisch zu beweisen glaubte. Es ist endlich offenbar, daß dieser Ausdruck nicht zur Monadologie, sondern zur Schöpfung aus Nichts gehört, und von jedem kann gebraucht werden, der die Erhaltung für eine fortdauernde Schöpfung erkennt, wenn er auch gleich die Monaden nicht annimmt.

Leibnitz brauchte ihn nur deswegen von den Monaden, weil nach seinen Begriffen die Monaden das sind, was eigentlich erschaffen wird, übrigens die Welt aus ihnen entsteht.

Im Artikel Leibnitz des Dictionnaire encyclopédique heißt Gott der Ursprung der erschaffenen Monaden, die aus ihm so zu reden durch beständige Fulgurationen ausgeflossen sind. Leibnitz redet nicht vom ausfließen, auch nicht in der vergangenen Zeit ausgeflossen sind, sondern in der gegenwärtigen: nascuntur, und aus dem Vorhergehenden erhellt, daß er so reden mußte, wenn er das Bild der Blitze brauchen wollte, welches die Encyclopädisten gar nicht verstanden haben, und sich ganz fälschlich einbilden, hiemit einen Hauptsatz anzuführen, der Leibnitzens Monadologie eigen sey. Herr Bailly, dessen Lobschrift auf Leibnitz die Königl. Preuß. Akademie mit der gegründeten Erinnerung gekrönt hat: daß er freylich gewisse Systeme Leibnitzens nicht recht verstanden habe, bergt diesen Ausdruck der Encyclopädie, und verschönert solchen noch (Éloge de Leibniz, Berlin 1768, p. 24.). Er mag keine Blitze gekannt haben, als die bey Gewittern; bey denen fällt ihm ein, was Leibnitzen nicht einfallen konnte, daß die Materie dieser Blitze elektrisch ist; also nennt er Gott den Ursprung aller Monaden, die aus seinem Schoße durch eine Art von Fulguration ausgeflossen sind, wie der Blitz, „der aus einer sich öffnenden Wolke herausbricht, die „elektrischen Theilchen über die Erde verbreitet, und damit alle „Körper durchdringt.“ (Dieu, principe de toutes les monades, emanées de son sein par une espèce de fulguration, semblable à l'éclair, qui, s'échappant du nuage entrouvert, repand sur la terre les particules électriques, et en pénétre tous les corps.) Also macht Hr. B. den Schöpfer zu einer Gewitterwolke, und setzt mit seinem Blitze, der alle Körper durchdringt, uns alle in Gefahr, vom Wetter erschlagen zu werden. Leibnitz und Wolf, die behaupten, der Ursprung der Monaden lasse sich nicht erklären, die erklären ihn gewiß nicht so ungereimt schrecklich.

Sowohl die Encyclopädisten als der Lobredner Leibnitzens haben diese Blitze ohnstreitig angeführt, um dadurch einen Begriff von den Grundsätzen der Monadologie zu geben, und dieser Begriff kann wohl Leibnitzen nicht vortheilhaft seyn; so wenig als es unsrer Theologie vortheilhaft wäre, wenn Jemand einen Begriff von ihr aus den Schriftstellern gäbe, die von Gott menschlicher Weise reden, und diese Stellen im eigentlichen Ver-

stande nähme, allenfalls noch, wie Hr. B., ihnen seine eigenen Erweiterungen beyfügte.

Der Deutsche borgt von dem Patriarchen der Thomisten ein Bild, das er nur wenig ausmahlt, und unsere neumodischen witzigen Philosophen fühlen nicht, wie sehr dieses nur Bild ist, sehen die liebe Sonne für eine Wolke an, und wagen es, Leibnitzen zu beurtheilen, den sie verstehen, wie mancher deutsche Pedant den Horaz.

Herr Bailly, der seinen Helden meistens nur aus dem großen französischen Universal-Lexicon kennt, hat mich mit seiner Lobrede an einen Rath erinnert, der mir in meinen jüngern Jahren gegeben ward.

Ich sagte einmal Gottscheden, daß ich mir wohl so viel Muße von andern Geschäften wünschte, zu versuchen, wie sich etwas auf die tragische Schaubühne bringen ließe, von dem ich nicht zu entscheiden brauche, ob es Geschichte oder Mährchen ist, die Befreyung der Schweiz durch Wilhelm Tell. Man wird leicht errathen, daß er mich aufmunterte. Aber ich kenne die Erzählung nur obenhin, war meine Einwendung, und ich habe jetzt keine Zeit, einer Tragödie wegen die schweizerische Historie zu studiren.

O da schlagen sie nur Ziegler's Schauplatz der Zeit auf, da steht die Geschichte drinnen.

Ziegler's Schauplatz der Zeit! den hatte ich als Knabe gelesen; das wußte ich wohl, daß er in seiner geschmückt seyn sollenden Schreibart, was ihm Andere getreu erzählt hatten, wenigstens historisch getreu nacherzählt, ein Vorzug, den der deutsche Compilator noch immer vor dem französischen behauptet; aber Sitten, Charaktere, Bemerkungen über die Ursachen und Entwickelungen der Begebenheiten, die wußte ich von Zieglern nicht zu lernen, und ohne die wollte ich keine Tragödie machen. Hätte ich im Willen gehabt, etwas von Tell zu schreiben, und hätte, was Ziegler von Tell geschrieben hat, mich mehr als einmal zu dem Gedanken veranlaßt, meine Arbeit abzubrechen; hätte ich ihn als meinen Meister betrachtet, ihm nur von weitem zu folgen gewußt, ihn bewundert, und verzweifelt ihm nachzuahmen (so drückt sich Hr. B. vom Artikel Leibnitz der Encyclopädie aus), so hätte ich gewiß auch nur zur Uebung in der Gottschedischen Rednergesellschaft keine Lobschrift auf Wilhelm Tell verfertigt.

VII. Ob die Physik Begriffe von der göttlichen Gerechtigkeit giebt?

In der deutschen Gesellschaft den 28. Juli 1770 vorgelesen.

Es sind kaum funfzig Jahre, als man noch in einer Menge von Naturbegebenheiten Strafgerichte und Drohungen des göttlichen Zorns fand. Ein Komet verkündigte Theurung, Krieg, Pest; aber ein Kalb, das mit einer Fontange aus dem Kuhleibe kam, das erinnerte die Dames, ihre Hoffart abzulegen.

Eine richtigere Kenntniß der Natur hat solche erbauliche Anwendungen außerordentlicher Vorfälle sehr vermindert. Bey einem Kometen fürchten wir jetzt keine Landplage, das Schlimmste, das er thun kann, ist: allenfalls die Erde zu zerstören. Zwischen einem Kalbe, dessen Gehirn in Wasser zerflossen ist, und dem frisirten Kopfe der Dame oder des Chapeau, sehen wir jetzt keine Aehnlichkeit mehr, wenigstens diesseits der Hirnschale.

Seitdem wir solchen Vermahnungen kein Gehör mehr geben, haben wir die Naturkunde auf eine richtigere und edlere Art zu ihrem erhabensten Gebrauche anwenden gelernt. Sie zeigt uns überall unendliche Vollkommenheiten des Schöpfers.

Solche Vollkommenheiten zeigt sie uns bey Geschöpfen, die entweder gar leblos, oder doch ohne Vernunft und Freyheit sind. Bey diesen also lassen sich gewiß keine Vorschriften wahrnehmen, deren Uebertretung Verbrechen ist und Strafe nach sich zieht. Und so scheint es nicht, als zeigte uns die körperliche Natur etwas von der Gerechtigkeit Gottes.

Fehlt diese Eigenschaft wirklich in der Erkenntniß Gottes, zu der uns die sinnliche Welt führt, so wird sich Jemand sehr irren können, der diese Erkenntniß für hinlänglich hält. Er schafft sich gar leicht einen Gott, der die Welt zum Vergnügen der Menschen gemacht hat, dafür Verehrung und Dank verdient, aber nicht sehr furchtbar ist, weil er sich nicht sehr darum bekümmert, wie die Menschen die Welt gebrauchen wollen, allenfalls es ihnen anheim stellt, wenn sie sich mit einer Handlung Schaden gethan haben, solche ein andermal bleiben zu lassen.

Mich dünkt, dieser Gedanke, daß unsere freyen Handlungen dem höchsten Wesen ziemlich gleichgültig sind, daß es dadurch, menschlicher Weise zu reden, entweder gar nicht erzürnt wird, oder doch leicht von uns selbst kann befriedigt werden, dieser Gedanke muß bey allen Denen zum Grunde liegen, die eine Offenbarung, wie sie die Christen annehmen, für überflüssig halten.

Es ist daher möglich, daß der bloße Naturkundige, der Naturalist, in der französischen Bedeutung dieses Wortes, auch ein Naturalist in der einen deutschen Bedeutung desselben wird.

Ich sage in der einen, um alle Zweydeutigkeit zu vermeiden. Wer die andere noch nicht weiß, dem will ich nur Folgendes erzählen: Ich hörte einmal einem Gellert zu; er predigte lange und eifrig wider die Thorheit der Naturalisten; über die Gefahr, der sie aus unverständiger Verwegenheit sich und Andere aussetzen: es war aber nicht mein Freund, Gellert der Dichter, sondern mein Lehrer, Gellert der Fechtmeister.

Ob Gerechtigkeit des Schöpfers sich in der sinnlichen Welt zeige, das zu entscheiden, muß wohl zuerst ausgemacht werden, was Gerechtigkeit hier bedeutet. Erfodert der Begriff von ihr unumgänglich ein hochnothpeinliches Halsgericht, oder wenigstens Execution und Immission, so wage ich es nicht, ihn in der Physik aufzusuchen; oder ich muß mir zu dieser Absicht die frommen Zeiten zurück wünschen, die ich im Anfange meiner Abhandlung erwähnt habe. Das thue ich gleichwohl nicht, ich behaupte vielmehr, jene wohlmeynenden Bußprediger hätten den Richter der Welt in den ordentlichen Naturbegebenheiten viel rührender und erhabener gezeigt, als in Erdbeben, Pestilenzen, Mißgeburten und Feuerzeichen, wenn sie um den Begriff der Gerechtigkeit Leibnitzen gefragt hätten, und nicht Carpzoven.

Strafgesetze drohen Dem, der seiner Mitbürger Glück stören will, sie lassen ihn das gedrohte Uebel empfinden, um ihn oder wenigstens Andere künftig von Beleidigungen abzuhalten, sie befreyen den Staat von einem Mitgliede, das nur schädlich seyn konnte. Also ist ihr Endzweck allemal das Glück des größten Theils der Bürger, das heißt: der Quell der strengsten Gesetze ist Güte.

Dieses ist so offenbar, daß gegentheils Gelindigkeit gegen Verbrecher nichts anders seyn würde, als Grausamkeit gegen Unschuldige. Einem gefangenen Wolfe die Freyheit schenken, heißt, die Heerde seinen Anfällen und den Anfällen mehrerer aussetzen. Daß man Gerechtigkeit ohne Weisheit nicht denkt, braucht gewiß keiner langen Ausführung.

Gerechtigkeit wird also wohl nichts anders seyn, als weise Güte: eine Erklärung, die ich freylich gleich hätte aus Wolf's Metaphysik §. 1084. nehmen können, wenn Wolf's Metaphysik ein Buch wäre, das man zu unsern schönschwatzenden Zeiten anführen dürfte.

In der größten Schärfe möchte sogar noch von den zwey Worten dieser Erklärung eines, welches man will, überflüssig seyn. Der Gütige will den Gegenstand seiner Neigung glücklich machen: handelt er nicht weise, wählt er nicht die gehörigen Mittel zu seiner Absicht, verhält er sich wie eine Mutter, die ihr liebes Söhnchen verziebt, so schadet er Dem, dem er dienen will, und ist also in der That ungütig.

Eben so glaube ich auf der andern Seite, Weisheit sey allemal gütig, denn ich kann mir keinen Weisen vorstellen, der zur Hauptabsicht hat, Unglückliche zu machen. Klug kann er allenfalls heißen, aber nur wie die Kinder dieser Welt.

Dieses beydes zusammen würde in der That nur so viel heißen, daß im strengen Verstande jede moralische Vollkommenheit jede andere in sich schließt, daß eigentlich nur eine Tugend ist, die nach den unterschiedenen Arten und Gelegenheiten sich zu äußern, unterschiedene Namen bekommt, daß für einen empfindungsvollen Reichen (wenn es einen solchen Reichen giebt) der Dank des Armen eine Wohlthat ist.

Die Erläuterung läßt sich allenfalls noch beybringen, daß Gerechtigkeit, in dem gemeinsten Sprachgebrauche genommen, nur ge-

gen Wesen, die frey handeln, ausgeübt wird. Es würde den Meisten fremd klingen, zu sagen: man handle gegen ein Thier ungerecht. Aber daß Menschen gegen ein Thier grausam handeln können, daran zweifelt Niemand. Und Grausamkeit ist doch wohl noch etwas Abscheulicheres, als Ungerechtigkeit; in der That ein höherer Grad von ihr. Denn nicht das Physische in der Handlung des Grausamen verdammt man, nicht die Qual, die ein Verbrecher verdient hat, nicht die Kaltsinnigkeit, mit welcher der Wundarzt zur Rettung des Kranken wüthet, sondern das Moralische, Marter, die ein Mensch ohne Ursache zufügt.

Wenn es uns also ein ungewohnter Ausdruck ist, gegen ein Thier gerecht oder ungerecht seyn, so kommt das blos daher, weil der gemeine Mann, und mancher Gelehrte, der es am besten wissen sollte, was Gerechtigkeit ist, darüber nie philosophisch nachgedacht hat, und seine Gerechtigkeit nur auf seines gleichen einschränkt. Man darf die Schranken nur ein wenig enger zusammenziehen, so hat man das heidnische Verfahren der Römer gegen ihre Knechte, und das unmenschliche Verfahren der americanischen Christen gegen ihre Schwarzen.

So wird es wohl dürfen angenommen werden, daß Güte durch Weisheit regiert, Gerechtigkeit ist, und es wird nun darauf ankommen, ob das beydes sich in der Natur zeigt. Und wenn es sich in ihr zeigt, wenn der Urheber der Natur, für sich betrachtet, gerecht ist: so werden unsere Handlungen sich vornämlich noch nach der Entscheidung richten müssen, ob Er eben seine Gerechtigkeit gegen uns auszuüben, Neigung und Macht hat. Denn es könnte Ihm ja wohl eins von beyden fehlen. Den Tamerlanen und Bajazethen, oder der Tamerlane und Bajazethe westliche Copien in Miniatur, könnte Er ja wohl vom Himmel herunter zusehen, wie ich Buben, die sich auf der Gasse mit einander balgen, vom Fenster herunter zusehe. Er könnte auch etwa Gleim's Jupiter seyn, der sich von Lysipp's Alexander sagen läßt:

> Zevs, herrsche dort auf deiner Himmelsbühne,
> Herunter aber komm' mir nicht!

Alles dieses nun, däucht mich, muß bey der Untersuchung, die ich vorhabe, aus einander gesetzt werden.

So viel ist doch nicht zu läugnen, daß wir in der Welt Ordnung entdecken; weise Absichten, durch Mittel erreicht, die wir immer desto mehr bewundern müssen, je besser wir sie kennen lernen. Ob nun diese Ordnung unterhalten oder zerstört wird; ob diese Absichten erreicht werden oder nicht, das ist doch wohl Demjenigen nicht gleichgültig, der diese Einrichtung gemacht hat. Aus Dem, was wir von den Geschöpfen erkennen, aus ihrem Verhalten gegen uns, läßt sich einsehen, was für einen Gebrauch wir von ihnen machen sollen. Brauchen wir sie anders, so können wir doch wohl von ihrem Urheber keine andere Gesinnungen erwarten, als wir von einem Künstler erwarten dürften, dessen Werk wir zu etwas, wozu er es nicht bestimmt hatte, mißbrauchen. Also dächte ich, wäre aus Betrachtung der körperlichen Natur doch wohl offenbar, daß wir Handlungen vornehmen können, dadurch wir dem Urheber der Natur mißfallen. Und Demjenigen mißfallen, der auch unser Urheber ist, das hat doch wohl etwas zu bedeuten?

Der Mißbrauch der Geschöpfe kann von unterschiedener Art seyn. Ein Aufseher einer Bibliothek brachte die alten Manuscripte seinen Kindern, daß sie sich an den gemahlten und goldenen Buchstaben belustigen sollten; die Kinder schnitten die Bilderchen gar aus den Büchern heraus. Deswegen verdiente nun freylich der Bibliothekar Schläge, oder noch was Härteres. Indessen waren die Manuscripte vermuthlich nur Gebetbücher, und also war das Verbrechen noch nicht so groß, als wenn ein Archivarius, statt Mönchspergament, dem Buchbinder Urkunden verkaufte, und dadurch seinen Fürsten um die Beweise von Prätensionen brächte, die der Fürst, mit aller Diplomatik, bey Ermangelung der Artillerie nie ausführen wird.

Wäre ich das einzige empfindende Wesen in der Welt, so sähe ich ohne Bedenken alle Geschöpfe für alte katholische Gebetbücher an, aus denen ein guter lutherischer Junge die Bilderchen, wie er will, ohne Verletzung seines Gewissens herausschneiden mag. Das werde ich mich aber nicht unterstehen, wenn ich erfahre, daß es Gelehrte giebt, denen die Bücher mit unverletzten Anfangsbuchstaben werth sind; und wie würde ich die Scheere fallen lassen, wenn der goldene Heilige, den ich jetzt ausschneiden wollte, zu bluten anfinge!

Ohne Zweifel hat man hauptsächlich die empfindenden Geschöpfe zu beobachten, wenn man kennen lernen will, wornach sich unser Gebrauch der Güter der Natur richten muß. Ihnen zu dienen, ist, soviel wir einsehen, alles Sinnlose da. Wenn selbst unter ihnen eins des andern Opfer wird, so gründet sich auch eine solche Gewaltthätigkeit auf das, was das Schwächere mit dem Stärkern gemein hat, auf Selbsterhaltung und Bedürfnisse. Wer Geschöpfe gemacht hat, von denen die einen ohne Untergang der andern nicht bestehen konnten, dem kann es nicht zuwider seyn, daß jedes die Kräfte, die Er ihm gegeben hat, braucht, sich, so gut es kann, zu unterhalten oder zu schützen; und wenn es sich nicht unterhalten oder schützen kann, ohne einem andern Schmerzen zuzufügen, so hat sich das Leidende nicht über das Mächtigere, sondern über die Ordnung der Natur zu beklagen.

Dem ersten Ansehen nach ist etwas Hartes in dieser Ordnung der Natur, die immer ein Thier durch des andern Zerstörung unterhält. Man kann sich vielleicht eine Welt vorstellen, in der sich nichts Fühlendes von einem andern Fühlenden nährte. Sterben müßten die Thiere dieser Welt doch, und wie selten kann der Tod ohne Schmerzen seyn? Wie viele Menschen würden nicht einen Freund bitten, ihre Pein durch einen wohlthätigen Mord zu endigen, wenn Sterben für uns nichts mehr wäre, als was es für das Thier ist! Der Tod ist also vermuthlich einer der leichtesten, bey dem ein Thier zugleich einem andern nützlich wird. Gewöhnlich erfolgt dieser Tod unversehens und plötzlich. Denn zusehen, wie ein lebendes Geschöpf sich sterben fühlt, das ist, so viel ich die Natur kenne, keine Ergötzung unvernünftiger Seelen, die genießt nur der zweybeinige Tyrann der Thiere, an seines gleichen als Nero, an niedrigern, geängsteten Flüchtlingen als Picqueur und Fuchsjäger.

Solchergestalt ist wohl kein Zweifel, daß das Vergnügen empfindender Geschöpfe eine Absicht des Schöpfers gewesen ist. Alle streben darnach, alle genießen welches, und manche vielleicht bis auf den Augenblick, da der Endzweck ihres Daseyns erfüllt war. Durch dieses Bestreben, durch diesen Genuß, wird jedes angetrieben und in den Stand gesetzt, das zu verrichten, warum es in der Welt ist. Es ist so glücklich, als es an der Stelle, die ihm in der Welt gehörte, seyn kann; es ist glücklich, damit auch an-

dere glücklich seyn können, und aus dem Glücke der einzelnen Geschöpfe entsteht die Vollkommenheit des Ganzen.

So ist die Güte des Schöpfers beschaffen, nicht die falsche Güte eines Sterblichen, die sich auf einen oder wenige Gegenstände einschränkt, und je eifriger diese ihre Partheylichkeit ist, desto härter gegen alles Andere wird.

Das Thier kennt nur sehr wenig von dem Zusammenhange der Welt; es wird blos durch das geleitet, was es fühlt, und wessen es sich Zeit seines kurzen Lebens erinnert; in die Zukunft sieht es vielleicht gar nicht. Wovon es aber selbst keine Vorstellung hat, das zeigt es doch dem Menschen, einen Schöpfer, der jedem Wurme sein Schicksal weise und gütig geordnet hat, das ist, der jedem Wurme Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Die Gerechtigkeit, die sich bey Thieren zeigt, wird sich also wohl auch auf Menschen erstrecken. Hier däucht mich übergiebt die Physik ihr Lehramt der Psychologie und Moral.

Nur eine Betrachtung, die mir die Naturkunde darbietet, will ich noch beyfügen. Die Menschen an die Macht eines gerechten Beherrschers der Welt zu erinnern, braucht man gern schreckliche Naturbegebenheiten, die desto mehr Eindruck machen, weil sie auch selten sind.

Ich verwehre Niemandem, erbauliche Gedanken bey solchen Gelegenheiten zu haben. Ob sie aber allein mächtig genug sind, etwas Gutes zu stiften, daran zweifle ich sehr. Mir fällt dabey immer die Geschichte eines bekannten französischen starken Geistes ein. Er hatte sich in der Fasten ein Essen machen lassen, das ihm seine Kirche verbot. Es entstand ein heftiges Gewitter. Was das nun für ein Lärmen um einen Eyerkuchen ist! sagte er, und warf die Schüssel zum Fenster hinaus. Das Gewitter ging vorbey, und Des Barreaux bestellte sich einen neuen Eyerkuchen [1]).

Gesinnungen, die Alles, was wir thun, regieren sollen, müs-

1) Den letztern Umstand hielt Jemand, der diese Vorlesung angehört hatte, für meine Erfindung. Ich versicherte ihn aber, daß ich es aus dem Vademecum für lustige Leute (II. Th. 272.) beweisen könnte, und ein gelehrter Kenner der Geschichte gestand mir zu, diese Autorität sey nach dem neuesten historischen Geschmack vollkommen zulänglich.

sen beständig in uns leben, nicht sturmweise erregt werden. Dem Naturforscher zeigt sich die Gewalt des Schöpfers über uns in seinen Wohlthaten, ohne die wir keinen Augenblick sind. Derjenige, durch dessen Wort die Erde sich um die Sonne wälzt, braucht mich an seine Macht nicht durch ein Erdbeben zu erinnern.

VIII. Gesinnungen eines deutschen Gelehrten bey der Erinnerung Sr. Excellenz des wohlsel. Premierministers v. Münchhausen.

In einer Versammlung der Königl. deutschen Gesellschaft den 15. December 1770 vorgetragen.

Ein Gegenstand kann so groß, so erhaben seyn, daß nicht Jeder, der von ihm reden will, alle Vorzüge desselben richtig zu erkennen, anständig zu erzählen, vermag. In einem solchen Falle wird es vernünftig seyn, sich bey diesem Gegenstande auf das einzuschränken, wovon man sich getraut, mit der meisten Einsicht und Empfindung zu reden, das Uebrige Andern zu überlassen, und, anstatt daß die Fabel ihren Herkules aus vielen zusammensetzte, einen wahren außerordentlichen Mann in viele große zu theilen.

So will ich mich jetzt bey dem Gegenstande verhalten, von dem allein sich gegenwärtig reden läßt, der aller Herzen mit dankbarer Wehmuth füllt. Von allen Gedanken, die er erregen kann, will ich nur die verfolgen, denen ich mich am liebsten überlasse, die, welche Münchhausens Namen in einem Gelehrten erregen muß, der so stolz als ich darauf ist, ein Deutscher zu seyn!

Nie habe ich den Ausländer um die Gaben seines Geistes beneidet. Nicht den sanft, gefällig lehrenden Italiäner; nicht den lebhaften, sich Alles erleichternden Gallier; nicht den tiefdenkenden Briten; wenn ich Einen von ihnen gelesen habe, ist mir immer ein Deutscher eingefallen, der dabey sagen könnte, was einer meiner verstorbenen Freunde einmal sagte, der Leipziger Lehrer der

Anatomie, Janke: Man bewunderte in seiner Gegenwart die Abbildung eines sehr feinen und künstlichen Präparats [1]); er sah es an —: So einen Kopf möchte ich wohl auch einmal machen!

Seiner Geschicklichkeit, seines Eifers war er gewiß, aber nicht, ob es ihm Zeit und Umstände erlauben würden.

Nur Eine Erinnerung dieser Art demüthigt mich, wenn ich die großen Ausländer sehe; einen Newton, der sich in der Einsamkeit, wo ihn Erfindungen ergötzten, so wohl befand, daß sich Barrow mehr Mühe geben mußte, ihn zu Annehmung eines Lehramts zu bewegen, als ein deutscher Magister sich giebt, ein Lehramt zu erhalten.

Und gegen Newton Den, welcher gewesen seyn mußte, wenn Newton seyn sollte, Keplern! Er erweiterte nicht Wissenschaften, er erfand neue: Theorie der Planeten, anziehende Kraft, Dioptrik, selbst Rechnung des Unendlichen, ohne alle die großen Männer von Cartes bis auf Hugen zu kennen, durch deren Bemühungen Newton sich über sie erhob, ohne Werkzeuge zu Versuchen und Beobachtungen, — wie nenne ich so entbehrliche Dinge! — ohne Brod.

Freylich hat Deutschland nicht eine Menge Kepler; aber Britannien auch nicht eine Menge Newtone; und so wird diese Vergleichung, eine von vielen, die ich beybringen könnte, immer den Deutschen berechtigen zu sagen: So einen Kopf wollte ich wohl auch machen.

Was wird er aber wünschen, wenn dieser sein Gedanke nicht immer nur ein beunruhigendes, fruchtloses, endlich niederschlagendes Bestreben bleiben soll?

Zuerst freylich, weil wir nicht blos Geister sind, die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Körpers. Und muß er diese Bedürfnisse durch Das erwerben, wodurch Monarchen, wenn es gute Monarchen sind, die ihrigen erwerben, durch Geschäftigkeit, die den Menschen nützt, so ist er bey solchen Geschäften glücklich, die seinen Fähigkeiten, seinen Neigungen gemäß sind, wo auch sein

1) Die Nerven des Angesichts, von Hrn. Meckel, Hist. de l'Ac. R. des Sc. et des B. L. de Prusse. Tome VII. (der Titel hat durch einen Druckfehler Année 1752, statt 1751). Ich gebe diese Anzeige hier mit desto mehr Vergnügen, weil auch das Präparat selbst von einem Deutschen war.

beſſrer Theil Nahrung findet, wo er Veranlaſſung und Muße hat, bekannten und lange gebrauchten Wahrheiten neue Anwendungen, neue Einſichten beyzufügen.

Seine Bemühungen können Hülfsmittel erfodern, die er ſelbſt ſich nicht ſo leicht verſchaffen könnte: werden ihm dergleichen dargeboten, ſo vergrößert dieſe Freygebigkeit den Eifer, den ſie unterſtützt.

Zum Weſentlichen würde er nun eben nicht viel mehr verlangen: wenn nicht der Gelehrte, ſo gut als Der, deſſen Werkzeug ihm auch ein Ehrenzeichen iſt, ſeinen Stand für einen Stand der Ehre hielte, wenn nicht auch ihn, ſchon ohne weitern Vortheil, auch nur Aufmerkſamkeit und Achtung des Großen anfeuerte.

Daß der deutſche Gelehrte alles Dieſes in Göttingen genoſſen hat, iſt bekannt; daß er etwas davon ſonſt nirgends genoſſen hätte, dieſes zu ſagen, wäre unanſtändig, ſelbſt es mit einiger Zufriedenheit zu denken, niedrig, unter den Gedanken eines Geiſtes, der den Werth der Wiſſenſchaften kennt, und ihnen überall Ausbreitung und Schutz wünſcht.

Die Gnade der Großen, ſie äußere ſich nun durch wirkliche Beförderung gelehrter Bemühungen, oder wenigſtens durch Beyfall, der den Gelehrten ſeine Kräfte anzuſtrengen treibt, iſt allerdings wichtig für die Unterhaltung und das Wachsthum der Gelehrſamkeit. Der deutſche Gelehrte klagt doch oft in dieſer Betrachtung über Kaltſinn, der bey den andern Nationen nicht ſeyn ſoll; ich kann nicht völlig urtheilen, wie weit ſeine Klagen gegründet ſind, weil ich den Zuſtand der auswärtigen Gelehrſamkeit nur aus Nachrichten kenne. Manche dieſer Nachrichten ſcheinen mir, wenigſtens von den jetzigen Zeiten, ohngefähr das zu ſagen, was Jener ſagte, der aus dem Monde zu kommen vorgab: Es iſt dort Alles ſo wie hier!

Aber, welcher deutſche Gelehrte wünſcht ſich nicht in ſeine Zeiten den römiſchen Mäcen zurück, ſtatt Deſſen, den er etwa ſo nennen muß. Man hat eine deutſche Lebensbeſchreibung, wie der Titel heißt, der weltberühmten Perſon des Mäcenas, die ich vor Dieſem geleſen habe, nicht viel mehr aus ihr weiß, und ſie nicht wieder nachzuſchlagen verlange: was ich von ihm vor Dieſem im Horaz geleſen habe, das weiß ich noch, und leſe es

noch immer wieder. Der Minister eines Beherrschers der Welt, ein Mann, dem Könige Cour machten, ergötzt sich mit den schönsten Geistern seiner Zeiten, die aller nachfolgenden noch unerreichte Vorbilder bleiben. Mit mehr Geschmack kann man sich nicht leicht ergötzen, und, nach meiner Empfindung, die freylich nicht die Empfindung aller Gelehrten seyn kann, ist nur noch eine Erholung von Regierungssorgen, die dieser gleichzustehen, allenfalls mit ihr abzuwechseln, verdiente: die Betrachtung der Wunder der Natur, die Beobachtung des Himmels, die Erholung Julius Cäsar's, Carl's des Fünften und Georg's des Dritten.

Indessen weil doch selbst Vitruv seine Bücher nicht an den Mäcen, sondern an den Kaiser richtet, der ein hölzernes Rom fand, und ein marmornes hinterließ, so sehe ich nicht, warum Horazens Freund eben der Heilige des Mathematikverständigen seyn soll, oder des Philosophen, oder des Geschichtschreibers, zumal dessen, der sich mit dem medio aevo beschäftigt; am allerwenigsten, was die drey obern Facultäten mit ihm zu thun haben?

Allen gelehrten Beschäftigungen Aufmerksamkeit gönnen; denen, die sich durch Reiz zu empfehlen suchen, und denen, die glauben, ihre Wichtigkeit könne der Anmuth entbehren; denen, die allgemeiner Beyfall für nützlich erklärt, und denen, die wie Schutzgeister die Sterblichen leiten, ohne von gemeinen Augen bemerkt zu werden; in allen diesen Wissenschaften Leute, die sich über das Mittelmäßige erheben, auffsuchen, sammeln, versorgen, unterstützen; Jedem von ihnen die Verrichtungen bestimmen, die ihm seine eigenen Neigungen, seine gezeigten Geschicklichkeiten bestimmten, und dadurch sicher seyn, daß er die Erwartung von ihm erfüllt, die sich auf seinen Charakter gründet; ohne Parthеylichkeit für eine Wissenschaft, für einen Mann, Jedem, was er zur Beförderung seiner Untersuchung wünscht, gewähren; die Entdeckung dieser Wünsche von ihm verlangen; von dem Lehrer, der die Wissenschaften ausbreitet, von dem Erfinder, der sie erweitert; Größe des Geistes in Regierung des Ganzen, mit unglaublicher Arbeitsamkeit in Lenkung aller einzelnen Theile verbinden; nicht die äußerlichen Handlungen durch Befehle, sondern die Herzen durch Leutseligkeit beherrschen; selbst, wie die Gottheit Mängel

der Menschen duldet, die sie zu Ausführung ihrer Absichten braucht, auch die Mängel der Gelehrten dulden; langmüthig, huldreich, ihre Unzufriedenheiten, ihre Uneinigkeiten beruhigen, wenngleich der Platz zwischen denselben bey weitem nicht so unterhaltend ist, als des Augustus Platz zwischen Maro's Seufzern und Horazens Thränen. Allenfalls Den, der übermenschliche Geduld mißbraucht, nur so strafen, wie auch die Gottheit den unzufriedenen Trotz auf's gelindeste straft, durch Erfüllung seines Verlangens; und so, der ersten Stelle in der Verwaltung des Staates, gleich eifrig, den nicht so prächtigen, aber eben so mühsamen Schutz einer Universität beyfügen; beyde unverdrossen, unentkräftet, im späten Alter, bis an den Uebergang in ein besseres Leben fortsetzen — das sind Züge einer Schilderung, zu der jetzt noch keine Zeit, keine Nation, einen Namen schreiben kann, als die unsrige.

Und dieser Deutsche, im Dienst eines Fürstenstammes, der seine Macht, seine Weisheit, seinen Eifer, sein Blut, allemal zu Germaniens Vortheil, Ehre, Rettung, angewandt hat, den Britannien rufte, Freyheit und Religion zu beschirmen; da bestimmt er den Wissenschaften einen Sitz, will, daß das Land, das noch immer Hermanne gezeugt hatte, auch Druiden und Barden haben soll! Fühlt, deutsche Gelehrte, den Werth, den Er euch gab!

Bey dem Verluste eines verehrten Gegenstandes verstatteten sie Thränen dem weichern Geschlechte, Andenken empfohlen sie Männern, die Deutschen des Tacitus, sie, für die doch im Munde der Nachwelt leben, nicht die ganze Unsterblichkeit war, wie für philosophirende Römer, sie, die richtiger, erhabener, von der Unsterblichkeit dachten.

Andenken erhalten, heißt nicht: den Namen nennen, wie ihn ein Stein nennt. Es heißt: Handlungen unternehmen, wie sie dem Geiste, den wir ehren, gefallen würden, wenn Er sie sähe; was er veranstaltet hat, ferner seiner Bestimmung gemäß anwenden, Wohlthaten, die er uns erzeigt hat, durch fortgesetzte Wirksamkeit derselben der spätern Nachwelt übergeben. So, nicht mit Worten, mit Tugenden, segne der deutsche, der göttingische Gelehrte, Münchhausen!

IX. Ueber sinnliche Wahrheit und Erscheinung.

In der deutschen Gesellschaft vorgelesen den 23. März 1771.

Von Wahrheit und Erscheinung ist mehr geschrieben worden, als ich lesen mochte, wenn ich Zeit übrig behalten wollte, selbst etwas davon zu schreiben.

Manche meiner jetzigen Zuhörer und etwa künftigen Leser finden vielleicht in dem Aufsatze, den ich hier vorlegen will, nichts, das ihnen neu ist; aber diesen werden schon mehr Abhandlungen vorgekommen seyn, in denen Ihnen nichts neu war, Sie werden mir also das Recht anderer Schriftsteller nicht versagen, das ich wenigstens nicht mißbrauchen will.

Ein Paar auswärtige Philosophen habe ich doch darüber nachgelesen; meine Ursache hiezu war eben die, warum ich noch vor wenig Jahren einige Monate im Tanzen Unterricht nahm. Tanzen hatte ich freylich schon vorlängst gelernt, und konnte es gut genug für einen Gelehrten, der nie da tanzen wollte, wo die Musik von Denen bezahlt wird, die erst gelehrt werden sollen: ich wollte aber wissen, ob in den Theilen der Tanzkunst, die auch den Kopf des Philosophen und des Geometers beschäftigen können, seit meiner Jugend etwas Wichtiges wäre verändert worden. Ich fand noch eben die Positionen und eben die Pas; und in den neuen Vernunftlehren fand ich auch noch: Wahrheit sey die Uebereinstimmung unserer Empfindungen mit den Sachen selbst.

Diese Erklärung hat den kleinen Fehler, daß nach ihr unmöglich ist zu entscheiden, was wahr ist oder nicht. Denn wenn

ich nun wissen will, ob die Erzählungen von den patagonischen Riesen wahr sind, so sagt mir diese Erklärung auf gut deutsch: alsdann sind die Erzählungen wahr, wenn es wirklich in Patagonien Riesen giebt, die auf kleinen Pferdchen reiten, und die Füße hintennach schleppen. Aber ob es nun dergleichen dort wirklich giebt, wie erfahre ich das, ich, der ich keine Reise in Südamerika thun kann?

Die Körper außer mir kenne ich nur vermittelst meiner Sinne, wie ein Land, in das ich nie kommen werde, aus Reisebeschreibungen. Wie kann ich also wissen, ob mir meine Sinne die Körper so vorstellen, wie sie sind?

Gar leicht, antwortet mir der Philosoph; denn man darf nur seine Empfindungen mit einander vergleichen, allenfalls über einen Gegenstand unterschiedene Sinne befragen u. s. w. Hiegegen habe ich nichts einzuwenden; aber das heißt nicht: Uebereinstimmung der Vorstellungen mit der Sache, sondern Uebereinstimmung der Vorstellungen mit einander selbst; und auf diese Art hätte man die Wahrheit erklären sollen, auch wenn von sinnlichen Dingen die Rede ist. Denn die metaphysische Wahrheit hatte schon Wolf so erklärt, und von den Wahrheiten, die aus allgemeinen Begriffen hergeleitet werden, wie z. E. die geometrischen, ist offenbar, daß nichts zu ihnen kann gerechnet werden, was sich nicht zu ihrem Zusammenhange bringen läßt, und davon ist man nur alsdann versichert, wenn es aus ihnen durch richtige Schlüsse folgt.

Was hat wohl die Philosophen veranlaßt, bey sinnlichen Dingen die Wahrheit nicht in der Uebereinstimmung der Vorstellungen unter einander, sondern mit der Sache selbst, zu suchen? Vermuthlich weil sie angenommen haben, wenn wir empfinden, so müsse etwas außer uns seyn, von dem die Empfindung herrührt, und das müsse doch so seyn, wie die Empfindung es uns darstellt.

Den ersten dieser Sätze begehre ich nicht zu läugnen, denn er sagt nur etwas, das die Philosophen erfodern, wenn sie das Wort Empfindung brauchen wollen, und die Bedeutung der Wörter ist willkührlich. Aber für einen Grundsatz angenommen: daß Empfindung nie ohne äußerliche Veranlassung ist, so kommt bey jeder Vorstellung der Seele die Frage vor, ob diese Vorstellung

Empfindung, oder nur Einbildung ist, und das läßt sich wieder durch nichts, als durch den Zusammenhang der Vorstellungen unterscheiden.

Der Kranke macht sich Vorstellungen, zu denen Gesunde um ihn herum keine Gegenstände wahrnehmen. Ob er also wirklich empfindet, ob er wachend träumt, das beurtheilen die Umstehenden nur aus dem Zusammenhange ihrer Vorstellungen unter einander; er selbst, wenn er noch denken kann, beurtheilt es daraus, wie diese seine Vorstellung mit seinen übrigen zusammenhängt, mit den Vorstellungen Anderer, denen er glaubt. Niemand kann die Sache selbst fragen, ob sie da ist. Es läßt sich so gar nicht allemal zuverlässig entscheiden, was die Seele nur von ihr selbst hervorbringt, und wozu sie in der That eine Veranlassung außer ihr hat; ob der Wahnwitzige, der Bilder an der Wand zu sehen glaubt, sich nur das einbildet, oder ob in dem zerrütteten Gehirne eben das vorgeht, was in einem gesunden vorgehen müßte, wenn die Bilder an der Wand ständen [1]).

---

1) Ich hatte in Leipzig einen Zuhörer, der aus der Hauptstadt der östlichen Provinz von Deutschland aus einer Familie, die in der gelehrten Geschichte berühmt ist, mit sehr viel Kenntnissen vorbereitet auf die Universität kam, und daselbst sich besonders auf Philologie, schöne Wissenschaften und Mathematik mit glücklichem Fleiße legte. Er ward Magister und fing selbst an Collegia zu lesen, wobey er aber sehr einsam lebte, und stets studirte. Wenn ich ihn erinnerte, sich zuweilen zu zerstreuen, so antwortete er mir: zur Erholung läse er im Homer. (Unsere schönen Geister, wenn sie das thun können, so heißen sie es studiren, freylich schonen sie auch ihre Gemüthskräfte, daß ihnen das nicht widerfahren kann, was dem guten Magister widerfuhr.) Einen Winterabend bekam ich von ihm ein französisches Briefchen, des Inhalts: Es würden ihm an der Wand seines Zimmers durch eine Zauberlaterne Bilder dargestellt, deswegen er mich bäte, zu ihm zu kommen. Er wohnte drey Treppen hoch hinten hinaus im Hofe eines großen Hauses, in den aus benachbarten Häusern auch Fenster gingen. Ich fand seine Stube von einem Windofen stark erhitzt, und es wurden ein Paar Bouteillen Burgunder auf den Tisch gesetzt. Nach diesen Anstalten hielt ich es nicht für unmöglich, diesen Abend selbst Bilder zu sehen. Sein Bericht war: Er sähe an der Wand Bilder, deren Vorstellungen er mir beschrieb. Sie hingen ziemlich untereinander darin zusammen, daß ihm Anträge gethan würden, auswärts durch seine Geschicklichkeiten Ehre und Vortheile zu erhalten. Ein Paar Monate zuvor hatte er mir

Uebrigens weil ich hier von Empfindungen rede, so versteht sich, daß Sachen außer uns nur solche heißen, die Gegenstände von Empfindungen seyn können, daß ich hier die Gedanken ausschließe, die man sich von Gott oder andern Geistern macht.

Empfinden nämlich heißt allemal, sich etwas Körperliches vorstellen, in dem man nie alle Theile des Ganzen unterscheidet, nie alle sich einzeln vorstellt. Empfindung ist also zuverlässig eine Vorstellung, in der man nicht Alles kennt, was sie enthält. Sobald man eine Empfindung in einzelne zerlegt, aus denen sie entsteht, sobald hört sie auf dieselbe Empfindung zu seyn. Alsdann brennt die Nessel mich nicht mehr, sie verletzt mich nur mit unzähligen kleinen Stacheln.

---

ein Papier geschickt, in dem die Quadratur des Zirkels sollte enthalten seyn; es war aber gar kein Verstand darin. Diese Erfindung hatte er auch auf Anrathen der Bilder, ich weiß nicht an welche Akademie der Wissenschaften gesandt, erkannte aber jetzt, daß er sich geirrt hätte.

Ueber die Entstehung der Bilder dachte er so;

In den erwähnten benachbarten Häusern wären Zauberlaternen (das Wort blos im Verstande der jetzigen Naturforscher genommen, nicht im Verstande der vormaligen Hexenverbrenner): durch diese würden ihm die Bilder in sein Zimmer geworfen. Diese Maschinen müßten sehr künstlich seyn, weil sie die Bilder so weit würfen, und auf eine so versteckte Art entstehen machten; der große Vorrath von Bildern erfodert viel Aufwand, und die Leute also, die so viel daran wendeten, ihm diese Vorstellungen zu machen, müßten damit sehr wichtige Absichten seinetwegen haben, ohne welche sie sich so viel Mühe nicht geben würden. Denn für natürlich sah er Alles an; er beschrieb mir, was er, die Augen nach der Wand gerichtet, für Bilder in meiner Gegenwart sah, wie man Gemählde beschreiben würde, die man an der Wand hängen sähe, und ich schämte mich vor mir selbst, daß er dieses so gelassen erzählen konnte; denn ich fing fast an mich zu fürchten.

Seinem Wirthe hatte er das Phänomen mit seiner Hypothese erzählt, und der, ein Kaufmann, hatte darüber gelacht; von mir aber, der ich wußte was Zauberlaternen sind, erwartete er Beyfall. Laut ihm denselben zu ertheilen, dazu konnte ich mich nicht genug verstellen; er verlor also das Vertrauen zu mir. Er hat die Bilder noch etliche Jahre darnach immerfort gesehen, auch eine Reise, die er nach Hause, und wieder nach L. zurück that, brachte sie ihm nicht aus dem Kopfe. Er verfiel zuletzt in einen stillen Trübsinn, wo er nichts Böses, auch nichts Gutes that, fast gar nicht zum Reden zu bringen war, und darin ist er endlich in seiner Vaterstadt gestorben.

Man wird schon hieraus sehen, was die Foderung heißt: Wahre Empfindung soll uns die Sache so vorstellen, wie sie ist. Wer diese Foderung thut, muß nie bemerkt haben, daß man zusammengesetzte Empfindungen in einfachere zerlegen kann, die ganz etwas Anderes darstellen. Das Frauenzimmer, das den Flügel spielt, weiß nicht, wie viel Erschütterungen in einer Secunde jede Saite ihrem Ohre zusendet; und der Mathematicus, indem er es berechnet, hört gewiß keine Musik. Indessen sind beyde Vorstellungen von der Musik wahr: die, welche das feinste Gehör erfodert, und die, wo sich elastische Erschütterungen auch einem Tauben sichtbar und fühlbar machen lassen.

Empfindung zeigt uns, nicht was der Gegenstand ist, sondern wie er in unsre sinnlichen Werkzeuge wirkt. Zween Gegenstände, die in unsre sinnlichen Werkzeuge auf einerley Art wirken, sind für unsre Empfindung einerley, so unterschieden sie an sich selbst seyn mögen. Einen von dem andern zu unterscheiden, nimmt man vielleicht zween Sinne zusammen; man versichert sich durch's Gefühl, daß die Mahlerey nicht erhoben ist, wie sie aussieht, das heißt, man hat sich zuvor eine Definition vom Erhobenen gemacht, in der enthalten ist, wie das Erhobene aussehen und wie es sich anfühlen soll, und so nennt man das nicht erhoben, wo man das Anfühlen vermißt. Diese Definition sagt aber nicht, was das Ding ist, das wir erhoben nennen, sondern wie sich dieses Ding zween unserer Sinne zugleich darstellt. Der junge Engländer, dessen Blindheit Cheselden hob, hatte Gemählde lange Zeit für nichts Anderes angesehen, als für Tafeln, auf denen bunte Flecke wären; ohngefähr mochte er einmal die gehörige Stellung treffen, wahrzunehmen, daß das Gemählde erhoben aussähe: er befühlte es, und fragte: welcher von beyden Sinnen der Betrüger wäre? eine Frage, die den Philosophen, welche diese Begebenheit erzählen, sonderbarer vorgekommen ist, als mir.

Denn so oft ich einem kleinen Mädchen gezeigt habe, wie ein Gegenstand zwischen zween Spiegeln vervielfältigt erscheint, so oft hat es hinter die Spiegel gegriffen und geguckt. Also that es diese Frage nicht mit dem Munde, denn es konnte die gelehrten Wörter noch nicht aussprechen, sondern, wie kleine muntere Mädchen reden, mit Hand und Augen.

Und wir Erwachsene thun dergleichen Fragen nicht mehr, weil wir uns längst der Zeit nicht mehr erinnern, als wir sie thaten. Gegentheils setzen wir das Gefühl zum Richter über die andern Sinne, ohne daran zu denken, daß ein Sinn so gut als der andere Gefühl ist, nur Gefühl, dessen Nerven nicht durch den ganzen Körper ausgebreitet sind.

Das Gefühl stellt uns so gut Verhalten der Sache außer uns gegen unsern Körper dar, als alle übrigen Sinne. Bey manchen Blinden hat es Farben unterschieden, und in der Hand des Schmiedes verträgt es ein fast glühendes Eisen.

Die Philosophie, nach der das Gefühl allein Wahrheit lehrt, nach der sich der Regenbogen von den Regentropfen so unterscheidet, wie Erscheinung vom Wirklichen, die muß das Complementum possibilitatis, das dem Metaphysiker so schwer anzugeben ist, ohngefähr so erläutern: Naß machen, oder ein Loch in den Kopf stoßen.

Auch bey dem Gefühle giebt Jedermann Erscheinungen zu, z. E. daß ein Keller uns im Sommer kühl, im Winter warm vorkommt. Was man hier Erscheinung nennt, das besteht nicht darin, daß die Luft des Kellers kühler oder wärmer ist, als die äußere, das erkennt man für wahr; sondern darin, daß uns, die wir an diesen Unterschied nicht denken, eben deswegen die Luft im Keller eine andere Empfindung erregt, als wir erwarteten.

Eine unerwartete Erscheinung ist offenbar eine Empfindung, die mit den gewöhnlichen, in deren Reihe sie vorkommt, nicht übereinstimmt. Eben deswegen erregt sie unsere Neugier, zu erforschen, wie sie entsteht, das heißt, wie sie sich in den Zusammenhang der übrigen Empfindungen bringen läßt; sind wir darüber befriedigt, so glauben wir nun zu wissen, was in der Erscheinung wahr ist.

Oft stimmen auch in einer großen Menge von Empfindungen nicht alle mit einander überein; oder manche stimmen mit den Schlüssen nicht überein, die wir aus andern ziehen. Die erste Empfindung, die wir von den Bewegungen der himmlischen Körper haben, ist so, wie die Empfindung einer hohlen Kugel seyn würde, die sich um uns drehte: je mehr wir Empfindungen von den himmlischen Körpern bekommen, je mehr Schlüsse wir aus ihnen herleiten, desto mehr bemerken wir, das uns bey der

hohlen Kugel nicht so vorkommen könnte. So kommen wir nach und nach auf das, was wir die wahre Weltordnung nennen, und das Merkmal ihrer Wahrheit ist kein anderes, als daß in sie alle himmlische Erscheinungen, alle Folgen daraus, passen.

Was im Himmel selbst vorgeht (ich meyne den astronomischen Himmel, nicht den theologischen), das wissen wir nicht; nur wie sich das uns vorstellt, was da vorgeht, oder vielleicht schon lange vorgegangen ist. Denn daraus, daß das Licht Zeit braucht, von einem Sterne zu uns zu kommen, und aus der unermeßlichen Weite der Fixsterne von uns, folgt, daß das Licht, vermittelst dessen ich gestern Abend einen Stern sah, von ihm vielleicht vor mehr als einem halben Jahrhunderte ausgegangen ist: und weil innerhalb dieser Zeit kein Bewohner der Erde andere Nachricht von ihm hat haben können, als vermittelst des Lichtes, das von ihm anlangt, so habe ich vielleicht gestern mit großer Sorgfalt und Richtigkeit einen Stern beobachtet, der, ehe ich das Wort Astronomie nennen hörte, verloschen, zerborsten, was weiß ich wie, untergegangen ist.

Man bilde sich Menschen ein, die von ihrer Kindheit an in eine unterirdische Höhle eingesperrt gewesen sind, nur so viel Licht bekommen, als eine enge Oeffnung oben im Gipfel des Berges herabläßt, und von dem, was bey dieser Oeffnung vorbey geht oder getragen wird, in die Tiefe ihrer Gruft fallende Schatten beobachten.

Gesetzt es stände unter ihnen ein Philosoph auf, und belehrte sie mit einer tiefsinnigen Miene: Diejenigen Schatten sind wahr, die uns die Sache oben auf dem Berge so vorstellen, wie diese Sachen wirklich beschaffen sind; sollte keiner seiner Mitgefangenen so viel natürlichen Verstand haben ihn zu fragen: Aber woher weiß man denn hier unten, wie die Sachen beschaffen sind?

Und wenn unsere Philosophen die Wahrheit eben so definiren wie der Troglodyte, so müssen sie sich nicht erinnern, daß Plato zu ihrem Unterrichte dieses Mährchen ein Paar tausend Jahre eher erzählt hat, als Leibnitz sagte:

Daß die ganze sinnliche Welt nur Erscheinung ist.

Was man in dieser Welt der Erscheinungen Wahrheit nennen darf, habe ich vorhin angezeigt; und wer hievon mehr Erläuterungen und Beyspiele verlangt, findet sie in der Optik, in

der Astronomie, in der ganzen angewandten Mathematik, wo die sichersten Kenntnisse auf lauter Erscheinungen gegründet sind.

Der, welcher sich mit diesen Kenntnissen beschäftigt, kann von ihnen überzeugt seyn, sie zum menschlichen Nutzen anwenden, sie erweitern, ohne daß er weiß, daß es nur Erscheinungen sind, mit denen er zu thun hat.

Nur alsdann wird er irren, wenn er Sätze, die in der scheinbaren Welt richtig sind, in die wahre bringen will.

Man hat Seecharten, welche die Erde vorstellen, als wäre sie eine ebene Fläche. Der Schiffer, der stets nahe am Aequator bleibt, bedient sich ihrer ohne Nachtheil, auch wenn er nicht weiß, wie falsch das ist, was sie voraussetzen. Aber bey dieser Unwissenheit mag er sich mit ihnen nicht gegen die Pole zu wagen.

So ist es noch zu unsern Zeiten dem größten Mathematikverständigen gegangen, wenn er die einfachen Wesen, und den Satz, daß es nicht vollkommen ähnliche Dinge giebt, bestritt, wenn er die Immaterialität der Seele beweisen wollte.

Solche metaphysische Versehen beging Euler nicht als Mathematicus, sondern als Philosoph, der die gemeine Definition der Wahrheit annahm, Empfindungen glaubte, dadurch die Sache so vorgestellt wird, wie sie ist.

Eben aus dieser Definition so angenommen, entspringen die Untersuchungen über das Kennzeichen der Wahrheit. Diese Untersuchungen erinnern mich oft an eine arme blinde Frau, die ihr leinen Zeug selbst wusch. Wenn sie es ihren Gedanken nach lange genug im Wasser handthiert hatte, nahm sie es heraus, und sagte: Nun mag es gut seyn! Die Weiber um sie herum lachten, denn sie hatten keine philosophische Theorie von den Kennzeichen der Reinigkeit der Wäsche für eine blinde Wäscherinn.

Für die Sinne gehört nur Wahrheit in den Erscheinungen. Was in den Sachen selbst wahr ist, das lehrt uns nur der Verstand; er lehrt uns davon sehr wenig, aber genug für unsere jetzigen Bedürfnisse.

X. Der Erinnerung Sr. Excell. des Wohlsel. Hrn. Cammerpräsidenten v. Behr, als Ober-Aeltesten der Königl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen, gewidmet.

In einer feyerlichen Versammlung der Gesellschaft, den 11. Januar 1772.

Von Jemandem, der unserer Verehrung und Liebe ist entrissen worden, sich zu unterhalten, ist eine traurige Wollust, der man sich wohl überlassen darf, wenn man auch seine eignen und die allgemeinen Empfindungen für allen Ausdruck durch Worte zu stark fühlt, wenn man auch nicht glaubt, daß sich mit Geist und Kunst des Gelehrten eine Lobrede machen lasse, die so viel sagt, als der Schmerz ganzer Provinzen.

So wird es der deutschen Gesellschaft verstattet seyn, sich Desjenigen jetzt zu erinnern, der an ihren allerersten Bemühungen als Mitarbeiter Theil genommen hat, dessen Schutze sie wesentliche Vortheile verdankt, und der ihr erlaubte, Ihn unter einer Benennung, die noch immer eine Fortdauer der alten Verbindung mit ihr anzeigte, zu verehren.

Es sind noch Mitglieder vorhanden, die der ersten Zeiten unserer Gesellschaft gedenken [1]): diese versichern, daß nicht Geburt

1) Die Gesellschaft entstand 1738; damals waren ihre ordentlichen Mitglieder Studirende, die sich unter Gesner's und anderer hiesigen Gelehrten Aufsicht übten; man nannte daher Gelehrte, die nicht mehr Collegia hörten, wenn sie ihr beytraten, Ehrenmitglieder. Von diesen

und Rang allein der Gesellschaft ihren ersten Aeltesten, nachmaligen Ober-Aeltesten, verehrungswerth gemacht haben, daß Er auch in den schönen Wissenschaften den anhaltenden Fleiß, den feurigen Geist, gezeigt hat, durch die er sich in ernsthafterer Gelehrsamkeit unter den damaligen edlen Jünglingen auszeichnete, bald Einsichten und Eifer wies, denen Länder ihr Wohl anvertrauen durften, der erste unter Georgiens Augustens Söhnen war, der sich so weit erhob, — und zu kurz ihr Pflegevater! [1])

Damals bin ich nicht gegenwärtig gewesen, und doch weiß ich von dem, was unsere Mitglieder rühmen, etwas mehr, als nur aus ihren Zeugnissen.

Ich verlor im Jahre 1758 die Person, deren beständige Gesellschaft ich mir zu meiner Zufriedenheit gewünscht hatte. Einige Zeilen, die ich darüber aufsetzte, und die sich wenigstens durch die Wahrheit der Empfindung empfehlen müssen, übersandte ich dem Herrn v. Behr [2]).

Seine leutselige Antwort begleitete ein Gedicht, darin Er vordem den Verlust eines ihm sehr werthen Freundes beklagt hatte. Man läse es mit Rührung unter den Werken jedes unserer guten Dichter.

Aber welches Gefühl, welche Denkungsart setzt bey seinem Verfasser derjenige Gebrauch voraus, den er davon als Minister machte!

---

alten Ehrenmitgliedern führen einige Auswärtige immer noch diesen Titel, die ihn nach der jetzigen Verfassung der Gesellschaft wohl nicht erwarten würden, da die jetzigen ordentlichen Mitglieder lauter hiesige Professoren sind.

Bey dieser ersten Einrichtung der Gesellschaft war der Hr. v. B. vom May bis September 1738 Aeltester, und als Er nachher anfing Staatsgeschäfte zu verwalten, suchte die Gesellschaft durch die Benennung des Ober-Aeltesten zu erhalten, daß Er sich ihrer ferner erinnerte. Man s. Pütter's Geschichte der Georg-Augustus-Universität §. 145.

1) Der Hr. v. B. hatte die Curatel der Universität im Anfange des Jahres 1771 übernommen; Er befand sich den 26. November dieses Jahres zu Göttingen (an eben dem Tage des vorigen Jahres war der Hr. v. Münchhausen gestorben), und starb den 26. December.

2) Die beiden Elegieen, die in gegenwärtiger Sammlung im 2ten Theil, Seite 55., zu finden sind.

Bey diesem Vorfalle war Alles, wodurch sein Herz sich äußern konnte, ein edles Mitleiden. Für unzählige andere Gelegenheiten hatte die Gottheit diesem Herzen, das ihr an Güte so ähnlich war, auch Etwas von ihrer Macht zu helfen vertraut, und ihm dadurch das größte Vergnügen gewährt, dessen menschliche Empfindung fähig ist. Vermag Etwas, einem solchen Geiste den Uebergang in ein besseres Leben schwer zu machen, so ist es nur der Wunsch, in einer Welt zu bleiben, wo er noch wohlthun könnte.

Dieser Theil von des Herrn v. Behr Charakter will nicht beschrieben, nur empfunden seyn. Man verstatte mir also von desselben Betrachtung mich durch alte Geschichte zu zerstreuen, an die Seine Verbindung mit unserer Gesellschaft mich erinnert hat.

Es war eine Zeit, da Höfe deutscher Kaiser und Fürsten der Aufenthalt der deutschen Dichtkunst waren. Helden und Heldentöchter sangen große Thaten, sanfte Empfindungen, Tugendlehren. Noch reizen uns ihre Lieder, ihr Deutsch zu lernen.

List der Geistlichkeit entzog den Laien Witz und Wissenschaften; zwar ging es hiebey Denen, die den Laien diese Vorzüge raubten, wie Jenen, die selbst nicht in das Himmelreich wollten, und Die abhielten, welche hinein wollten. Indessen vergaß doch darüber der deutsche Adel nicht nur zu dichten, selbst zu lesen, und die Dichtkunst erniedrigte sich zur Belustigung des Pöbels.

So verlor die deutsche Muse ihre Würde, sie verlernte anständigen Ausdruck, feine Sitten, selbst Heldenthaten wußte sie nicht mehr zu singen; denn sie begleitete nicht mehr den Ritter in die Schlacht, sie schrieb nur nach, was der Landsknecht dem Meistersänger erzählte.

Aber sie ward auch für diese Verachtung gerächt. Der Adel versank in Dummheit und Wildheit, und die niedrigste unter allen sinnlichen Ergötzungen, die Ergötzung sich empfindungslos zu trinken, ward der Charakter der Großen in der Nation.

Das Licht der alten Gelehrsamkeit brach wieder hervor; Italien schickte es Deutschland zu, und erstaunte, als ihm Deutschland einen stärkeren, blendenden Glanz zurück sandte. Doch dieses Licht mußte seine völlige Stärke anwenden, die Finsternisse der vier Facultäten zu vertreiben, die es noch jetzt nicht ganz vertrieben hat; daher erheiterte es nicht den Adel, nicht das Volk.

Nur ein Ulrich v. Hutten spottete über die gelehrten Barbaren, in Latein, das sie nicht verstanden, und verdeutschte ihnen seinen Spott mit seinem Schwerte.

Endlich vereinigte doch Achtung für den Werth und die Zierde unserer Sprache die erste deutsche Gesellschaft, nicht auf einer Universität, sondern an einem sächsischen Hofe; bey ihr waren Fürsten und Edle, nicht wie sie sich jetzt noch gefallen lassen, gelehrten Gesellschaften beyzutreten, Ehrenmitglieder, sondern Stifter. Die Helden, die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts für unser Vaterland fochten, durch deutsche Tapferkeit und Standhaftigkeit gegen oft überlegene Macht doch so viel noch erhielten, daß in Deutschland die Freyheit der Staaten und die noch kostbarere Freyheit der Gewissen nicht gänzlich unterdrückt wurde, eben die schützten auch Sprache und Witz des Verstandes, als Mitglieder des Palmenordens.

Es ist keine Schmeicheley, von ihnen zu sagen, daß ihr patriotischer Eifer, ihr Ansehn, ihre Macht, die Barbarey zurück gehalten haben, die jener unglückliche Krieg über Deutschlands Sprache zu bringen drohte. Denn über andere Theile der Gelehrsamkeit hat er sie wirklich gebracht. Theologie und Jurisprudenz, die sich durch die alte Litteratur gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts etwas gehoben hatten, sanken wieder zu der Tiefe der Scholastiker und Glossatoren.

Die deutschen Schriftsteller dieser Zeiten, und das sind meistens die eigentlichen gelehrten Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft, sind gegentheils besser, als die deutschen Schriftsteller der nächstvorhergehenden Jahre; diejenigen unter ihnen, die vornämlich ernsthaften Unterricht zur Absicht hatten, behalten auch jetzt noch ihren Werth, dergleichen sind: v. Seckendorf, Schottel, Hortleder, Olearius; die, deren Endzweck mehr Ergötzung war, haben mehr verloren, auch deswegen mit, weil Ergötzungen sich mit Moden ändern; an ihrem Witze ist oft nur das tadelhaft, daß er nicht ganz deutsch ist; daß er lateinisch, italienisch, französisch seyn soll, daher kommt er uns jetzt vor, wie unsern Nachkommen der jetzigen Deutschen britisch und orientalisch seyn sollender Witz vorkommen wird.

Indessen sind diese veralteten deutschen schönen Geister jetzt noch immer für uns lesbarer, als für den Franzosen seine gleich

alten Landsleute: ja die Gallier haben nicht einmal Jemand in diesen Jahren unserm Opitz entgegen zu setzen.

Freylich nicht alle diese Schriftsteller besaßen Opitzens philosophischen, durch alte Gelehrsamkeit gebildeten Geist; doch wären auch den deutschen Calpreneden, Saint Amand's und Chapelain's schon damals gleich deutsche Boileau's, Racinen und Voltairen gefolgt, wenn der ansehnlichste Theil der deutschen Großen ferner gedacht hätte, wie ihre Vorfahren:

Das Volk, das Helden zeugt, soll ihre Thaten singen;
So weit sein Ruhm erschallt, soll seine Sprache dringen.

Statt dessen machten sich viele von ihnen lieber dadurch lächerlich, daß sie Französisch mit Sprachschnitzern und deutscher Steifigkeit redeten.

Gäben einer Nation angenehme Schriftsteller, besonders in ihrer Sprache, auch nur eine unschuldige Ergötzung, so wäre, dieselbe zu lenken, dadurch die Erniedrigung zu schlechten, selbst schändlichen Ergötzungen zu hindern, so wenig unter den Geschäften Derer, die für das Glück der Nation wachen, so wenig kluge, liebreiche Aeltern auch die Spiele ihrer Kinder ihrer Aufmerksamkeit unwerth achten.

Doch Witz, Schönheit des Ausdrucks, Anmuth des Vortrages sind etwas mehr, als eine Geschicklichkeit Spielzeug zu schreiben, bey Demjenigen, der mit ihnen gründliche Wissenschaften verbindet. Der macht durch Erleichterung des Nachdenkens nützliche Lehren auch solchen Lesern begreiflich, die tiefsinnige Schlüsse nicht gefaßt hätten; er erwirbt der Wahrheit durch eine reizende Einkleidung Liebhaber, denen sie in ihrer ernsten Gestalt anfangs nicht gefallen hätte; durch ihn wird Lesen, Denken, Forschen eine Ergötzung, die sich durch alle Stände des Staates ausbreitet, und in der aufgeklärten Nation erheben sich Künste und Gewerbe.

Schöne Wissenschaften, auf diese Art angewandt, dürfen wohl allezeit den Schutz patriotischer Minister hoffen; und wenn unsere Gesellschaft immer Etwas dergleichen leistet, so wird sie allemal werth bleiben, daß ein v. Behr ihr Ober-Aeltester gewesen ist!

XI. Abhandlung von dem Einflusse der theoretischen Philosophie in die Gesellschaft [1]).

Die Einrichtung der Welt ist nicht so gemacht, daß ein Mensch ohne den andern glücklich leben könnte. Die Bequemlichkeit, oder, daß ich nicht zu wenig sage, die Nothwendigkeit erfodert es, daß wir uns öfters fremder Beyhülfe bedienen, und dieses verbindet uns wiederum, auch Andern einen Theil unserer Kräfte zu widmen. Ich will die Sittenlehrer, welche unsere Pflichten aus einem angebornen Triebe zur Geselligkeit herleiten, jetzt weder angreifen noch vertheidigen. So viel versichert mich meine Empfindung, daß es ein sehr großes Vergnügen ist, Andere glücklich zu sehen; und daß wir Handlungen vornehmen, zu denen uns nur dieses Vergnügen antreibt, und für die uns nur dasselbige genugsam belohnt. So oft ich mir vorstelle, wie unschuldig, wie rührend diese Ergötzung ist; so oft ich überlege, wie glücklich eine Welt seyn würde, in der alle Menschen für dieselbe eingenommen wären: so oft entsteht in mir der stärkste Abscheu vor Denjenigen, die sich der menschlichen Gesellschaft entziehen, und ihr Glück von dem Glücke Anderer trennen wollen. Man macht einen Vorwurf von dieser Art den Philosophen, und da ich die Philosophie sehr hoch schätze, so habe ich an diesen Vorwurf niemals ohne Verdruß denken können. Man glaubt insgemein, ein Philosoph sey ein Bild des Eigensinnes, ein Mann, der mit Niemand umgehen könne, als mit sich selbst und mit seinen Büchern, der sich um seine Mitbürger so wenig bekümmere, so wenig sie

1) 1742.

sich um ihn bekümmern, und der die Erkenntniß der unnützesten Wahrheit dem Wohl eines Staates nicht aufopfern würde. Diese Meynung will ich jetzt angreifen; das Vorurtheil will ich jetzt bestreiten, als ob die Philosophie uns der menschlichen Gesellschaft unnütz mache.

Wenn ich von der Philosophie rede, so denke ich jetzt nicht hauptsächlich an denjenigen Theil von ihr, der uns unsere Pflichten und die Mittel, solche zu erfüllen, zeigt. Man ist wohl nicht leicht so verwegen, zu behaupten, daß die praktische Philosophie der menschlichen Gesellschaft unnütz sey. Vielleicht würde diese Verwegenheit nicht so gar groß seyn. Ich sehe eben nicht, womit sich Derjenige um das menschliche Geschlecht verdient macht, der nach neun und neunzig Grundsätzen des Rechts der Natur den hunderten entdeckt, oder der ausrechnet, wie viel Zehntheile ein Mensch vom Geldgeize, Ehrbegierde und Wollust hat, oder der endlich die wichtige Frage ausmacht: Ob ich einen Blinden, der mir im Wege steht, wenn mich mein Feind verfolgt, vom Stege in's Wasser stoßen dürfe? und was es noch sonst für Dinge giebt, davon Diejenigen plaudern, die die Unverschämtheit haben, die praktische Philosophie zu lehren, ohne daß sie sich in den Geschichten und den bürgerlichen Rechten umgesehen hätten. Indeß hat man insgemein die theoretischen Philosophen in Gedanken, wenn man sich die Philosophen als Menschenfeinde vorstellt. Man denkt da hauptsächlich an diejenigen Männer, welche die Regeln entdecken, wornach unser Verstand begreifen, urtheilen und schließen muß, welche bemüht sind, die ersten Grundsätze unserer Erkenntniß aus den allgemeinen Eigenschaften aller Dinge herzuleiten, die Natur der Seele zu untersuchen, den Zusammenhang der Welt und seinen großen Urheber zu erkennen. Und damit ich Diejenigen nicht vergesse, die diesem Vorwurfe am meisten ausgesetzt sind: man erklärt diejenigen andern Menschen für unnütz, die sich in die Eigenschaften der Menge und des Raums versenken, die untersuchen, was Körper durch ihre Figur, Größe und Bewegung vermögen, die unsern Augen die entfernten Weltkörper nähern, und unzählige Kleinigkeiten in der Natur sichtbar machen, und uns die wahren Gründe von den wunderbarsten Begebenheiten entdecken.

Diese Arten von Gelehrten sind es, die ich vertheidigen will,

von diesen will ich behaupten, daß ihr Fleiß sie nicht verhindert, würdige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu seyn, und sie nicht abhält, ihre Kräfte zur Beförderung des gemeinen Besten anzuwenden.

Was ist denn wohl das stärkste Band der menschlichen Gesellschaft? Ist es nicht die Fähigkeit der Seele, die uns zu Menschen macht, die Vernunft? Es ist wahr, viele unvernünftige Geschöpfe suchen ihre Nahrung Heerdenweise; sie stehen einander bey, und es ist beynahe, als ob sie gewisse Pflichten und Einrichtungen der Gesellschaften beobachteten: doch was sie aus einem Triebe thun, dessen Quell uns unbekannt ist, dazu muß einen Menschen die Vernunft noch viel stärker antreiben. Diejenigen, die uns die Thiere beständig zum Muster vorstellen, Diejenigen, die den erbaulichen Spruch stets im Munde führen: Kein Wolf fresse den andern, keine Krähe hacke der andern die Augen aus, haben gewiß noch nie angemerkt, wie ein Knochen, Hunde mit Hunden, ja Mopse mit Mopsen veruneinigt, und wie Kater mit Katern, Thiere von einerley Art, und noch dazu von einerley Geschlecht, aus noch andern Ursachen blutige Kriege führen. Ich muß diesen vortrefflichen Sittenlehrern und Naturkundigen solche niederträchtige Beyspiele entgegen setzen, weil sie uns auf eine niederträchtige Art die Pflichten der Gesellschaft beybringen wollen. Nur die Vernunft, nur das Vermögen, eine Menge von Wahrheiten in ihrer Verbindung einzusehen, kann uns überführen, daß ein Mensch sein eigen Wohl durch das Wohl Anderer erhalten muß; nur sie kann dem Triebe, sich an Anderer Glück zu vergnügen, die völlige Kraft geben; nur sie kann uns lehren, daß wir Andere lieben, und wie wir sie lieben müssen. Dazu ist gewiß Vernunft nöthig, daß wir die Einrichtung der Gesellschaft, darin wir uns befinden, die Absichten und Neigungen ihrer Mitglieder, und die Verhältnisse, in welchen wir mit ihnen stehen, erkennen. Wir müssen einsehen, was unsere Thaten mit dem Endzwecke der Gesellschaft für eine Verknüpfung haben, was sie bey dem oder jenem Mitbürger für eine Wirkung hervorbringen werden. Wir haben nicht allemal lange Zeit zu überlegen. In einem Augenblicke müssen wir öfters über unsere Bewegungsgründe urtheilen, die Hindernisse wegräumen, unsere Handlungen nach ihrem Zwecke richten, und ihre entfernten Folgen voraus sehen.

Setze ich dieses zum Grunde, so folgt, daß alles Dasjenige uns der Gesellschaft nützlicher macht, was unsere Vernunft verbessert, unsere Einsicht stärkt, und uns fähig macht, einen großen Zusammenhang von Wahrheiten deutlich und geschwind zu überdenken. Dieses aber thut die theoretische Weltweisheit. Sie erweitert den Raum unsers Geistes für mehr Begriffe, als ungeübte Seelen auf einmal fassen, sie nähert uns die entfernten Folgen eines Satzes, die ein Anderer erst nach langer Ueberlegung erreichen wird. So wie uns das Vergrößerungsglas in einem Tropfen eine Welt voll Thiere zeigt, so wie uns das Fernrohr einen neblichten Stern in einen Himmel voll Sonnen verwandelt: so weiset uns die Philosophie eine Menge fruchtbarer Lehren, wo ein Anderer kaum etliche trockne Sätze sieht: so entdeckt sie uns eine Menge wichtiger Wahrheiten, wo ein blödes Auge eben deswegen nichts sieht, weil es von gar zu viel Lichte geblendet wird.

Ich gebe es zu, diese Erkenntniß mag theoretisch seyn, sie mag unmittelbar keinen Einfluß in unsere Handlungen haben, aber sie hat unendlichen Nutzen, wenn sie uns nur die Fertigkeit erwirbt, auch bey unsern Handlungen alle Umstände so zu beobachten, alle die Kleinigkeiten deutlich und geschwind zu übersehen, die so viel Wirkung haben, und die nur der Aufmerksamkeit eines Philosophen nicht entwischen. Sollen wir durch unsere Thaten unser Glück befördern, so müssen wir bey denselben die Fertigkeit haben, Vieles in weniger Zeit zu übersehen. Fertigkeiten erwirbt sich unser Geist so wenig ohne Uebungen, als unser Körper. Die theoretische Philosophie übt unsern Geist: also hat sie einen Einfluß in unsere Thaten. Uebten sich die alten Griechen nur deswegen im Ringen, damit sie blos in den Spielen siegen möchten? oder thaten sie es nicht vielmehr, ihren Leib stark und gewandt zu machen? Lernt man deswegen nur tanzen, um auf einem Balle seine Geschicklichkeit zu zeigen? oder ist eine gute Stellung hierbey nicht insgemein der vornehmste Endzweck? Ich würde der theoretischen Philosophie Unrecht thun, wenn ich sie diesen Uebungen gleich schätzen, wenn ich sie nur als ein Werkzeug, uns zur Gesellschaft geschickt zu machen, anpreisen wollte. Sie hat ihren eigenen Werth: sie giebt uns das edelste Vergnügen, sie verdient unsere Bemühungen, weil wir der Erkenntniß

fähig, weil wir Menschen sind; aber sie macht uns auch zu Bürgern geschickt.

Wie? giebt es denn nicht Leute, die, ohne daß sie etwas von den Grillen der Weltweisen gewußt, der menschlichen Gesellschaft großen Nutzen gebracht haben? Ich leugne es nicht; aber ich habe auch noch nicht behauptet, daß uns sonst nichts der Gesellschaft nützlich mache, als die theoretische Erkenntniß. Ich will Niemanden zwingen, sich mit philosophischen Sätzen zu beschäftigen, ich will nur Diejenigen vertheidigen, welche sich damit beschäftigen. Wer auf seine Handlungen aufmerksam ist, wer seine und Anderer Erfahrung zu Rathe zieht, der wird sich allerdings die Klugheit zu leben erwerben, und wohl gewisser, als ein tiefsinniger Philosoph, der es nicht der Mühe werth achtet, auf seine Thaten Achtung zu geben. Ist denn aber das der Philosophie Schuld? Ein muntrer Kopf, der seine Muttersprache in seiner Gewalt hat, der die Kraft eines jeden Wortes und den Nachdruck einer jeden Wortfügung weiß, legt sich auf die Dichtkunst. Er bekümmert sich aber um keine Regeln, er stellt sich schlechte Muster vor, er giebt sich keine Mühe, seine Ausarbeitungen zu verbessern. Er wird gewiß keinen so großen Ruhm erhalten, als ein Anderer, der weniger Feuer, als der Vorige, und weniger Stärke in der Sprachkunst besitzt, der aber Alles, was er macht, nach den strengen Gesetzen der Schriftrichter und nach den vortrefflichsten Exempeln prüft. Ja der Letzte wird vor Fehlern sicher seyn, in die den Ersten allzuvieles Feuer verführt. Wollte man deswegen schließen, daß es einem Dichter unnütz sey, die Sprache zu kennen, daß es ihm Schaden bringe, aufgeweckt und feurig zu seyn? Alsdann werde ich es auch zugeben, daß man aus den Fehlern großer Weltweisen, aus dem glücklichen Fortgange, den die Handlungen Unwissender haben, schließen darf, die theoretische Philosophie sey in dem gesellschaftlichen Leben unnütz und schädlich.

Und wenn die Handlungen Derer, die keine Philosophen sind, wohl ablaufen, ist es denn allezeit ihrem Verstande zuzuschreiben? Oder ist das Sprüchwort unbekannt, daß Gottes Weisheit und der Menschen Thorheit die Welt regieren? Ein Fürst, ein Staatsmann, thut öfters etwas, das er unterlassen würde, wenn er seinen Neigungen weniger folgte, oder wenn er mehr überlegte. Indessen fließt etwas Gutes daraus, das Niemand sich Anfangs mit

Vernunft versprechen konnte. Wie wird nicht ein Tacitus die Staatskunst dieses Herrn erheben, die in der That in einem Fehler besteht?

Man wende mir wider den Beweis, den ich gegeben habe, nicht etwa ein, ein Geist, der sich nur in theoretische Untersuchungen vertiefe, mache sich unfähig, über praktische Wahrheiten zu denken. Dieses würde zu befürchten seyn, wenn die Philosophie, so wie ich sie beschrieben habe, eine einzige Wissenschaft, und ihr Gegenstand nur eine gewisse Art von Dingen wäre; da hätte es einigen Schein, daß Derjenige, der sich nur darauf aufmerksam zu seyn gewöhnt hat, ungeschickt würde, über etwas Anderes zu denken; wie es Mahler giebt, die sich die Fertigkeit erworben haben, eine gewisse Art von Gemählden, aber auch nur diese Art, sehr schön zu mahlen. Doch so sehr sich ein Unwissender in der Zergliederungskunst irrt, wenn er sich die Menge von Muskeln, die unsern Leib decken und bewegen, als ein einziges und zusammenhangendes Stück Fleisch vorstellt, so sehr betrügt sich Derjenige, der sich die Philosophie und die Meßkunst als eine einzige Wissenschaft einbildet. Bald muß der Philosoph alle Körper aus seinen Gedanken verbannen, bald muß er auf alle Eigenschaften der Körper auf's genaueste Achtung geben. Jetzt betrachtet er an ihnen nichts, als die Ausdehnung. Jetzt weiß er alle ihre verschiedenen Kräfte von einander zu unterscheiden. Jetzt lernt er, durch Aufmerksamkeit auf sich selbst, die Wirkungen seiner Seele und ihre Quellen erkennen. Jetzt zergliedert er einen Leichnam, den Aberglauben und thörichte Gewohnheit wünschten unnütz verfaulen zu lassen. Für ihn ist der Erde Schooß von Metallen schwanger, und ihre Oberfläche an Pflanzen fruchtbar. Für ihn strahlt das Gestirn des Tages mit siebenfachem Lichte. Für ihn schmückt sich die Nacht mit einer unzählbaren Menge Sonnen. Nichts ist so groß, daß sein Verstand nicht etwas davon begreifen sollte; nichts so klein, daß es seinen Blicken sich gänzlich entzöge. Seine Erkenntniß hat einerley Grenzen mit der Welt. Ja, sie wird von der Welt nicht umgrenzt; sie erhebt sich zu dem unendlichen Schöpfer.

Sollte nun ein Geist, der so viele, so unterschiedene Wahrheiten begreift, blos seine Pflichten zu begreifen ungeschickt seyn? Sollte Derjenige, der die Regeln und die Fertigkeit, richtig zu

denken, in seiner Gewalt hat, nur in praktischen Dingen nicht richtig denken können? Sollte Der, der durch die künstlichen Versuche zu entdecken weiß, was die Natur vor uns sich gleichsam zu verbergen bemüht, die Absichten Anderer nicht errathen; die Mittel, seine Absichten zu erhalten, nicht finden können? Sollte für den die Verfassung einer Republik zu hoch seyn, für den die Gesetze des Himmels und der Natur nicht zu hoch sind?

Ich würde noch nicht Alles angeführt haben, wodurch die theoretische Philosophie uns vernünftig handeln lehrt, wenn ich blos davon reden wollte, wie sie den Verstand ausbessert. Sie hat einen stärkeren Einfluß in unsern Willen.

Vielleicht wird man, indem ich dieses erwähne, an die theoretischen Wahrheiten gedenken, welche Gründe der Sittenlehre sind; vielleicht wird man daran gedenken, wie sie den Aberglauben und die Freygeisterey bekämpft, und durch die vernünftige Erkenntniß des Schöpfers uns antreibt, den sich offenbarenden Gott desto stärker zu verehren. Ich leugne es nicht, daß diese Vortheile sehr wichtig sind; aber sie fallen von sich selbst so deutlich in die Augen, daß ich es für unnöthig halte, weitläuftig davon zu reden. Zu der Beherrschung der Begierden, zu einer Sache, die so schwer, als nothwendig ist, haben wir vielleicht kein bequemeres Mittel, als den Fleiß, den man auf die theoretische Philosophie wendet. Was bringt die Menschen zu den Lastern? Ein leerer Raum in ihrer Zeit, den sie mit keinen andern Beschäftigungen auszufüllen wissen; ein reizendes Bild von den empfindlichsten Ergötzungen, die es werth sind, daß man ihnen zu gefallen der Vernunft und der Gottheit absagt. Aber dieses findet bey einem Philosophen nicht statt. Er hat keine Muße, an Laster zu gedenken, denn er ist stets mit Erforschungen der Wahrheit beschäftigt. Das Angenehme der Sinne macht wenig Eindruck in ihn, denn er ist mehr für die Lust des Verstandes empfindlich. Wenn sich Orpheus mit seiner Leyer beschäftigt, so ist nichts fähig, ihn zu stören. So viel Herrschaft hat Ulysses nicht über sich; der Gesang der Sirenen würde ihn verführen, wenn er sich nicht die Ohren verstopfen, und sich an den Mastbaum anbinden ließe. Eben so wie der Unwissende in Laster verfallen wird, wenn er nicht alle Gelegenheit vermeidet, wenn ihn nicht drohende Gesetze zwingen und vom Unglück zurück hal-

ten. Und wie ist es anders möglich, als daß das sinnliche Vergnügen Denjenigen sehr beherrschen muß, der von den Ergötzungen des Verstandes wenig weiß? Der Philosoph hat die Erkenntniß der Wahrheit empfunden; daher vermögen sinnliche Lüste eben so wenig über ihn, als die ohnmächtigen Reizungen gemeiner Schönheiten über Denjenigen, den etwas Vollkommneres fesselt. Und zeigt uns nicht die Geschichte der Philosophen selbst mehr als Einen, welcher Ehre, Bequemlichkeit und Ergötzungen, die den Thieren mit dem Menschen gemein sind, der Untersuchung der Wahrheit aufgeopfert hat? Zwar seine ganze irdische Glückseligkeit, das ganze Wohl seines Körpers wegen der Ausbesserung des Verstandes hintanzusetzen, das kann ich nicht für billig halten; aber ich glaube auch nicht, daß die Philosophie Jemanden hierzu verführen werde. Sie raubt uns die angenehmen Empfindungen des Körpers nicht; sie zeigt uns nur etwas noch Angenehmeres in der Uebung des Verstandes. Das Vergnügen der Sinne wird auch für den Philosophen seyn, aber nur alsdann, wenn es durch den Beyfall der Vernunft rein und daher desto rührender wird.

Er sieht Gold, Ehr und Lust wie schöne Früchte an,
Da weiser Brauch erfrischt, zu viel verletzen kann.
Haller.

Man wird mir vielleicht hier die Erfahrung entgegen setzen, man wird eine Menge Philosophen anzuführen wissen, die nicht philosophisch leben. Diesem Einwurfe setze ich zwo Betrachtungen entgegen: Einmal muß man untersuchen, ob dieses wahre Philosophen sind, ob nicht die Begierde, reich und angesehen zu werden, ihren Fleiß öfter angefeuert hat, als das reine Vergnügen, das aus der Erkenntniß der Wahrheit entsteht? und zum andern werde ich fragen, ob denn eine Einsicht in die Rechtsgelehrsamkeit oder Heilkunde nichts helfe, unsere Güter und unsere Gesundheit zu erhalten, weil Rechtsgelehrte sich um ihr Vermögen betrügen lassen, und Arzneyverständige ihren Körper durch unordentliches Leben schwächen? Wenn man in einen Fehler verfällt, so kommt es nicht allezeit daher, daß man nicht Kräfte gehabt hätte, ihn zu vermeiden, sondern daß man diese Kräfte aus Nachlässigkeit und Uebereilung nicht gebraucht hat.

Bisher habe ich geredet, als hätten die theoretischen Wahrheiten selbst keinen Einfluß in den Nutzen der Staaten. So gewiß es aber ist, daß sie, auch nur durch die Uebung des Verstandes, nützliche Bürger machen: so unleugbar ist es auch, daß sie an sich selbst viele Verbindung mit dem Zustande des gemeinen Wesens haben. Man frage doch einen Unwissenden in den Geschichten, für wen er den Deutschen halte, durch dessen Erfindung seit dreyhundert Jahren die Pfeile und Sturmböcke ihre Kraft zu schaden, die Harnische und Mauern ihren Gebrauch zu beschirmen verloren haben, und der ganzen Kriegskunst eine andere Gestalt ist gegeben worden? Wird er nicht auf einen Cäsar oder Eugen des vierzehnten Jahrhunderts rathen? Und wird es nicht Mühe kosten, ihn zu bereden, daß dieses Alles dem mißlungenen Versuche eines naturforschenden Mönchs zuzuschreiben ist?

Es war ein mißlungener Versuch. Die Feinde dieser Erfindung haben das, so viel ich weiß, noch nicht angemerkt. Wie schön würden sie nicht sonst ihre Beredtsamkeit darüber geübt haben, wenn sie das Pulver mit den verwegensten Schmähungen angreifen, vielleicht nur deswegen, weil ihnen seine Wirkungen zu furchtbar sind.

Doch es giebt unleugbare Vortheile, die wir der Kunst zu danken haben, die durch Hülfe des Feuers Körper zerstört und erzeugt. Kräuter, Metalle, Thiere, beynahe alle Dinge, welche die Erde hervorbringt und ernährt, würden uns oft ohne sie unnütz seyn, und sind uns durch sie dienstbar. Vergebens wird man die Berge aushöhlen, wenn man das Metall nicht aus dem Gestein zu bringen, wenn man es nicht zu verarbeiten weiß. Vergebens wird man die Wiederherstellung eines Kranken wünschen, wenn man nicht heilende Kraft aus den natürlichen Körpern ziehen kann. Wie oft hat nicht die Zubereitung einer Farbe, die Verfertigung eines Salzes, oder ein anderes chemisches Kunststück, ein Land bereichert! Wie viele Werkzeuge zu unserer Arbeit, wie viele Zierrathen zu unserm Putze, würden wir ohne die Schmelzkunst haben?

Kein Versuch in der Naturlehre ist unnütz, der uns eine neue Kraft der Körper entdeckt; denn worauf kommt unsere irdische Glückseligkeit an, als daß wir die Dinge, die in der Natur sind,

gebrauchen? Und was ist also mit ihr genauer verbunden, als Das, was neue Wirkungen dieser Dinge zeugt? Denn das erfodere ich zu einem Versuche, der der Bemühung eines Philosophen werth seyn soll, daß er eine Wahrheit entdecke oder bekräftige; nicht aber, daß er die Wirkung eines Kunstzeuges sey, die man aus schon bekannten Sätzen voraus gesehen, und die nur dient, Unwissende zu belustigen, und ihnen einzubilden, daß sie physikalische Versuche gesehen, wenn man ihnen mathematische Spielsachen gezeigt hat.

Ist denn wohl die Mathematik unnütz, nach deren Lehrsätzen der Kaufmann seinen Reichthum ausrechnet, deren Aussprüche die Fürsten zu Rathe ziehen, wenn sie die Erde unter sich theilen, die durch Einrichtung der Zeit die Ordnung in den Republiken erhält, die den Schiffer kühn macht, uns die Schätze beyder Indien zu bringen, der wir es zu danken haben, daß wir in festen und bequemen Häusern wohnen, und daß wir ohne Mühe Vieles durch Maschinen verrichten können, was unsere eigenen Kräfte übersteigt?

Doch das sind wohl schon praktische Dinge. Aber das dem gelehrten Pöbel so lächerliche $a + b$ wird wohl keinen Einfluß in den Staat haben. Der wird sich nicht um die Republik verdient machen, der über Zirkeln, Parabeln und Hyperbeln zu einer krummen Linie wird. Wie werde ich diesen Einwurf entkräften? Alle praktische Lehren müssen sich auf theoretische Wahrheiten gründen. Man kann die Sätze von einem Andern lernen, ohne ihre Beweise mit zu fassen; aber der erste Lehrmeister dieser Sätze würde ohne die Betrachtung nicht darauf gekommen seyn. Hätte weder Euklides, noch ein Anderer an seiner Statt, uns die Eigenschaften der Verhältnisse aufbehalten, so würde uns fast alle Rechnung, der man im Handel nicht entbehren kann, unbekannt seyn. Kein Handwerker braucht einige Geschicklichkeit, der nicht auch etwas von der Mathematik brauchte. Warum erkennt man dieses nicht? Deswegen, weil die Sätze der Mathematik so deutlich vorgetragen werden, daß auch mittelmäßige Köpfe sie fassen und gebrauchen können, wenn sie gleich nicht im Stande sind, die Beweise davon einzusehen. Man ist nicht in allen Wissenschaften so glücklich. Manche Gelehrte erhalten nur dadurch ein großes Ansehen, weil sie in einer dunklen Schreibart Sachen

vortragen, die kein Bürger für etwas Neues gehalten hätte, wenn sie ihm wären in reinem Deutsch gesagt worden. So werden viele afrikanische Blumen von uns hochgeschätzt, nicht weil sie so schön sind, sondern weil wir sie nur in geheizten Hütten sehen. Der prächtige Aster, dessen Samen Herr Hebenstreit vor einigen Jahren aus Paris brachte, war kein solcher Zärtling. Er konnte in jedem Lande fortkommen. Er breitete sich auch bey uns aus. Dadurch verlor er seinen Werth. Unwissende verachten ihn als eine einheimische und gemeine Pflanze: nur Kräuterverständige gedenken daran, daß China sein Vaterland ist.

Ueberdies darf man sich gar nicht einbilden, man könne einen Satz eben so gut in der Ausübung anwenden, man möge ihn mit Beweisen oder ohne Beweise gelernt haben. Oefters findet etwas in einigen Fällen Statt, aber wie weit man es als allgemein ansehen könne, muß nur ein Beweis zeigen. Wo dieser nur fehlt, da werden wir den erkannten Satz unter solchen Bedingungen anbringen, darunter er falsch ist. Mit wie vieler Arbeit lernen nicht Die, denen die Arithmetik ohne Beweise beygebracht wird, solche Rechnungen, die man spielend begreift, wenn sie ein Mathematikverständiger lehrt? und wie schwer, wie unmöglich wird es ihnen nicht öfters, sich in Exempeln zu helfen, die ihren oft durchgerechneten Mustern ein wenig unähnlich sind? Nur deswegen, weil sie nicht wissen, warum sie es bey ihren gewöhnlichen Exempeln so machen, und warum sie es bey den neuen etwas anders machen müssen.

Allein, wenn man also, sowohl in der Mathematik als in der theoretischen Philosophie, die Betrachtungen noch nicht verwirft, die zum Grunde von Ausübungssätzen dienen, so werden doch diejenigen unnütz seyn, deren Anwendung Niemand zu zeigen fähig ist. Wer diesen Einwurf macht, dem kann zu seiner Beschämung gezeigt werden, daß aus solchen Wahrheiten, die im Anfange ganz unnütz geschienen haben, wichtige Ausübungen sind hergeleitet worden. Es ist eben nicht nöthig, daß der Erfinder einer Wahrheit allemal selbst ihren Nutzen zeige. Die anatomischen Bemühungen eines Ruysch waren nicht unnütz, weil sie erst einen Boerhave geschickt machten, die Heilkunde so vollkommen zu lehren. Die Bombe mit Gewißheit zu werfen, ist nöthig, daß man die Bewegung schwerer Körper bestimme. Aber

da Galileus dieses that, dachte er nicht daran, daß seine Entdeckung Ludwig dem Vierzehnten dienen würde, Algier zu bändigen.

Und warum sollen sich denn nur die Philosophen, nur die Mathematikverständigen, mit solchen Sätzen beschäftigen, die von augenscheinlichem Nutzen sind? Als wenn ein Gottesgelehrter sich nicht über viele Wahrheiten Mühe gäbe, in denen er ohne Verlust seiner Seligkeit unwissend seyn könnte? Als wenn ein Schüler der Rechte nicht viele Sachen lernte, die er in seinem Leben nicht vor Gericht braucht? Als wenn ein Arzt sich mit keiner Erkenntniß beschäftigte, davon er nicht deutlich einsähe, er werde sie wider eine Krankheit anwenden können? Ihr verdient nicht den Namen der Gelehrten, niederträchtige Seelen, die ihr unter dem Vorwande, nichts Unnützes zu lernen, euch nur die Mühe ersparen wollt, eure Kräfte anzustrengen. Ihr seyd noch unter den Handwerkern; denn auch ein Handwerker erwirbt sich öfters Geschicklichkeiten, die er bey seinen Verrichtungen nicht ganz nothwendig braucht.

Eine Wahrheit mag so unnütz zu seyn scheinen, als sie will, so üben wir unsern Verstand in ihrer Untersuchung. Und es ist allezeit vortheilhaft, unsern Verstand zu üben. Wir üben uns in der Erfindungskunst an Wahrheiten, die eben nicht so gar wichtig sind; aber wir erwerben uns dadurch die Fertigkeit, nützliche Sachen zu entdecken. Manchem wird wohl die Zeit sehr übel angewandt zu seyn scheinen, die Archimedes gebraucht hat, auszurechnen, wie viele Sandkörnchen eine Weltkugel ausfüllen: allein eben der Geist, der sich hiemit bemüht, eben der, welcher die Länge des Zirkels, und die Fläche der Parabel, und die Verhältniß der Kugel zur Walze bestimmt hatte, mußte Syrakus durch die sinnreichsten Erfindungen nützen und es vor den Feinden beschirmen. Der Soldat brachte ihn vielleicht um, da er auf eine neue Maschine zum Verderben der Römer sann, und er starb mit eben dem Verdienste um den Staat, als wenn sein Blut die Mauern bespritzt hätte. Wenn man sich also mit Erkenntniß der Wahrheit beschäftigt, so hat man zwar auf Dinge zu sehen, welche Nutzen bringen, aber man darf nicht Alles verwerfen, von dem nicht gleich ein Vortheil in die Augen fällt. Man ahme den Liebhabern der Bergwerke nach. Ihre Sammlungen zeigen

nicht nur reichhaltige Stufen, sondern auch Bergarten, die sich nur durch Gestalt und Glanz schätzbar machen, und sie sind zufrieden, wenn ihnen die Hoffnung und die Unkosten vieler Jahre nur zuletzt mit Ausbeute belohnt werden.

Vielleicht sind die wichtigsten Sachen nicht von Philosophen, sondern von Ungelehrten entdeckt worden. Swift glaubt eine Spötterey vorzubringen, wenn er die Anmerkung macht: Wir hätten solche vortreffliche Erfindungen, als das Schießpulver, die Buchdruckerey, der Compaß sind, den dunkelsten Zeiten und dem dummsten Volke, den Deutschen, zu danken. Ich scheue mich nicht, den Namen dieses Volkes auszuschreiben; er hat es unterlassen, ich weiß nicht, ob dieses seine Furcht oder Scharfsinnigkeit anzeigt. Wenn er die Deutschen für dumm hält, so geschieht es vielleicht deswegen, weil sie zu der Zeit die Erkenntniß der Natur und der Kunst höher gebracht haben, da sich England und Frankreich und Italien über scholastische Spitzfündigkeiten die Köpfe zerbrachen. Soll ich nun entscheiden, ob die Philosophen oder Andere die meisten Entdeckungen gemacht haben, so wird nöthig seyn, daß ich meinen Begriff von den Philosophen erkläre. Der heißt bey mir kein Philosoph, der den Schöpfer und die Werke des Schöpfers nur aus Büchern kennen lernt, welcher Lehrlingen, die ein wenig unwissender sind, als er, fast Alles beybringt, was er kurz zuvor aus mündlichem Unterrichte oder aus Schriften auswendig gelernt hat. Aber ein Kaufmann, der bey überhäuften Verrichtungen seinem Vergnügen die Zeit raubt, die er mathematischen Wahrheiten schenkt; ein Hauswirth, der auf die Wirkungen der Natur mehr Achtung giebt, als er zu den gemeinsten Verrichtungen der Haushaltung nöthig hätte; ein Künstler, der das, was bey seiner Kunst Merkwürdiges vorkommt, genauer betrachtet, als Andere seines gleichen; kurz Jeder, der sich an der Erkenntniß der Wahrheiten vergnügt, wird ein Philosoph seyn. Man bilde sich ein, daß ein Bootsknecht ein dünneres Stückchen Eisen mit dem Magnete bestrichen, vielleicht damit es kleinere Stückchen an sich ziehen sollte, daß er angemerkt, wie dieses Eisen, wenn es einige Freyheit gehabt, sich zu bewegen, sich nach einer gewissen Gegend gerichtet, und hiedurch auf den Compaß gerathen. Ich sage, dieser Bootsknecht sey ein Philosoph gewesen: denn wäre er keiner gewesen, so würde er sich die Zeit mit

dem Trunke oder mit dem Spiele, und nicht mit Betrachtung des Magnets vertrieben haben.

Ich setze hinzu, daß, wenn ein ganz Unwissender eine Entdeckung macht, so wird sie doch nicht von ihm, sondern nur von dem Philosophen können genützt werden. Manche merkwürdige Begebenheit in dem Feldbau, in der Gärtnerey, in andern Künsten, ist den schlechtesten Leuten bekannt; aber sie gleicht einem rohen Edelsteine, den sein unwissender Besitzer weder schätzen noch vollkommen machen kann, und der darauf wartet, daß eine geschickte Hand ihm Glanz und Kostbarkeit gebe. Die Erkenntniß von dem Drucke der Luft haben wir zwo Personen zu danken, einem Gärtner und dem Galileus. Der Erste konnte durch seine Maschine das Wasser nicht so hoch heben, wie er sich versprochen hatte. Dies sah er, und weiter war er nichts fähig zu schließen. Der Andere leitete aus dieser Begebenheit eine von den schönsten Wahrheiten der Naturlehre her. Das ist es, was Leibnitz sagt: Die Philosophen sind von dem Pöbel nicht darin unterschieden, daß sie andere Sachen sehen, sondern daß sie eben diese Sachen mit andern Augen sehen [1]). Die Gründe ihrer Erkenntniß sind einerley mit den Sätzen, die alle Leute wissen; aber sie wissen ihre Gründe viel besser zu gebrauchen. Sind nun andere Menschen mit ihrer geringen Erkenntniß fähig, ihr Bestes und das Wohl der Gesellschaft zu befördern: wie viel geschickter wird nicht ein Philosoph dazu seyn, der eben diese Erkenntniß und noch eine weit größere hat? —

Wenn nur nicht eben diese weit größere Erkenntniß ihn unnütz machte! Wenn er nur nicht seine Pflichten vergäße, indem er Wahrheiten faßt, und viel lernt, damit er weniger thun darf! Das wenden Diejenigen ein, die da behaupten, daß ein Weltweiser

Versenkt im tiefen Traum nachforschender Gedanken,
(Haller)

indem er sich über die Grenzen der Menschheit erhebt, auch ver-

1) In der Vorrede zu der von ihm 1674 besorgten Ausgabe von Nizol's Antibarbaro.

gäße, was er als ein Mensch sich und andern schuldig sey. Sie geben vor, es wäre vielleicht besser für Danzig gewesen, wenn der Rathsherr Hevel [1]) nicht lieber auf die Veränderungen des Himmels, als auf das Beste der Stadt Achtung gegeben, und ein Gesandter, der nicht so gelehrt gewesen wäre, als Grotius, würde Frankreichs Vortheile in Schweden weit mehr beobachtet haben. Wie viel dergleichen besondere Anklagen gegründet sind, will ich nicht untersuchen. Davon sehe ich noch keinen Beweis, daß es der Philosophie eigen sey, ihre Liebhaber von Geschäften abzuziehen. Giebt es nicht genug Leute am Hofe und in der Stadt, die, ohne daß sie wissen, was Metaphysik und Geometrie sind, über Spielen, Gastereyen und anderen Ergötzungen ihr Glück und ihre Pflichten versäumen? Auch in löblichen Sachen kann man zu viel thun. Der Philosoph, den die Vorsicht beruft, das Glück seiner Bürger in öffentlichen Aemtern zu befördern, der opfere dem allgemeinen Glück sein einzelnes, die Untersuchung der Wahrheit, auf.

Aber die alten Philosophen haben das Gegentheil gelehrt. Sie haben behauptet, man müsse sich der Welt entziehen, seinen Betrachtungen nachzuhängen, und sie haben dieses wirklich gethan. Hierbey finde ich noch viele Zweifel. Die angeführte Lehre ist nicht von allen Secten angenommen worden. Wenigstens war Aristoteles wohl kein Feind der menschlichen Gesellschaft, der Aristoteles, den man als den Vater aller philosophischen Schulfüchse ansieht, und der doch deswegen getadelt wurde, weil er einen Putz erwählte, der einem Hofmanne anständiger zu seyn schien, als einem Philosophen. Wenn er so eine große Glückseligkeit in die Betrachtung der Wahrheit gesetzt, so hat er des-

1) Hevel wird Consul Gedanensis genannt, z. E. vor den Excerptis ex litteris ad Io. Hevel, die Olhof 1783 zu Danzig herausgegeben. Auf der Selenographie und dem Prodromo Cometico hat er nur seinen Namen angezeigt. Auf einer ihm zu Ehren verfertigten Schaumünze heißt er auch Consul. Köhler beschreibt diese Münze, Münzbel. 1735, 39. St., und erklärt die Benennung für einen Irrthum, weil Hevel nicht Bürgermeister gewesen. Aber Gottsched hat mir, eben auf Veranlassung dieses Titels von Hevel, erzählt: Die Danziger Rathsherren wollten sich nicht Senatoren nennen, weil dieser Titel in der Republik, unter deren Schutze sie stehen, etwas Großes bedeute, und nennten sich also Consules a consulendo.

wegen die Ausübung der Tugend nicht verboten. Die Stoiker haben eben deswegen so viel Beyfall bey den römischen Rechtsgelehrten gefunden, weil sie ihre Schüler nicht von dem gemeinen Wesen abzogen. Unter Denen aber, welche diesen Satz gelehrt, werde ich Vielen noch den Namen der Weltweisen streitig machen. Ich werde fragen, wodurch sie denn die Gründe der Wissenschaften befestigt, oder das Gebäude der uns bekannten Wahrheiten vergrößert haben? Bis ich davon Proben sehe, werde ich sie nur den heiligen Müßiggängern gleich schätzen, die in die Einöde liefen, weil sie glaubten, Gott werde sich ihnen besser allein, als einer ganzen Menge Volks offenbaren, und deren Betrachtungen weiter keinen Nutzen hatten, als daß sie durch ihre Träume sich und Andere verwirrten.

Und sind denn auch alle diese Philosophen so große Menschenfeinde gewesen, wie sie es haben scheinen wollen? Wäre das wohl die einzige Lehre gewesen, die ihr Mund vertheidigt und ihr Herz bestritten hätte? Man weiß ja wohl die Gewohnheit der alten Weltweisen, durch wunderbar klingende Sätze sich ein Ansehen zu machen? Und vielleicht war die Begierde, ihren Betrachtungen nachzuhängen, nur ein Vorwand. Vielleicht verachteten sie die Welt, weil die Welt sie verachtete. Oder es wär ein Eigensinn, der ihnen die Menschen verhaßt machte; es war eine Nachlässigkeit, die sie hinderte, für ihr Glück zu sorgen; Fehler, die sie haben konnten, ohne Philosophen zu seyn.

Man irrt sich, wenn man glaubt, der Wahrheit nachzuforschen und seine Pflichten auszuüben, wären zwey einander entgegengesetzte Geschäfte; oder vielmehr, Niemand könne das Erste thun, der nicht von dem, was man eigentlich Geschäfte nennt, müßig sey. Wofern die Naturgeschichte des älteren Plinius, das Werk, welches uns das Schicksal von seinen Schriften allein nur darum überlassen, weil es schon genug ist, ihn unsterblich zu machen, wofern dieses Werk, sage ich, mir das Recht giebt, seinen Verfasser unter die theoretischen Philosophen zu zählen, so kann ich diesen als ein Beyspiel anführen, meine Meynung zu behaupten. Man lese, was sein Vetter, der jüngere Plinius, im fünften Briefe des dritten Buchs, von ihm schreibt, so wird man sehen, wie die Liebe zu den Wissenschaften einen Mann seine Zeit brauchen gelehrt, den seine Bedienung und die Freund-

schaft der Großen dem Studiren gänzlich zu entziehen geschienen. Und wenn die Lebensart des Plinius uns etwa noch zu ruhig zu seyn scheint, so denke man an den Grafen von Marsigli, der den Stoff zu seiner Beschreibung des Donauflusses nicht etwa auf einer neugierigen Reise, sondern in einem blutigen Feldzuge gesammelt hat. Wie oft hat er nicht das Schwerdt mit dem anatomischen Messer vertauscht! Wie oft hat er nicht die Lage eines Ortes, oder eine Merkwürdigkeit der Natur zu beobachten, sich in Gegenden gewagt, wohin der Philosoph nicht gegangen wäre, wenn ihn nicht der Held begleitet hätte! Wie viele Entdeckungen hat er nicht gemacht, die noch jetzt, da er sie gemacht hat, manchem Gelehrten, der in seiner Studirstube, mit aller Bequemlichkeit und Zeit, die ganze Natur, seinen Gedanken nach, hat kennen lernen, unbekannt sind.

Ist denn aber durch die Weltweisen dem Staate einiger Schade geschehen? Hat ein Fürst seine Unterthanen mit neuen Schatzungen beschwert, eine Akademie der Wissenschaften zu unterhalten? Sind Reihen von Häusern niedergerissen, Befestigungen gesprengt worden, um an ihrer Stelle astronomische Thürme hinzusetzen? Hat einer von den beyden Alexandern, der Grieche oder der Schwede, sich seinen Unterthanen entrissen, Völker, die kaum seinen Namen kannten, bekriegt, und die Welt in Flammen gesetzt, um Entdeckungen in der Naturlehre oder Sternkunst zu machen? Nein, der Philosoph hat viel zu wenig Begierden, in der Republik Unordnungen anzurichten. Wenn er sich um sie bekümmert, so geschieht es zu ihrem Vortheile.

Denn wer ist so unwissend in den Geschichten, daß er ein Verzeichniß von den Weltweisen verlangte, deren Verdienste um den Staat merkwürdig sind? Mehr der Mangel an Nachrichten, als an Beyspielen, würde vielleicht Jemanden nöthigen, dieses Verzeichniß von dem Orpheus anzufangen, der nicht nur die wilden Völker gebändigt und sie zu Menschen und zu Bürgern gemacht, sondern der auch den Ursprung der Dinge, die Ordnung der Natur, und die Eigenschaften der Gottheit untersucht hat.

Vielleicht gehört dieses Exempel zu dem fabelhaften Zeittheile in den Geschichten der Weltweisen, die der Republik genützt haben. Ich kann andere anführen. Man weiß, daß Magdeburg

an seinem Guericke, Amsterdam an seinem Hudденius und Witt, Männer gehabt, die zugleich das Glück ihrer Mitbürger und das Reich der Wissenschaften vergrößerten. Man kennt die Verdienste eines Baco von Verulamio um die Naturlehre und um Britannien. Und eben dieses Britannien erinnert mich an seinen Locke, der in das Innerste unsers Geistes, an seinen Newton, der in das Tiefste der Natur eingedrungen ist. Wäre der Letzte nur geschickt gewesen, allein Lichtstrahlen zu zergliedern und unendlich kleine Größen abzumessen, so hätten ihn wohl die Lehrer seiner hohen Schule nicht allemal erwählt, ihre Rechte auf den Reichsversammlungen zu beobachten, und er hätte sich seinen Untersuchungen nicht entrissen, seinem Vaterlande als Aufseher über die Münze die wichtigsten Dienste zu leisten; Dienste, die vielleicht eben so kostbar, als wichtig sind, wenn man die Wahrheiten bedenkt, die sie uns geraubt haben. Locke ward von seinem Könige geschickt geachtet, Gesandtschaften zu verwalten; man zog ihn in eine Gesellschaft, die für die Aufnahme der Handlung und der amerikanischen Pflanzörter sorgen sollte, und die erfahrensten Kaufleute sind erstaunt, daß ein Mann, der beständig den Wissenschaften obgelegen, solche Sachen tiefer und gründlicher einsah, als sie, womit sie sich ihre ganze Lebenszeit beschäftigt hatten. Hält man nun das noch für eine leere Betrachtung, was ich im Anfange meiner Abhandlung vorgebracht habe, daß die Uebung, von theoretischen Wahrheiten zu denken, auch so viel Einfluß in praktische Ueberlegungen habe? Man findet die Beyspiele von so nützlichen Philosophen nicht nur in der glücklichen Insel, wo die Vornehmen und Reichen gelehrt, und die Gelehrten reich und vornehm sind. Auch außer derselben sind sie nicht ganz unbekannt; nur sind sie da seltener. Vielleicht liegt die Schuld an den Philosophen, indem sie keine Lust haben, eine Geschicklichkeit zu zeigen, die ihnen ihr ruhiges Ergötzen an den Wissenschaften rauben würde; vielleicht an dem Vaterlande, das seine Söhne nicht kennt, und an Denen, die die Gelehrsamkeit verachten, weil sie von den Mitteln, einen Staat glücklich zu machen, so wenig Kenntniß haben, als von theoretischen Wissenschaften. In den Ländern, deren kluge Einrichtung wir so sehr bewundern müssen als ihre Gelehrsamkeit, in Griechenland und Rom, bereiteten sich die vornehmsten Bürger dadurch, dem Staate zu die-

nen, daß sie die Meßkunst und Philosophie trieben. Und ist nicht noch eine ähnliche Gewohnheit in Frankreich und Britannien, in den beyden Ländern, die das sind, was sonst Griechenland und Rom war, die Europa durch die Gelehrsamkeit unterrichten, und durch ihre Macht und Klugheit regieren? Mitten unter den Siegen, die einen Friedrich Wilhelm groß machten, dachte er an die Stiftung einer Akademie der Wissenschaften; und ein Sohn, der dieses Vaters werth war, beschäftigte sich mit Ausführung dieses Vorhabens eben da, da er sich die Krone aufsetzte. Er zeigte Europa, in der Zeit von einem halben Jahre, einen neuen Sitz der Gelehrsamkeit und ein neues Königreich. Dem Regenten, der fast noch zu unsern Zeiten seine Unterthanen in gesittete Völker, und sein fast unbekanntes und verachtetes Land in eines der merkwürdigsten und mächtigsten Reiche verwandelt hat, dem haben wir es zu danken, daß uns jetzt die tiefsinnigsten Wahrheiten aus einer Gegend bekannt werden, wo man vor funfzig Jahren noch kaum denken konnte. Auch Dresden würde ein Sitz der Wissenschaften geworden seyn, wofern es nicht die Unruhen des Krieges, die stets den Musen so zuwider sind, verhindert hätten. Das war die Absicht, die der Freund des Czars, der gleich große Geist, hegte, dessen Namen die Naturforscher, wie des großen Ludwig's Namen, in den entferntesten Welttheilen ausgebreitet haben, der aber nicht nur, wie Frankreichs Ludwig ein Beförderer, sondern selbst ein Kenner der Wissenschaften war, und dessen Verlust die Gelehrsamkeit und die Wohlfahrt Sachsenlands würde untröstbar gemacht haben, wenn nicht ein zweyter Friedrich August seine Stelle ersetzt hätte. Die verstorbene Königinn von England schätzte sich für glücklich, daß Newton und Clark zu ihren Zeiten lebten. Die wichtigsten philosophischen Schriften, die uns Leibnitz hinterlassen, haben wir entweder ihr oder dem Eugen zu danken; denen zu Gefallen sind sie aufgesetzt worden. Auch die Monarchen, die ich kurz zuvor erwähnt habe, sind Leibnitzen gnädig gewesen. Wir können niemals an den größten Philosophen gedenken, ohne unter seine Freunde die gelehrteste Königinn, die besten Regenten und die tapfersten Helden zu zählen. Denn für einen solchen Geist sind solche Freunde nicht zu hoch.

Ich würde nicht aus meinem Vaterlande gehen dürfen, Für-

sten zu suchen, welche den Werth der Wissenschaften erkennen und belohnen: doch wie die Geschichtschreiber insgemein erst durch den Tod der großen Herren beherzt werden, ihre Fehler zu entdecken, so bin ich im Gegentheil zu furchtsam, die Vollkommenheiten der Prinzen zu erheben, die uns noch gegenwärtig sind, und uns daher desto lebhafter rühren. So viel Eindruck macht Derjenige nicht in uns, der die Sorge für unser Glück schon einige Zeit einem Andern überlassen hat: ich bin also kühner, mich an sein Lob zu wagen; denn man wird nicht so scharf beurtheilen, wie weit mein mattes Lob unter seinem Verdienste stehe.

Das gegenwärtige Jahrhundert hat alle die mächtigen Liebhaber der Wissenschaften gesehen, die ich erzählt habe. Wann würde ich aber aufhören können, wenn ich sie alle, nur vom Julius Cäsar an bis auf den großen Leopold nennen wollte?

Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit! Vergnügen, das alle sinnlichen Reizungen übersteigt, das jeder Geist fühlt, wenn er werth ist, ein Geist zu heißen, solltest du wohl der menschlichen Gesellschaft unnütz oder schädlich seyn? Nein, sonst hätte dich der Schöpfer nicht in uns gelegt, der Schöpfer, der Alles in der Welt zur Vollkommenheit des Ganzen richtet, und uns durch eben die Triebe unsere Pflichten lehrt, in deren Erfüllung er unser Glück gesetzt hat.

XII. Abhandlung von den Pflichten, wozu uns die Erkenntniß verbindet, daß in der Welt kein blinder Zufall stattfinde, sondern Alles von der göttlichen Vorsicht regiert werde,

welche den von der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften und freyen Künste auf das Jahr 1751 ausgesetzten Preis erhalten hat [1]).

Fata regunt homines, sed regit ipsa Deus.

Inhalt der Schrift.

Daß alle Begebenheiten, die wir, wegen der Schwäche unserer Einsicht, einem blinden Zufalle zuschreiben, unter der göttlichen Regierung stehen, nehme ich unbewiesen an. Daraus folgere ich, daß wir den Ausgang unserer Bemühungen der göttlichen Vorsicht überlassen, und uns nicht für unglücklich schätzen

1) Sie ist der Königl. Akademie von mir lateinisch überschickt worden, und in dieser Sprache, mit beygefügter französischer Uebersetzung, die ich nach ausgesprochenem Urtheile der Akademie verfertigt habe, zu Berlin 1751, unter dem Titel: Pièce qui a remporté le prix sur le sujet des événemens fortuits etc., nebst einigen andern in eben der Absicht eingesandten Aufsätzen, herausgekommen. Herr Formey hat auch eine französische Uebersetzung davon bekannt gemacht, aus welcher in Berlin eine deutsche ist verfertigt und gedruckt worden. Der Cardinal Quirini hat den Anfang dieser Schrift in lateinische Verse übersetzt, am Feste der Erscheinung Christi, als eine Andachtsübung; v. Card. Quirini Epistola ad A. G. Kaestner, edita Brixiae 29. Ian. 1752.

sollen, wenn er gleich anders ausfällt, als wir gehofft hatten; auch daß wir uns keine andere Absichten, als gerechte vorsetzen müssen. Alsdann zeige ich, worauf sich die Zuversicht auf Gott gründet; und erkläre die Begriffe der besondern Vorsicht und des göttlichen Segens. Zuletzt weise ich, was der Satz, mit dessen Betrachtung ich durchgängig beschäftigt bin, in die Vorbereitung zu unserm künftigen Leben für einen Einfluß hat. Was sich am Ende des ganzen Aufsatzes befindet, konnte ich mich nicht enthalten beyzufügen, da mich die Gelegenheit dazu veranlaßte. Weil ich übrigens für Philosophen schreibe, so habe ich nicht für nöthig befunden, alle Schlüsse vorzubuchstabiren. Wenn sie einige Stärke haben, so werden die Richter solche selbst empfinden.

Ich wünschte das Lob zu verdienen, das zu unsern Zeiten fast Frankreichs Schriftstellern eigen ist: tiefe und gründliche Betrachtungen durch eine lebhafte und zierliche Schreibart deutlich und rührend vorgetragen zu haben.

* * *

Die Königliche Akademie hat die Aufgabe, welche sie den Philosophen vorlegt, dergestalt abgefaßt, daß sie behauptet: widrige und vortheilhafte Begebenheiten, die wir dem Glücke zuschreiben, geschehen alle vermöge göttlicher Zulassung, und das Wort Glück sey ein leerer Ton, wenn es nicht in diesem Verstande genommen werde. Sie verlangt nur zu zeigen: Ob die Erkenntniß dieses Satzes die Menschen zu gewissen Pflichten verbindet, und was solches für Pflichten sind. Ich glaube daher, daß sie uns nicht die Mühe auflege, weitläuftig darzuthun, daß es wirklich eine freye und oberste Vorsicht giebt, und Spinoza's und Epikur's Irrthümer hier zu widerlegen. Wie es einer Akademie anständig ist, welche nicht klare und ausgemachte Gründe der Wissenschaften lehren, sondern die Wissenschaften selbst mit neuen Entdeckungen erweitern soll, fodert sie auch hier von uns nicht Anfangsgründe der natürlichen Gottesgelahrtheit zu schreiben, sondern diese als bekannt vorauszusetzen, und daraus andere Wahrheiten herzuleiten.

Giebt man also zu, daß diese Welt von einem Wesen ist hervorgebracht worden, dessen Weisheit, Allmacht und Liebe gegen

seine Geschöpfe so groß sind, als man sie sich nur vorstellen kann, daß sich dieses Wesen noch jetzt bey der Regierung eben so verhält, wie es sich bey ihrer Schöpfung verhielt; daß sich nichts zuträgt, welches die Allwissenheit nicht voraus gesehen hätte, oder die Allmacht, wenn sie wollte, nicht verhindern könnte: gesteht man, daß die Zufälle selbst, die wir Ungefähr nennen, nicht der Bewegung eines geworfenen Steins gleichen, die von äußerlichen Ursachen gestört wird, wenn er schon der Hand, die ihn warf, entflogen ist, sondern nach einem bestimmten Zwecke abzielen: räumt man, sage ich, dieses Alles ein, so wird man mich schwerlich bereden, daß diese Kenntniß unter diejenigen Sätze gehöre, die man gleichgültig wissen oder nicht wissen darf, ohne daß eines von beyden in die Regierung unserer Handlungen einigen Einfluß hätte. Sollte es uns zu einerley Pflichten verbinden, einen sehenden und Alles nach ewigen Gesetzen regierenden Gott, oder ein blindes Glück anzubeten? Kann man diesem auch nur zu einigem Danke, oder jenem zu gar keinem verbunden seyn? Kann man wohl einige Hoffnung auf das Glück setzen? Oder würde man gar keine auf Gott setzen dürfen? Doch dieses Alles wird deutlicher in die Augen fallen, wenn ich ausführlicher zeigen werde: was uns diese Erkenntniß, daß kein blinder Zufall in der Welt stattfindet, für Pflichten auferlegt, oder vielmehr, zu was für Verrichtungen die sicherste Ueberzeugung von dieser Wahrheit uns auf das nachdrücklichste antreibt.

Könnte sich nichts uns unversehens ereignen, so herrschte entweder die menschliche Klugheit über alle Begebenheiten; oder, wenn es ihr mißlänge, hätte sie nur sich selbst anzuklagen: eben wie keiner von beyden Schachspielern ohne seine Schuld verlieren kann. (Man wird dieses Gleichniß einem Philosophen zu gute halten, dem alle irdische Sachen wie ein Spiel vorkommen.) Nun aber führen wir nicht Schachsteine gegen einander zu Felde, sondern wir werfen Würfel, oder suchen Karten, wie sie uns das Schicksal in die Hände giebt, so gut es sich thun läßt, zu unsern Absichten zu gebrauchen. Wie elend sind wir nicht, wenn es nur ein blindes Glück ist, unter dem wir stehen, das meistens die Einrichtung unsers ganzen Lebens bestimmt, die weislichst gefaßten Anschläge stört, und auch des Standhaftesten Kräfte durch unüberwindliche Hindernisse matt macht. Werden wir auch etwas

Wichtiges unternehmen, wenn wir sehen, daß die größten Unternehmungen um solcher Ursachen willen verunglücken, die man ihrer Kleinigkeit wegen übersehen hatte? Sollen wir an Gebäuden arbeiten, die ein leichter Wind, wenn wir den Gipfel aufsetzen wollen, plötzlich umstürzen kann? Ja! wir müssen Unternehmungen beschließen, Alles wohl überlegen, was in unserer Gewalt ist, allen Fleiß anwenden, und den Ausgang selbst nicht dem Zufalle, sondern der Vorsehung überlassen. Noch haben wir nicht vergebens gearbeitet, wenn wir die Kräfte, die uns Gott gab, nach dem Maaße unserer Erkenntniß angewandt haben, obgleich der Ausgang nicht erfolgt ist, den wir wünschten. Wir haben Gott gehorcht. Er befiehlt uns nicht die jedesmaligen Tagearbeiten, wie ein Herr seinen Leibeigenen; das befiehlt er uns zu thun, wozu er uns einen Trieb gegeben und Kräfte verliehen hat. Für Ihn gehört es, unsere Bemühungen zum Besten der ganzen Welt zu richten: und wir dürfen nicht glauben, daß Er, wie ein unerfahrner Künstler, uns, die wir Theile des Ganzen sind, so gemacht habe, daß wir dem Ganzen zu nichts nütze wären. Dieses also scheint mir eine Folge aus der festen Ueberzeugung, daß die Vorsicht alle unsere Begebenheiten regiert, zu seyn: daß wir nach Erhaltung unserer Absichten mit so viel Eifer streben, als erreichten wir sie gewiß, und uns doch den Ausgang, er mag seyn, wie er will, so gefallen lassen, als hätten wir uns gar nicht bemüht; daß wir uns versichern, unsere Kräfte sind nicht vergebens angewandt, wenn sie die Absichten Gottes zu erhalten angewandt sind. So wird der menschlichen Klugheit ihr gehöriger Werth bestimmt. Sie ist nicht ganz ohne Nutzen; aber sie verhilft uns nicht zu Allem, was wir wünschen. Nicht Alles steht unter ihr, sonst würden wir uns für Gott gleich halten. Doch steht sie auch unter keinem blinden Zufalle, sonst könnten wir bey großen Unternehmungen verzagen, oder wenn uns nicht Alles nach Wunsch ginge, verzweifeln. Sie erkennt die Vorsicht über sich, die selbst ihre Fehler zum Besten der ganzen Welt zu lenken weiß. Meine Arbeit ist verloren, wenn ein blinder Zufall die Ausführung meines Vorhabens gehindert hat; sie ist unverloren, wenn die Vorsicht meine Bemühungen zu andern Endzwecken bestimmt, als auf die ich sie gerichtet hatte.

Unsere Absichten müssen ferner gerecht seyn, wenn wir sie

der **Vorsicht** überlassen wollen; sie müssen unsern Pflichten nicht widersprechen, und wir müssen nach dem Maaße unserer Erkenntniß einsehen, daß sie mit der Ordnung der Welt, und den Gesetzen, welche der weiseste Beherrscher den Geistern vorgeschrieben hat, übereinstimmen. Da wir uns irren können, so ist es ungewiß, ob der Erfolg eben so seyn werde, wie wir ihn der Billigkeit für gemäß halten. Sind aber unsere Wünsche unbillig, so kann uns die Vorsicht entweder solche nicht gewähren, oder sie gewährt sie uns zu unserer Strafe. Nur Diejenigen können glauben, ihnen stehe Alles frey, was sie wollen, die sich unüberlegt einbilden, ihrer Gewalt sey Alles unterworfen. Wollen sie etwa ihre List der göttlichen Weisheit entgegen setzen? Dieses würde ihnen noch übler gelingen, als wenn der schlaue Fuchs mit dem Jäger streiten wollte. Wollen sich Tyrannen ihrer Macht bedienen? Der Höchste lacht des Sterblichen, vor dem wir elende Menschen zittern. Euch fodere ich als Beyspiele auf, ihr, welche die Staatsklugheit auf den höchsten Gipfel des Ansehens erhoben hat, damit ihr desto tiefer wieder fielet; euch, ihr unüberwindlichen Helden, denen nichts widerstehen konnte, bis eine geringe Krankheit, oder eine glückliche Kugel euch den Lauf eurer Siege plötzlich zu endigen zwang. Jeder von euch, wofern die Gerechtigkeit seinen Absichten gefehlt, wird des verzweifelnden **Nero** Klage wiederholen müssen: Was für ein Künstler, was für ein Held stirbt an mir! Habt ihr aber nichts Unbilliges unternommen, habt ihr euer Leben der Vertheidigung einer gerechten Sache aufgeopfert: so erwartet euch ein unsterblicher Ruhm, und noch eine wahrhaftere und glücklichere Unsterblichkeit, die euch nicht Menschen geben, sondern Gott ertheilen wird, daß ihr diejenigen Kräfte, mit denen man der Welt am meisten nützen und am meisten schaden kann, so viel an euch lag, recht angewandt habt.

Wenn sich dieses beydes bey uns vereinigt findet, wenn wir den Ausgang unserer Wünsche Gott überlassen, und zugleich den festen Vorsatz haben, nichts Unbilliges zu unternehmen: so muß dieses nothwendig mit der Ueberzeugung, daß Gott Alles, was uns zustößt, regiere, verbunden, eine ungemein große Zuversicht gegen Gott hervorbringen. Denn zu dieser Zuversicht wird nicht erfodert, daß wir uns schmeicheln müssen, dasjenige werde eben geschehen, was wir uns wünschen: Jedermann sieht leicht, daß

diese Einbildung verwegen seyn würde. Alsdann vertrauen wir Gott, wenn wir ungezweifelt hoffen, er werde das thun, was am besten ist. Was für die ganze Welt am besten ist, das kann auch für uns kein Uebel seyn. Wenn wir uns für unglücklich halten, weil wir unserer Wünsche nicht gewährt werden; wenn wir mit der Kühnheit, mit welcher der König Alfonsus die ptolemäische Ordnung der Weltkörper beurtheilt hat, die ganze Welt, das Werk des weisesten Schöpfers beurtheilen, und uns unterstehen zu sagen: sie würde viel besser geworden seyn, wofern er uns bey ihrer Verfertigung zu Rathe gezogen hätte: so messen wir ohnstreitig eine unumschränkte Kenntniß nach unserer geringen Einsicht ab, als wenn die Begebenheiten, die wir mit Verdruß ansehen, keine andern Folgen haben könnten, als die wir voraus zu sehen vermögend sind. Da wir aber gegentheils finden, daß sich unzählige Dinge zutragen, welche der klügste unter den Sterblichen nicht gemuthmaßt hätte; da wir sehen, daß diese Begebenheiten desto sicherer zu bewerkstelligen, oft diejenigen Mittel haben dienen müssen, welche die menschliche Klugheit mit dem größten Eifer anwandte, sie zu verhindern; so müssen wir an keiner Sache zweifeln, die uns Gott zu hoffen befiehlt, so wenig auch das Alles, was uns dabey in die Augen fällt, unsere Hoffnung unterstützt. Darf ich wohl zur Erläuterung ein vortreffliches Beyspiel anführen? Es ist der Ritter, welcher läugnete, daß eine so wohlfeile Zeit, wie der Prophet verkündigte, einfallen könnte, auch wenn der Herr die Fenster des Himmels öffnete [1]). Was dieser elende Mensch auch durch das größte Wunderwerk für unmöglich hielt, wußte Gott durch ein viel leichteres zu bewerkstelligen: wenn anders noch das Schrecken, das über die Syrer kam, durch ein Wunderwerk erregt wurde. Wir haben nicht zu erwarten, daß der weise Urheber der Natur ihre Ordnung um leichter Ursachen willen stören werde, ob er wohl über den Gesetzen ist, die er selber gegeben hat, und wir nicht urtheilen können, was für Ursachen leicht sind. Aber eben so wenig dürfen wir verzweifeln, daß Gott die Ordnung der Natur nicht so könne eingerichtet haben, daß, ohne solche zu stören, vieles kann bewerkstelligt werden, das für uns unmöglich scheint.

---

1) II. B. der Kön. 7. Cap.

Wer sich den Bau der gemeinen Uhren einigermaßen bekannt gemacht hat, und weiß, daß derselben Bewegung, wenn sie richtig gehen, einmal so geschwinde als das andere ist, würde mit Unrecht läugnen, daß sich auch welche verfertigen lassen, welche die Ungleichheit der natürlichen Sonnentage vorstellen, und ihre Bewegung bald schneller, bald langsamer verrichten. Gleichwohl könnte ihm in der ganzen Uhrmacherkunst vielleicht nichts weiter verborgen seyn, als das Geheimniß der elliptischen Platte. Uns ist bey der Einrichtung der ganzen Welt unendlich vieles unbekannt. Wir bewundern einen Richelieu, oder Mazarin, Menschen, welche die Begebenheiten nicht selbst hervorbrachten, aber sich derselben nach ihren Absichten zu bedienen, und selbst öfters ihrer Feinde Bemühungen zu nutzen wußten: Gott aber, auf dessen Willen es ankam, daß diese Ordnung der Dinge, und keine andere die Wirklichkeit erhielt, sollte sie nicht so eingerichtet haben, daß er seine Absichten in ihr erreichen könnte?

Die besondere göttliche Vorsicht wird von Einigen so ausgelegt, daß sie nicht sehr von unaufhörlichen Wunderwerken unterschieden ist; von Andern, eben weil sie nicht anständig ausgelegt wird, verworfen. Was hiervon zu urtheilen ist, läßt sich, meinen Gedanken nach, aus vorher gesetzten Gründen erläutern. Wir Sterbliche sind so beschaffen, daß uns nicht das Große, sondern das Seltene am meisten rührt.

— — — — Daß Sterne sonder Zahl,
Mit immer gleichem Schritt, und ewig hellem Strahl,
Durch ein verdeckt Gesetz, vermischt und nicht verwirret,
In eignen Kreisen gehn, und nie ihr Lauf verirret:
(v. Haller)

Das scheint uns kaum der Aufmerksamkeit werth. Nur einen Kometen, oder eine ringförmige oder gänzliche Sonnenfinsterniß betrachten wir mit Erstaunen. Daß wir alle Augenblicke Athem schöpfen, daß das Blut in unserm Körper Kreisläufe verrichtet, die dem ganzen menschlichen Geschlecht so viele Jahrhunderte durch verborgen geblieben waren, daß Materie, die uns zur Nahrung dient, von den Pflanzen aus dem Wasser abgesondert, von ihnen den Thieren übergeben, und in diesen noch besser zubereitet wird, daß endlich eben diese Materie in unsern Eingeweiden, auf eine

Art, die noch allen Naturforschern unbekannt ist, den Theilen unsers Körpers ähnlich gemacht und beygefügt wird, das Alles sind gemeine Dinge, sie verdienen kaum, daß wir an sie denken, und nur, damit wir bey ihnen Gott nicht ganz vergessen, tragen wir ihre Besorgung der allgemeinen Vorsicht auf. Wenn wir gegentheils einer Gefahr, darein uns Unbedachtsamkeit oder Verbrechen gestürzt hatten, mit Angst entflohen sind, wenn ein Geschäft uns besser gelungen ist, als wir vermutheten: alsdann wollen wir unsere Frömmigkeit sehen lassen, alsdann verehren wir die besondere göttliche Vorsicht, ich weiß nicht, ob ich sagen soll voll Andacht, oder voll Aberglaubens. Urtheilen wir nicht allzu stolz von uns, so werden wir wohl einsehen, daß unsertwegen ungemein selten Wunderwerke geschehen. Diese aber bey Seite gesetzt, so ist die besondere Vorsicht von der allgemeinen nicht unterschieden. Denn wer wird die allgemeine Vorsicht, welche die ganze Welt regiert, von der besondern trennen, die einzelnen Theilen vorsteht? Wir müssen uns Gott nicht wie einen Feldherrn vorstellen, der den Plan der ganzen Schlacht entwirft, den Regimentern ihre Posten anweist, die nächsten Heerführer unter ihm commandirt, aber den gemeinen Soldaten zu befehlen den Officieren überläßt. So muß allerdings ein Mensch verfahren, dessen Kräfte, so groß sie auch für menschliche seyn mögen, doch allezeit in enge Schranken eingeschlossen sind: aber eben Derjenige, auf dessen Wink Kometen entbrennen, Sonnen verlöschen, nährt auch die Sperlinge; und ihm unbewußt, oder wider seinen Willen, fällt kein Haar von unserm Haupte. Groß und klein nennen wir, was uns nach dem Maaßstabe unsers Verstandes so vorkommt: vor dem unendlichen Geiste ist nichts groß oder klein. Die Welt ist mit dem Spinnewebenfaden so wohl verbunden, als mit der Kraft, welche die Planeten nach der Sonne treibt oder stößt [1]). Der Spinnewebenfaden könnte, unserer Meynung nach, aus der Welt bleiben, weil wir ihn leicht missen werden. Wenn die Schwere zu wirken aufhörte, sehen wir ein, daß die Planeten aus einander fliegen würden. Doch

1) De Maupertuis Essay de Cosmolog. p. 88.: L'univers tient au fil de l'araignée, comme à cette force qui pousse ou qui tire les planètes vers le soleil.

der Urheber der Welt erkennt, daß der Zusammenhang des Ganzen der Welt würde unterbrochen werden, wenn der Spinnewebenfaden aus ihr wegkäme. Also ist Gott nicht einige Begebenheiten zu regieren aufmerksamer, als bey andern: sondern uns rühren Proben seiner Regierung mehr, die sich durch ihre Seltenheit, oder durch ihre Verhältnisse gegen uns, von andern unterscheiden.

Heißt dieses die besondere göttliche Vorsicht verehren, nicht daß man sich einbildet, Gott sorge für diejenigen Dinge, die uns groß scheinen, mehr, als für andere, sondern daß uns seine Sorge für diese Sache mehr rührt, so tadle ich solches nicht, ich wünsche vielmehr, daß dergleichen Regungen öfters in unserer Seele entstehen mögen, und daß wir uns in die Gemüthsverfassung setzen, wenn wir bitten, Gott als einen Beherrscher der ganzen Welt, aber wenn wir ihm danken, ihn als ein Wesen, das nur für unser Glück insbesondere besorgt ist, zu betrachten. Noch besser werden wir verfahren, wenn wir dieses beydes nicht von einander trennen, und uns versichert halten, eben der Gott, der die ganze Welt regiert, habe auch unser Glück, wie er ihren Grund legte, in ihren Zusammenhang mit eingeflochten. Alsdann werden wir für uns keinen besondern Schutz verlangen. Wir werden glauben, der Schutz reiche auch für uns zu, der für die ganze Welt zureicht. Als Frobenius neben Friedrich Wilhelm dem Großen zu Boden stürzte, hätte Homer vielleicht die Pallas sich plötzlich vom Himmel senken lassen, den Helden mit ihrem Schilde zu bedecken. Ich glaube, Gott habe die ewigen Gesetze der Bewegung so eingerichtet, daß die Kugel von dem Churfürsten abgewandt wurde. Andere mögen urtheilen, wer von uns beyden etwas Erhabneres sagt.

Daß es Frommen hier wohl gehe, ist gar nicht allgemein. Seneca hat vielmehr in einer besondern Schrift untersucht, warum das Gegentheil so oft stattfinde. Gleichwohl versichern uns Religion und Erfahrung, die Tugend habe auch hier ihren Lohn. Man drückt sich davon folgendergestalt aus: Gott segne die Unternehmungen der Frommen, und sein Fluch störe das Glück der Gottlosen. Diese Wörter werden Töne ohne Bedeutung seyn, wenn wir uns nicht die Sache so vorstellen: daß einige Begebenheiten so beschaffen sind, daß wir sie wenigstens mit der morali-

schen Gewißheit, die unser Leben zu regieren hinlänglich ist, voraus sehen können, andere sich allen Prophezeyungen menschlicher Weisheit entziehen; Gott aber, dem von allem Diesem nichts unversehens vorstößt, alle Begebenheiten so mit einander verbunden habe, daß meistens Frommen unverhofftes Glück begegnet, und Böse unvermuthetes Unglück befällt. Niemandem ist unbekannt, was Gott Kindern, die ihren Aeltern gehorsam seyn würden, vormals versprochen hat. Nun giebt es einige Belohnungen des Gehorsams, die natürlich, das ist, so beschaffen sind, daß wir ihre Verbindung mit demselben einsehen können. Denn Diejenigen, die uns unter allen Menschen am meisten lieben, durch ihre Erfahrung uns lehren, durch ihr Ansehen uns unterstützen, werden gewiß, wenn wir nicht selbst widerspänstig sind, sehr viel zu unserm Besten beytragen. Daß aber auch gehorsamen Kindern glückliche Begebenheiten bestimmt seyn können, deren nothwendigen Zusammenhang mit dem Gehorsam Niemand so leicht würde eingesehen haben, läßt sich aus dem, was ich vorhin gesagt habe, leicht begreifen.

Also braucht der göttliche Segen so wenig Wunderwerke, als die besondere Vorsicht. Beyde zeigen sich in solchen Begebenheiten, die mit unsern Handlungen einen natürlichen, und vor dem großen Urheber der Welt völlig entdeckten Zusammenhang haben, der aber unserm Auge verborgen ist.

Gott vom Zufalle unterscheiden, ist etwas Größeres, als daß sich der Nutzen dieser Erkenntniß in die engen Schranken unsers gegenwärtigen Lebens einschließen lassen sollte. Nicht nur einzelne Vorfälle dieses Lebens, sondern selbst sein Anfang und sein Ende geben merkwürdige Beyspiele dazu ab. Alle treten wir es, uns unwissend, an, und oft werden wir, wenn wir am wenigsten daran gedenken, aus demselben gerufen. Kommt dieses auf einen blinden Zufall an, so leben wir dieser Erde allein. Wird es uns von einem weisen Beherrscher, nicht nur der sichtbaren Welt, sondern auch der Geister, befohlen, so sollen wir auch beständig darauf bedacht seyn, daß wir in jene andere Welt, zu deren Bürgern wir bestimmt sind, nicht ganz unbereitet kommen. Daß wir aber von der Beschaffenheit dieses künftigen Zustandes so wenig einsehen, kann man sich nur alsdann wundern, wenn man noch nicht überlegt hat, wie wenig sich von den Vorfäl-

len des Lebens, das wir jetzt führen, Zuverlässiges muthmaßen läßt.

Einen Anschlag, den wir diese Nacht gefaßt haben, wird die nächste Morgenröthe durch eine Verhinderung, die wir unmöglich voraus sehen konnten, zerstören. So gut kennen wir unsere jetzigen Umstände, in denen wir uns gegenwärtig befinden. Und dabey sind wir mißvergnügt, daß uns die zukünftigen so unbekannt sind? Und dabey verschmähen wir die Offenbarung, die unserer Unwissenheit zu Hülfe kommen will, weil wir die Gründe von allem dem, was sie uns sagt, nicht allemal deutlich genug einsehen? Eben als wenn ein lallender Knabe dem Vater oder dem Lehrer widersprechen wollte, weil er nicht einsähe, wozu es ihm nütze, dieses oder jenes zu thun oder zu lernen.

Uns muß genug seyn, daß uns dieses zu glauben ein Gott befiehlt, der in Dingen, die uns täglich vor Augen liegen, so viel, als alle unsere Erwartung und unsere Vorstellung übersteigt, bewerkstelligt, daß wir in jenen Dingen, die von unserer Erkenntniß so entfernt sind, entweder ihm allein glauben, oder allen Vorschriften der Vernunft widersprechen müssen. Eines weisen und gütigen Fürsten Befehle werden von den Unterthanen willigst bewerkstelligt, ob es gleich die Umstände nicht zugelassen haben, die Ursachen derselben bekannt zu machen. Wollen wir denn den Befehlen Gottes mit Widerwillen gehorchen, von dem wir versichert sind, daß Er weder irren kann, noch uns schaden will? Denn uns sollte wohl etwa die Weisheit, welche die Welt regiert, in ihren geheimen Rath lassen, und uns durch Vorlegung aller Urkunden überführen, die Ordnung unsers Heils habe nicht anders eingerichtet werden können, als sie eingerichtet worden ist. Unsere Augen werden vielleicht zur Einsicht in diese Geheimnisse scharf genug seyn, da sie nur etwa bey menschlichen Angelegenheiten so blöde sind?

Daß endlich unter allen irdischen Dingen, auch die am gewissesten scheinen, so gar nichts gewiß ist, muß die Neigung zu so vergänglichen Sachen auf das kräftigste vermindern. Es muß uns wenig kosten, Güter zu verlassen, deren Besitz so unsicher ist. Das ist nicht unser wahres Leben, in dem wir uns jetzt befinden. Sterben heißt bey uns, was bey einem Knaben das Spielzeug wegwerfen heißt. Gleichwohl hat der Beherrscher der Welt

gewollt, wir sollten ein Theilchen von dem Anfange unsers Lebens auf diesem Erdballe zubringen. Also hat er einige Liebe zu den irdischen Sachen in uns gelegt, damit wir uns dieses Gefängniß desto leichter gefallen ließen; und die Schönheit des Ewigen vor unsern Augen verhüllt, damit sie uns nicht völlig einnähme, und wir dessen, was wir jetzt thun sollen, gar vergäßen. Doch uns Sterblichen scheinen die irdischen Dinge, weil sie uns nahe sind, meistens größer, als die entfernten Güter der Ewigkeit: ungefähr wie ein Unerfahrner den erborgten und fleckichten Schimmer des Mondes jenem eigenthümlichen und reinen Lichte vorziehen möchte, das von dicht beysammenstehenden Sternen aus unermeßlicher Weite zu uns kommt, und deswegen einem Wölkchen gleicht. Damit uns dieser Irrthum nicht gänzlich verführe, müssen wir die unbeständige Beschaffenheit alles Gegenwärtigen betrachten. Unser Geist, der nach einer ewigen Glückseligkeit strebt, wird alsdann einsehen, das sey nicht sein wahres Glück, das so flüchtig ist, und wird ein anderes eifrig wünschen, bey dem er nicht mehr den Schwachheiten seines Körpers, der Tyranney seiner Affecte, der Herrschaft von Menschen, die Sklaven ihrer Affecte sind, unterworfen seyn; und in Erkenntniß der weisesten Gesetze, nach denen Begebenheiten bestimmt worden sind, die ihm hier unregelmäßig schienen, in Verehrung ihres unendlichen Urhebers, eine glückselige Ewigkeit zubringen wird.

Nur die Schwachheit unserer Einsicht hat uns also verleitet, das Glück in den Himmel zu erheben, welches bey Gott gar nicht stattfindet, und selbst unter den Bewohnern des Erdballes bey jedem desto weniger Macht hat, je mehr er, so viel Menschen können, den göttlichen Vollkommenheiten nachahmt. So ist der Herrscher beschaffen, dem man noch keinen würdigern Beynamen gegeben hat, weil man noch keinen hat finden können, der das Lob aller Fürsten in einem einzigen Worte begriffe. Darf ich ihn wohl mit einem seiner geringern Titel, durch welchen allein er doch so viele Könige übertrifft, nennen? Der Beschützer der Akademie. Europa sieht es mit Erstaunen, wie Ihm, bey Erweiterung seiner Herrschaften, bey Beschützung seiner Unterthanen, bey Erhaltung des ewigen Ruhmes eines Siegers, eines Friedfertigen, eines Vaters des Vaterlandes, nie etwas Unerwartetes vorgefallen ist, nichts die Weisheit seiner Rath-

schläge umgestoßen, nichts seinen Lauf zu ändern genöthigt, oder nur gehindert hat. Als das höchste Siegeszeichen unter so vielen könnte Er das gefesselte Glück setzen, oder sich einer Vertraulichkeit mit der gehorchenden Glücksgöttinn, wie vormals Servius Tullius, rühmen; wenn er nicht richtiger urtheilte, daß nur alsdann das Glück nicht fehlt, wenn es Klugheit und Gerechtigkeit zu Begleiterinnen hat. Doch sein Lob und die Wünsche der Unterthanen für sein Leben, das ist, für ihr eigen Wohl, will ich erhabneren Geistern vorzutragen überlassen.

* *
*

Vom Gebrauche der Glücksfälle.

Zusatz zu der Schrift, welche von der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften den Preis auf das Jahr 1751 erhalten hat.

Meine Absicht ist, noch etwas Weniges von dem Gebrauche derjenigen Begebenheiten zu erinnern, die an sich selbst zwar nach ewigen und vollkommen weisen Gesetzen erfolgen, uns aber wider alle unsere Erwartung und Hoffnung begegnen.

Bey einigen dieser Vorfälle verhalten wir uns als bloße Zuschauer; andere haben einen Einfluß in unsern Lebenslauf, daß solcher anders wird, als er ohne sie gewesen wäre. Ich will jede Art besonders betrachten, und von denen, die uns am nächsten angehen, den Anfang machen.

Wenn uns bey den Bemühungen, die wir zur Erfüllung unserer Wünsche anwenden, auch die sogenannten Zufälle günstig sind, welche sich ereignen, ohne daß wir etwas deswegen gethan hätten, so darf ich wohl Niemanden erinnern, daß er dabey Gott, als den Beschützer unserer Unternehmungen, verehren, und sich dieses zufälligen Glückes zu Erreichung seiner Absichten auf das klüglichste bedienen soll. So sind wir Alle von Natur geartet, daß wir zu Erlangung Desjenigen, wornach wir streben, Alles anwenden, was uns Ueberlegung gewährt und Zufall darbietet; möchten wir nur allezeit daran denken, daß es eigentlich Gott und nicht ein Zufall ist, der es uns darbietet. Aber die Frage scheint mir etwas schwerer: was wir thun sollen, wenn Alles wider uns streitet, was vorherzusehen oder aus dem Wege zu

räumen über unsere Kraft ist? Ist es nicht kleinmüthige Zaghaftigkeit, alle Hoffnung sogleich sinken zu lassen, wenn einige Versuche unglücklich abgelaufen sind? Ist es aber auch nicht zu verwegen, mit dem Schicksale zu streiten, das Willige führt und Widerwillige fortreißt? Ich gestehe es, meiner Einsicht nach lassen sich schwerlich allgemeine Vorschriften, wie in der ganzen Sittenlehre überhaupt, geben, die zugleich zu aller Anwendung auf besondere Fälle bestimmt genug wären. Doch däucht mich, wer alle Umstände genau überlegen will, wird es dahin bringen können, daß er entweder gar nicht fehlt, oder bey einem unvermeidlichen Irrthume leichter Verzeihung zu hoffen hat. Die Winde zwischen den Wendekreisen, die beständig zu gesetzten Zeiten und nach bestimmten Richtungen wehen, haben vieler Schiffe Verderben verursacht, ehe man sie recht hat kennen lernen; jetzt wissen die Seefahrer entweder sie zu vermeiden, oder sich derselben zu ihrem Vortheile zu bedienen. So können wir durch fleißige Beobachtungen und Aufmerksamkeit auf alle Umstände dahin gelangen, daß wir selbst bey den Begebenheiten, die anfänglich auf ein bloßes Ungefähr anzukommen scheinen, bestimmte Gesetze wahrnehmen, deren Kenntniß uns in den Stand setzt, entweder solche zu vermeiden, oder uns ihrer, wie ein Schiffer des Windes, der ihm nicht vollkommen günstig ist, mit Laviren zu bedienen.

Doch ist auch das gewiß, die Beobachtungen lassen sich nicht allezeit ohne unsere Gefahr anstellen; indem wir vielerley versuchen, unsern Zweck zu treffen, und die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, so ist oft nicht nur unsere Arbeit vergebens, sondern wir leiden noch selbst vielleicht Schaden. Daß wir alle Gefahr vermeiden wollten, darauf dürfen wir nicht denken, denn da müßten wir gar nichts unternehmen: haben wir aber so viel Sorgfalt, als in unserm Vermögen steht, angewandt, daß dasjenige, was sich zutragen kann, uns so wenig Schaden als möglich thut, so müssen wir dem Glücke so viel überlassen, daß uns der Verlust nur nicht gänzlich in's Verderben stürzen kann. Die Mathematikverständigen, welche bey der Erwartung ungewisser Begebenheiten Hoffnung und Furcht berechnen lehren, haben anfänglich angenommen, daß sich eines zu dem andern verhalte, wie die Menge der möglichen Fälle, die uns vortheilhaft, zu der Menge derer, die uns nachtheilig werden. Ein Gelehrter, welcher dem

großen Namen seines Geschlechtes Ehre macht [1]), hat erinnert, daß dieses nur stattfinde, wenn Jedes, was wir hoffen oder fürchten, in Vergleichung derjenigen Güter, welche wir besitzen, nichts merkliches beyträgt, so daß der Gewinnst uns nicht viel reicher, und der Verlust uns nicht viel ärmer machen kann; in andern Fällen aber müssen wir nicht nur die Größe desjenigen, was wir erlangen oder verlieren können, an sich in Betrachtung ziehen, sondern zugleich schätzen, wie empfindlich uns der Verlust sey, wie glücklich uns die Erlangung machen würde. Bey einem ungewissen Ausgange sollen wir uns also vorstellen, was wir verlieren können, und so viel wagen, als wir ohne Zittern uns geraubt sehen können.

Aber wie wir uns nun verhalten sollen, Reichthum, Ehre, Vergnügen, das Leben selbst, kurz alles das zu wagen, was wir unser nennen, weil uns Gott den Gebrauch desselben auf eine Ihm selbst beliebige, und uns völlig unbekannte Zeit vergönnt, wie ein Kind die Spielsachen sein nennt, die es blos aus Vergünstigung seiner Eltern gebraucht, davon lassen sich keine allgemeinen Vorschriften geben, weil man nicht den Verlust selbst, sondern die Empfindung desselben schätzen muß, und einerley Sache zu verlieren Einem mehr, dem Andern weniger empfindlich ist. Man wird glauben, der Feldherr verliere Alles, der das Leben in der Schlacht verliert; doch, wenn er in seinen letzten Augenblicken erfährt, daß sein König gesiegt hat, so wird er vergnügt erklären, daß er nichts verliere.

Wenn aber keine Geschicklichkeit, keine Emsigkeit uns zu Erhaltung unserer Absichten führen kann, wenn immer neue und weniger vorhergesehene Hindernisse entstehen, so bekenne ich, daß ich geneigt bin zu rathen, man solle Unternehmungen fahren lassen, die vielleicht dem Beherrscher der Welt mißfallen. Ohne Zweifel müssen wir bey Allem, was wir uns vorsetzen, dem göttlichen Willen zu folgen bereit seyn; also müssen wir ihn auch erkennen, und da ihn uns hier keine Offenbarung lehrt, so bleibt nichts übrig, als denselbigen, wie Alles, was die Vernunft uns von Gott lehrt, aus seinen Werken zu erkennen. Wir müssen also die Ordnung der Welt in Betrachtung ziehen, und was mit

1) Dan. Bernoulli, de mensura sortis. Comm. Petrop. T. V.

selbiger übereinstimmt, dem göttlichen Willen gemäß halten, von andern Dingen aber glauben, daß sie ihm zuwider sind, wenn wir diese Ordnung so eingerichtet sehen, daß solche dadurch ausgeschlossen werden. Nun erkennen wir diese Ordnung nicht anders, als aus der Erfahrung; wir vermögen auch nicht im Anfange voraus zu sehen, ob unsere Wünsche ihr gemäß sind oder nicht (daß wir nichts wünschen, was uns die allgemeinen Vorschriften der Sittenlehre untersagten, setze ich voraus), wenn wir uns durch wiederholte Bemühungen vergebens ermüdet sehen, so müssen wir wohl auf die Gedanken gerathen, das, wornach wir streben, lasse sich in der vollkommensten Verbindung aller Dinge nicht erhalten, von der wir ein Theil sind. Erklärte Jemand diesen Ausspruch für allzu zaghaft, so würde ich ihn um Unterricht ersuchen, ob wir nicht dem Willen des unendlichen Gesetzgebers nicht allein in solchen Dingen Folge leisten sollen, von denen Jeder einsieht, daß sie untersagt oder befohlen sind, z. E. Raub und Mord zu unterlassen, oder seinen Landesherrn zu verehren, und seines Nächsten Glück zu befördern; sondern ob wir nicht auch bey solchen Handlungen Gott gehorsamen sollen, die man, überhaupt zu reden, weder für strafbar, noch für geboten erklären kann; dergleichen sind: welche Lebensart wir der andern vorziehen sollen, was wir für Mittel anwenden sollen, unsern Unterhalt zu erwerben und unsern äußerlichen Wohlstand zu gründen. Müssen wir, wie ich nicht zweifle, auch hierin Gott gehorchen, so müssen uns auch seine Befehle bekannt werden können, und wie solches anders, als aus Betrachtung der Begebenheiten möglich sey, läßt sich meines Erachtens gar nicht begreifen. Das gestehe ich, weil unsere Bemühungen einigemal fehl geschlagen sind, läßt sich nicht mit völliger Gewißheit schließen, daß sie niemals glücklicher seyn werden; aber zur Regierung unsers Lebens ist auch keine völlige Gewißheit nöthig; genug, wenn wir so viel Versuche gemacht haben, daß wir mehrere ohne großen Nachtheil nicht unternehmen dürfen. Daß dasjenige geschehen werde, was wir verlangen, sehen wir nur mit so viel Deutlichkeit, als wir überhaupt den Zusammenhang der ganzen Welt einsehen; aber diesen ganzen Zusammenhang konnte Gott unsern Augen nicht darstellen; sie fassen das Ganze nicht auf einmal, und sie sind nicht scharf genug, die kleinsten Theile zu unterscheiden; also wird

uns nur etwas daran entdeckt; ein unendlich größerer Theil bleibt uns verborgen: Begebenheiten, die aus diesem entspringen, sind für uns ein Ungefähr, wie das Alterthum glaubte, daß die Insekten von ungefähr entständen, die ihren Ursprung aus unbemerkten Eyern hatten. Wir mögen also von der Vernunft zu Erreichung unserer Absichten was wir wollen für Rathschläge erhalten, so haben wir allezeit zu befürchten, eben diese Vernunft würde uns ganz anders gerathen haben, wenn sie vollkommener gewesen, wenn sie in den Zusammenhang aller Dinge tiefer gedrungen wäre.

Sollte also nur die Vernunft bey allen unsern Handlungen die einzige Triebfeder seyn, so würden wir Alles mit einer Art von Mattigkeit unternehmen, und in unsern Bemühungen träge werden, weil wir nie gewiß wissen, ob sie nicht vergebens seyn dürften. Aber ungewisse und schwere Verrichtungen zu unternehmen, spornen uns natürliche Triebe an; sie reißen uns auf einen Gegenstand, zu dessen Erlangung wir auch wenig Hoffnung sehen; sie erhitzen uns, die Schwierigkeiten zu überwältigen, die uns bey gelassenem Gemüthe unüberwindlich scheinen würden. Durch sie hat Gott uns aufmuntern wollen, da wir nicht so vieler Einsicht fähig waren, daß die gewisse Voraussetzung eines glücklichen Ausganges unserer Arbeit uns zulänglich angetrieben hätte.

Darf ich wohl hieraus einen Schluß machen? Wenn dieser Trieb schwächer wird, wenn die Sehnsucht nach einer Sache, um die wir uns anfangs eifrig bemüht haben, nachläßt, so sollen wir auch mit unsern Bemühungen gelassener gehen, und Verrichtungen, zu denen wir keinen großen Antrieb mehr fühlen, nicht mit einer Art von Zwang fortsetzen. Zwey Dinge können uns zu großen Unternehmungen anreizen, die Hoffnung eines glücklichen Ausganges, und die Sehnsucht nach demselben. Empfinde ich, daß die letztere matt wird, so muß selbst auch die Hoffnung abnehmen, die von der Furcht des Gegentheils niemals frey ist, auch wenn sie ihre größte Stärke hat. Was für ein harter Zwang würde es nicht seyn, wenn ein Gesetz mir anbeföhle, um eine Sache zu arbeiten, die ich eben nicht allzu heftig verlange, und zu deren Erhaltung ich auch nicht allzu große Hoffnung habe? So lange gegentheils dieses Verlangen sich in mir regt,

glaube ich die Stimme der Natur zu hören, durch welche Gott uns allemal seine Befehle entdeckt, wenn er nicht Wunder thut. Man würde ohne mein Erinnern wohl eingesehen haben, daß ich voraussetze, unser Verlangen soll nicht auf solche Dinge gehen, die wir als verboten zu erkennen vermögend sind.

Wären wir aber nicht viel glücklicher, wenn Gott uns überhaupt den Zufällen nicht unterworfen hätte? Wenn uns nichts Unerwartetes begegnete? Selbst in einer Welt, in der uns gar nichts Widriges begegnete, in einer ganz andern Welt, als die beste ist, in der wir uns wirklich befinden, würde diese Einrichtung uns nicht einmal nützlich seyn. Wenn wir, trunken von der gegenwärtigen Lust, die zukünftige mit völliger Gewißheit und Deutlichkeit voraussähen, würden wir wohl jemals ganz nüchtern werden, unsere Geschäfte mit gesetztem Gemüthe zu verrichten? Begegnet uns aber, wie in der Welt wirklich geschieht, nicht lauter Glück, sondern Gutes mit Bösem vermengt, wer sollte sich wohl wünschen, allen Schmerz, den er künftig zu erwarten hat, durch die gewisse Vorhersehung voraus zu fühlen?

Man setze, da der Herr von Maupertuis, die Gestalt der Erde zu bestimmen, abreiste, sey ihm Alles vorhergesagt worden, was ihm begegnen würde, Schiffbruch, unerträgliche Kälte, unergründlicher Schnee, langweilige Jahre, unter Völkern, die kaum menschliche Gestalt haben, zuzubringen, in dem strengsten Froste und oft vergebens durchwachte Nächte, schreckliche Gebürge, wo man Wälder aushauen mußte, Sternwarten daselbst anzulegen; die verdrießliche Wahl, von Heeren blutgieriger Mücken zerstochen zu werden, oder im Rauche zu ersticken, Abmessungen, die in dem glückseligen Frankreich mühsam genug waren, auf dem Eise des Torneoflusses anzustellen, und endlich einen Erfolg aus diesen Abmessungen, der ganz anders war, als ihn die angesehensten Männer haben wollten, und was damit weiter zusammenhängt: kann man wohl glauben, alle diese Weissagungen würden unsern Präsidenten zu seiner Unternehmung sehr aufgemuntert haben? Ich weiß es wohl, wer ihm Alles vorhersagen wollte, müßte noch mehr in der Ferne der Zukunft zeigen: den glücklichen Ausgang eines so großen Unternehmens, Frankreich, wie es von seinem Sohne die eingedrückte Erdkugel annimmt, die es vom Newton nicht hatte annehmen wollen, England, wie es New-

ton's Vertheidiger verehrte, den Sieg über die gegenseitige Meynung, den kein Ansehen, sondern blos die Macht der Beweisthümer erfochten hatte, einen Triumph, den die Größe der Ueberwundenen so prächtig machte, die Gnade zweyer der größten Könige, des Vaterlandes, das ihn gezeugt, und dessen, das er erwählt, endlich einen Ruhm, der so lange dauern wird, als die Erde. Doch dieses Alles lange zuvor zu wissen, ehe es sich zutragen sollte, hätte zu nichts weiter gedient, als das Gemüth durch beständige Unruhe zu quälen; würde die Aussicht einer entfernten Belohnung wohl die Empfindungen des gegenwärtigen Verdrusses unterdrückt haben? Oder wäre ein Vergnügen rein genug gewesen, wenn sich der darauf folgende Verdruß zugleich dem Auge auf das deutlichste dargestellt hätte? Ein Dichter schreibt es der göttlichen Weisheit zu, daß die Zukunft vor uns in dunkle Schatten verhüllt ist [1]). Aber die göttliche Güte hat eben so viel Theil daran. Unsere Pflicht ist, die Geschenke der gegenwärtigen Augenblicke ungesäumt zu genießen, an künftige Widerwärtigkeiten so weit zu denken, als wir etwas sie zu vermeiden thun können, übrigens einen Schmerz, der allemal noch zeitig genug kommen wird, uns nicht im voraus zu erregen, und eben so wenig uns von einer Hoffnung allzusehr einnehmen zu lassen, die, wenn sie eitel seyn sollte, unsere Betrübniß desto größer machen würde, je größer unsere Einbildung von ihr gewesen ist. Nur die Hoffnung ist für Verehrer der Vorsicht unbetrüglich, daß ihnen allezeit dasjenige widerfahren wird, was an sich selbst am besten ist.

Von einem andern Gebrauch der Zufälle wünschte ich, daß er bey mehr Menschen gewöhnlich wäre, daß wir nämlich die Gelegenheit, gute Handlungen auszuüben, uns allemal recht zu Nutze machten, wenn sie sich uns unversehens, oder wenigstens ohne unser Zuthun darbietet. Wir sollen alle Arten von Tugend auszuüben beflissen seyn, aber wir sind nur alsdann zu derselben wirklicher Ausübung verbunden, wenn wir Kräfte und Gelegenheit dazu haben. Fehlen mir Reichthum und Macht, so mangeln mir Mittel, Andere glücklich zu machen, nicht der Eifer,

1) Prudens futuri temporis exitum
Caliginosa nocte premit Deus. *Horat.*

solches zu thun. Das Vermögen, Gutthaten auszuüben, ist der einzige Vorzug, um den ich die Großen beneide [1]). Zu jeder vortrefflichen Verrichtung werden zwey Dinge erfodert, edle Gesinnungen bey Dem, der sie vornimmt, und glückliche Umstände, die solchen Gesinnungen sich zu entdecken verstatten. Friedrich Wilhelm der Große besaß den erhabenen Geist eines Königs, bey dem mittelmäßigen Glücke eines Churfürsten [2]). Wie groß würde er nicht gewesen seyn, wenn seine Macht Ludwig's Macht gleich gewesen wäre, dem seine patriotische Tapferkeit so schrecklich war.

Reichthum, Herkommen, Gewalt und Alles, was wir nicht von uns selbst, sondern vom Glücke empfangen haben, sollen wir also nur auf die Art gebrauchen, wie wir glauben können, daß es den Absichten Gottes gemäß sey, der uns zu Verwaltern aller dieser Güter gesetzt hat; Gelegenheiten, Unglücklichen zu helfen, oder lobenswerthe Bemühungen zu unterstützen, sollen wir nie aus den Händen lassen, denn sie dürfen vielleicht nie wieder kommen; dieses sind wir der Vorsicht schuldig, von der wir versichert seyn müssen, daß sie uns nur deswegen Kräfte giebt, und Gelegenheiten darbietet, Gutes zu thun, damit wir uns derselben bedienen sollen. Einem Zufalle, wenn Alles von diesem herrührte, würden wir nichts schuldig seyn. Vielleicht vertraut uns die Vorsicht mehr an, wenn wir das Geringe recht verwaltet haben; vielleicht setzt sie uns über Viel, wenn sie uns bey Wenigem treu erfunden hat; gegentheils wird sie üble Haushalter ihres Amtes völlig entsetzen können. Dieses zu hoffen und zu fürchten würde vergebens seyn, wenn uns Zufall und nicht Vorsicht beherrschten.

* *
*

Was Andern begegnet und uns unmittelbar wenig anzugehen scheint, kann dennoch viel beytragen, uns zur Tugend zu leiten, und in ihr zu bestätigen. Ein Trauerspiel hält uns durch die künstliche Verwickelung zwischen Furcht und Hoffnung bis zum letzten

---

1) How amiable a thing is doing good! 'Tis all, I envy great folks for. *Pamela.*

2) Il semble, que par méprise la nature eut uni en lui l'ame d'un grand Roi à la fortune médiocre d'un Electeur. *Mém. de Brandeb.*

Auftritte ängstlich auf, es preßt uns Thränen aus, es erschüttert uns mit unversehenem Schrecken; wollen wir Dichtern diese Gewalt über unsere Gemüther zugestehen? Sollen uns Namen, die wir vielleicht nie gehört hätten, wenn Sophokles und Voltaire nicht gewesen wären, sollen uns Oedipus und Zaire ängsten? Sollen uns Erdichtungen mit eitlen Schrecken erfüllen? Und sollen uns wahre Begebenheiten, die sich vor unsern Augen zutragen, denen die Dichter ihre Erfindungen recht ähnlich zu machen suchen, wenn sie die höchste Vollkommenheit zu erreichen streben, sollen diese, sage ich, uns nicht rühren? Oder sollen wir nicht auch auf sie Achtung geben, wie sie zugleich Beweise und Erläuterungen der Vorschriften der Sittenlehre sind, unsern Verstand aufklären und in das Herz dringen?

Dieses weiter auszuführen ist unnöthig. Wie die Geschichte ein Spiegel der göttlichen Vorsicht sey, wie sie unser Gemüth durch die vortrefflichsten Beyspiele zur Tugend lenke, haben Viele gewiesen, und alles Dieses läßt sich auch von solchen Begebenheiten sagen, die wir nicht in Büchern lesen, sondern die sich vor unsern Augen zeigen; und noch mit besserem Grunde, weil wir von solchen Vorfällen meistens richtiger urtheilen können, als von denjenigen, die sich vor langen Zeiten, oder an entfernten Orten zugetragen haben, und sowohl dieserwegen, als wegen anderer Ursachen, vornämlich der Partheylichkeit der Schriftsteller, zweifelhafter und dunkler sind.

Da so viele Schriftsteller nach Derham's Zeiten sich mit der Erkenntniß Gottes aus den Werken der Natur beschäftigt haben, so habe ich öfters gewünscht, Andere möchten auch eben diese Erkenntniß aus den Verrichtungen und den Schicksalen der Menschen zu erläutern arbeiten. Mich däucht, daraus würde sich vornämlich die göttliche Gerechtigkeit zeigen lassen, da sich bey leblosen und der Freyheit beraubten Geschöpfen nur Macht und Weisheit entdecken können. Doch gestehe ich, was so viel emsige und aufrichtige Beobachter, zumal in den neueren Zeiten, von unbeseelten und vernunftlosen Geschöpfen aufgezeichnet haben, ist zuverlässiger und vollständiger, als die Geschichte der Menschen. Wenn es bey dieser auch den Geschichtschreibern nicht an Aufrichtigkeit und Treue mangelte, so verstellen sich doch die Menschen meistens selbst, sie sind dasjenige nicht, was sie scheinen, und

daher läßt sich über den Zusammenhang ihrer Thaten mit ihrem Schicksale schwerlich ein Urtheil fällen. Doch benimmt dieses der Geschichte und der Betrachtung Dessen, was sich vor uns ereignet, ihren Gebrauch nicht, die göttlichen Eigenschaften zu erkennen, und unser Gemüth zu regieren; besonders wenn wir auf die allgemeinen Gesetze sehen, die Gott sich selbst bey Beherrschung der Welt vorgeschrieben hat, und nicht unsichere Kleinigkeiten zum Grunde wichtiger Folgerungen legen, eben als wenn man nach des Herrn von Maupertuis Erinnerung das Daseyn Gottes aus der Spinnenwebe beweisen wollte.

Ueberlegen wir dieses, so ist kein Zweifel, wie wir zur Erkenntniß eines weisen, mächtigen und gütigen Gottes durch die Geschichte der Körper geführt werden, so werden uns die Begebenheiten mit Vernunft und Freyheit begabter Seelen seine Gerechtigkeit und Heiligkeit zu verehren befehlen; wie aber Mißgeburten, Erdbeben, andere Abweichungen von dem ordentlichen Laufe der Natur nicht so viel vermögen, daß wir zweifelten, ob auch Alles in der Körperwelt nach weisen Gesetzen ordentlich zusammenhange, so wird das Glück der Gottlosen, oder das Widrige, das Tugendhaften begegnet, keinen Zweifel in uns erregen, ob der Schöpfer auch mit den Geistern billig verfahre. Soll denn ein Weiser nicht von den Werken Gottes sagen, was Sokrates von den Werken eines Schriftstellers gesagt hat: Was ich verstehe, ist Alles vortrefflich; so wird auch Dasjenige seyn, das ich nicht verstehe.

XIII. Ueber den Werth der Mathematik, wenn man sie als einen Zeitvertreib betrachtet.

An Hrn. Mestral v. St. Saphorin [1]).

Hochwohlgeborner Herr Kammerjunker!

Es ist ein besonderes Vergnügen für mich, Ihnen bey dem Fleiße, den Sie auf die Mathematik wenden, nützlich zu seyn: dieses Vergnügen wird noch durch die Art, wie Sie meine Dienste brauchen, vergrößert; ich bin bey Ihnen nicht verbunden, als ein Lehrmeister dem Schüler, Alles nach der Ordnung vorzubuchstabiren; sondern ich darf nur einem Freunde da rathen, wo er Stellen antrifft, die ihm, bey seinem eigenen Fleiße, oft nicht einmal für seine Kenntniß zu schwer, sondern nur, weil der Verfasser nicht den besten Ausdruck gewählt hatte, zu dunkel sind.

Zu diesen Untersuchungen, bey denen ich Ihre Geduld öfters bewundert habe, treibt Sie keine Pflicht, keine Vorstellung einiges Nutzens, so wie dieses Wort von den meisten Menschen genommen wird. Es sind aber die meisten Menschen, nach der Anmerkung meines verstorbenen Freundes Mylius, den kleinen Kindern ähnlich, die nichts zu brauchen wissen, als was sie in's

---

1) Die Schrift ist 1759 zu Göttingen bey Rosenbusch gedruckt worden. Der Herr v. St. Saphorin war damals Königl. Dänischer Kammerjunker; er ist nachher als K. D. Gesandter in Polen bekannt geworden, und befindet sich jetzt (1772), wo ich mich nicht irre, mit eben dem Charakter in Italien. Er hat die deutsche Sprache in Göttingen erlernt; ehe er darin fertig war, gab ich ihm die Erläuterungen, die sein Fleiß in der Algebra verlangte, in französischer Sprache.

Maul stecken können. Sie, Hochwohlgeborner Herr, reizt zu Ihrem Fleiße nur die Wollust an, welche uns diese Untersuchungen gewähren; eine Wollust, die dem gemeinen Haufen der Menschen so unbegreiflich ist, als einem Blinden die Schönheit der sichtbaren Welt. Auch hier vergnügt mich die Aehnlichkeit unserer Gesinnungen; vor einigen zwanzig Jahren, ehe ich daran dachte, ob die mittelmäßigen Einsichten, zu denen ich damals den Grund legte, mir je die Gnade großer Beförderer der Wissenschaften, und den Neid großer Pedanten zuziehen könnten, nahm mich die Mathematik ein, wie einen siebzehnjährigen Jüngling eine Schöne einnimmt, ohne daß der kluge Rath wohlmeynender Eltern viel Eindruck bey ihm macht: sich auch um ihr Vermögen zu bekümmern. Vielleicht ist dieses Gleichniß etwas zu stark; denn ich muß es gestehen, daß ich meine Geliebte eben nicht vergötterte; sie war für mich nur das, wofür sie der Hr. v. Haller erklärt hatte:

— Ein Zeitvertreib von recht vernünft'gen Leuten.

Ich denke noch jetzt so von ihr, und da Sie, Hochwohlgeborner Herr, auch dieser Meynung sind, so werden Sie am besten urtheilen können, wie richtig die Gründe sind, die mir allezeit darzuthun geschienen haben: daß die Mathematik, auch in so fern sie nur als ein Zeitvertreib betrachtet würde, einen besondern Werth habe. Daß ich Ihnen diese Gründe gedruckt vorlege, geschieht aus einer kleinen Eitelkeit. Ich suche die Freundschaft, mit der Sie mich beehren, bekannt zu machen. Ich wünsche aber auch zugleich, da Sie uns nun bald verlassen werden, mein Andenken einigermaßen bey Ihnen zu erhalten.

* *
*

Was wir als einen Zeitvertreib ansehen, hängt mit den Geschäften, zu denen uns unsere Pflichten verbinden, nicht nothwendig zusammen. Wir setzen voraus, daß diese Geschäfte uns Augenblicke frey lassen, die wir zur Ruhe von Arbeit nach unserm Gefallen anwenden können. Für den Körper besteht diese Ruhe im Schlafe; für die Seele, wenn sie nicht ihr Bewußtseyn einem abgematteten Körper zu Gefallen auf einige Zeit verlieren muß, in einem beständigen Wechsel von Vorstellungen. Daher nehmen wir zum Zeitvertreibe, oder, was eben so viel gesagt ist, blos

zum Vergnügen, oft Dinge vor, die nicht etwas Leichteres, sondern nur etwas Anderes sind, als unsere ordentlichen Arbeiten. Der Schriftsteller, der zum Zeitvertreibe einmal spielt, denkt oft mehr nach, wenn er den Pagat, den wenig Tarocs bedecken, macht, als wenn er einen belesenheitsvollen Paragraphen in sein Werk abschreibt. Kann uns etwas mehr Zeitvertreib in dieser Absicht gewähren, als die Mathematik? Kann uns etwas mehr abwechselnde Vorstellungen gewähren? Können wir irgendwo anders mehr als bey ihr

— — Alles schön und doch verschieden finden,
Und den zu reichen Schatz stets graben, nie ergründen?
v. Haller.

Der enge Kreis der Ergötzungen der Höfe, wo, wenn man Voltairen glauben darf, oft die Langeweile zwischen Majestäten gähnt, verschwindet gegen die Veränderungen, die sich dem Mathematikverständigen darbieten. Diese Veränderungen schildern, hieße Alles schildern, was die sinnliche Welt in sich faßt, das Werk eines Schöpfers, den Plato für einen ewigen Geometer erklärte, und damit ohne Zweifel würdiger von ihm dachte, als die christlichen Weltweisen, die diesen Schöpfer ohne Grund handeln, und damit Er frey bleibt, ja nicht das Beste wählen lassen. In dieser Welt wird kein Platz so öde seyn, wo der Mathematikverständige nicht Größen, Figuren, Kräfte abzumessen hätte. Die Kenntniß der drey Naturreiche, eine der anständigsten Unterhaltungen für den Menschen, verließ ihren Liebling Hasselquist auf dem Meere; eine See, die von dem prächtigen Gewölbe des Himmels begränzt wird, war nur ein Schauspiel für seine Augen; der mathematische Kenner der Natur hätte hier eine Ergötzung für den Verstand gefunden [1]). Wären selbst alle sinnlichen Gegenstände um den Freund der Mathematik erschöpft, so schaffen ihm seine Gedanken eine Welt voll Zahlen und Linien, die ihm unendliche Veränderungen darbietet. Ein sandiges Ufer diente dem rhodischen Geometer, wenigstens Figuren zu entwerfen, und dadurch dem schiffbrüchigen Philosophen zu entdecken, daß Menschen da wohnten [2]).

1) Hasselquist, resa til heliga Landet. 1749. Sept.
2) Vitruv. Praef. Lib. VI.

Ich weiß es wohl, daß dieses, was ich eine Mannichfaltigkeit von Ergötzungen nenne, Vielen, und besonders vielen Gelehrten, als die beschwerlichste Bemühung vorkommen wird: mir fällt es nicht ein, Jemandem, nach dessen Geschmack eine Sache nicht ist, zu beweisen, sie müsse nach seinem Geschmack seyn; ich befürchtete, mich dadurch der Gefahr auszusetzen, daß man mir vordemonstrirte: Schnupftaback sey etwas Angenehmes, Tabackrauchen ein Zeitvertreib, und Weintrinken wie der Morgenländer, der noch keinen Wein trinkt, Opium nimmt, ein Vergnügen. Doch das, sollte ich meynen, ließe sich wohl aus der Erfahrung darthun, daß auch bey Vielen, die nie den Namen Mathematik gehört haben, eine große Menge von Vergnügungen mathematisch ist. Alle Spiele, die ungleich voll von Nachdenken, in langer Ordnung vom Schach bis tief unter das Pochen hinunter gehen, vergnügen, weil man bey ihnen rechnet, und Fontenelle hat sie längst für eine natürliche Algebra erklärt [1]). Ohne die natürliche Geometrie, vermöge der unsere Seele Proportion und Eurythmie bemerkt,

Das Maaß im Auge trägt die Größen zu vergleichen —

würde uns keine von den Künsten rühren, die nur für das Gesicht sind, weder die Mahlerey, noch die Bildhauerkunst, noch die Baukunst, noch die Tanzkunst, selbst diejenige unter den schönen Künsten nicht, wo uns die Meisterinn mit ihrem Werke zugleich gefällt, die Geschicklichkeit des Frauenzimmers, sich zu putzen. Und bey jenen musikalischen Schönen, die, wenn sie von einer Harmonie anders urtheilten als Euler, die ganze Secte der Tonkünstler für sich haben würden, welche die Empfindung zur Richterinn annimmt, ist das Ohr ganz arithmetisch, obgleich vielleicht unter zehn kaum Eine das Einmaleins kann. Wenn ich bey den neunen nicht gar zu großen Zorn verdiente, daß ich sie mit einem Geschöpfe vergleiche, welches vor diesem auch ein Frauenzimmer war, und mit der Göttinn der Weisheit um den Vorzug der Kunst gestritten hat, so würde ich hinzusetzen, daß mir bey ihnen die Spinne einfällt, die ohne Zirkel und Lineal Parallelen und ähnliche Polygonen macht.

---

1) Éloge de Mr. d'Angeau.

Who made the spider parallels design,
Sure as De Moivre without rule or line?
Pope.

So breitet die Mathematik, als eine bescheidene Wohlthäterinn, ihre Vergnügungen über das menschliche Geschlecht aus. Viele lernen die Hand nicht kennen, die ihnen Ergötzungen mittheilt: nur aufmerksame Gemüther entdecken es, wem sie dafür zu danken haben; und ohne Zweifel wird ihnen ihre Dankbarkeit mit noch mehreren Ergötzungen vergolten.

So weit treibe ich zwar meine Dankbarkeit gegen die Mathematik nicht, daß ich von keiner Hand, als von der ihrigen, Ergötzungen annehmen wollte. Seitdem ich habe kennen lernen, was mir die Vorsicht zum Wohl auf dieser Welt zugedacht hat:

Ein redlich Herz, genügsam in Begehren,
Und einen Geist, den Denken glücklich macht —

seitdem habe ich geglaubt, Alles gehöre zu meinem Vergnügen, was einen denkenden Geist beschäftigen kann, und ich gerieth einmal auf die Eitelkeit, von allen Wissenschaften, mit denen ich in einige Bekanntschaft kommen konnte, zu sagen [1]):

Noster in has omnes ambitiosus amor.

Das war weiter nichts als ein Zeitvertreib für mich; denn so hauswirthlich ging ich mit meinen Stunden nicht um, wie die Gelehrten, die von allen Wissenschaften die allerersten Anfangsgründe lernen, um darüber Leuten, die noch nicht einmal so wenig als sie davon wissen, Collegia zu lesen. Aber die Erkenntniß habe ich meiner Eitelkeit zu danken: daß ganz verschiedene Wissenschaften einen Geist vergnügen können; daß der Grad des Vergnügens, das ihm jede giebt, nebst andern vielleicht zufälligen Ursachen, auf den Geschmack ankommt, den der Schöpfer aus sehr weisen und gütigen Absichten bey verschiedenen Seelen so verschieden gemacht hat, und daß man also keine Ursache hat, andere Wissenschaften zu verachten, wenn man zu einer gesagt hat, was bey dem nur angeführten Dichter nach den Worten:

1) Ovid. Amor. II. el. 4.

Elige cui dicas [1]), folgt, die ein Erzbischof auf seine Münze setzen ließ, und damit einen großen Kenner der Geschichte verleitete, sie in der Concordanz zu suchen [2]). In der That erinnern mich die Gelehrten, die ihren Theil der Gelehrsamkeit allein hochschätzen, allemal an die Zeiten der irrenden Ritter; und wenn ich mir das Glück versprechen dürfte, wie der Herr v. Bar, an Dinge, die nicht lesen können, Briefe zu schreiben, die Jedermann liest, so würde mein erster Versuch an Don Quixote gerichtet seyn:

Held, dessen Tapferkeit Cervantes' Witz erhebt,
Du, der den Amadis und Arthur überlebt,
Man lacht, wenn man dich sieht Castilien durchreiten,
Der Allerschönsten Ruhm Aldonsen [3]) zu erstreiten;
Doch, dir an Eifer gleich, und oft mit schwächrer Kraft,
Kämpft jetzt noch ein Pedant für seine Wissenschaft,
Die er doch, wenn er sie schwer, reizend, nützlich nennet,
Wie du Dulcineen, vielleicht noch minder, kennet.

Von Demjenigen, der alle Wissenschaften verachtet, die der enge Raum seines Gedächtnisses nicht faßt, urtheile ich, dieser Raum sey selbst für seine Hauptwissenschaft zu enge. Er nennt Kenntnisse für sich zu schlecht, die er zu schwer nennen sollte. So hat Derjenige nicht nöthig sich zu entschuldigen, den eben die Stärke des Geistes, die ihn in einer Wissenschaft groß gemacht hat, in jeder andern auch so groß würde gemacht haben, auf die ihn Neigung oder Umstände statt jener gebracht hätten; ein Lehrer des großen Germaniens in dem wahren Gebrauche und der würdigen Nachahmung der ewigen Muster des Alterthums, ein Melanchthon oder Gesner.

Den Vorzug gestehen doch selbst billige Freunde der übrigen Wissenschaften der Mathematik zu, daß sie uns mit lauter sichern Wahrheiten beschäftigt, da uns anderswo eben so viel Scharfsinnigkeit und Fleiß oft nur zu Muthmaßungen führen. Die ruhige

---

1) Art. I. 42.
2) Köhler's Münzbelust. 1746, 32. St.
3) Das Bauermädchen, das Don Quixote in seine Prinzessinn verwandelt, heißt in der Grundsprache Aldonça Lorenço.

Zufriedenheit, die der Mathematikverständige darin findet, daß er gewiß weiß, er denke richtig, ist der Natur einer menschlichen Seele, die zum Denken gemacht ist, ohne Zweifel gemäßer, als das Geräusch der Streitigkeiten, in dem andere Gelehrten oft ihre Ergötzung und ihre Nahrung finden. Die beyden Euklides werden uns, einer vom Pappus, der andere vom Diogenes Laërtius, beschrieben; jener als ein sanftmüthiger und friedliebender Geometer, dieser als ein hitziger und zänkischer Philosoph. Sollte sich hier nicht der Einfluß der Wissenschaften gezeigt haben, mit denen sich jeder beschäftigte?

Der Geist, der sein Vergnügen darin findet, Wahrheiten zu erkennen und aus einander zu folgern, bildet sich dadurch einen Geschmack, dem auch außer der Mathematik nichts gefällt, wo er nicht Wahrheit, Zusammenhang und Vernunft antrifft. Denn auch da, wo keine geometrischen Beweise stattfinden, läßt sich eine hypothetische Wahrheit, eine Uebereinstimmung des Folgenden mit dem Vorhergehenden, und eine Verbindung, die ein Ganzes macht, beobachten. So kann, vielleicht nicht eine Rechenmaschine, aber doch ein mathematischer Geist, an den Erdichtungen eines Poeten Gefallen finden, von dem Horaz sagen würde:

— — ita mentitur, sic veris falsa remiscet,
Primo ne medium, medio ne discrepet imum.

Gegentheils würde mir ein Geometer, dem ungereimte Mährchen eine langwierige Ergötzung geben könnten, vorkommen, wie ein guter Tänzer, der über das Taumeln eines Trunkenen länger als ein Paar Minuten zu lachen im Stande wäre. Dieser Geschmack an der Wahrheit schränkt sich nicht nur auf Bücher ein, er erstreckt sich auch auf den Umgang und die Gespräche. Auch hier können sich nicht nur Leute, die nie einige Uebung gehabt haben, vernünftig zu denken, die Zeit mit thörichten und sich selbst widersprechenden Erdichtungen vertreiben. Sie sind nicht nur deswegen zu bedauern, weil sie keinen anständigern Zeitvertreib wissen, sondern noch mehr, weil sie sich dadurch übleren Urtheilen aussetzen, als sie wirklich verdienen. Wie unrecht geschieht nicht oft Denen, die erdichtetes Böses von Andern reden. Man schreibt wohl gar ihr Verfahren einem bösen Herzen, einer Verderbniß ihrer eignen Sitten zu, nach der sie glauben, alle Leute sind so

befleckt, als sie. Und doch muß man ihnen, wie Rabener dargethan hat [1]), eine große Menschenliebe zugestehn, dabey ihr ganzer Fehler in der Schwäche ihres Verstandes beruht. Ich wenigstens sehe bey dieser Begierde, Böses von Andern zu reden, nichts weiter, als die unschuldige Sehnsucht, sich die Zeit zu vertreiben, ohne Verstand, solches auf eine geschicktere Art zu bewerkstelligen. Daß Leute, bey denen diese Begierde herrscht, sehr wenig Verstand besitzen, erhellt aus ihrer Leichtgläubigkeit, mit der sie Erzählungen Beyfall geben, die ein zahnloses Mütterchen, das alle Hexen- und Gespenstergeschichten glaubt, ohne Prüfung nicht würde angenommen haben, und aus ihrer Geschicklichkeit, über die bedeutungsleersten Umstände Auslegungen zu machen, die närrischer sind, als die Auslegungen der Träume in Traumbüchern. Daß sie aber keine gefährlicheren Absichten hegen, als die ich angezeigt habe, beweise ich unläugbar daraus, weil meistens von ihnen selbst mehr Uebles, und mit geringerer Unwahrscheinlichkeit, gesagt wird, und weil ich sie doch für so gar einfältig nicht halte, daß sie nicht wissen sollten, wer selbst ein gläsern Dach hat, solle seinem Nachbar die Fenster nicht einwerfen, die man in allen Häusern ohne Bedenken zerbrechlich macht. Auch richten sie dadurch kein größer Unglück an, als nur, daß sie den Ohren ein wenig beschwerlich fallen, wie ungesittete Knaben aus keiner schlimmern Absicht schwärmen, als wenn sie nichts Klügeres vorzunehmen wissen.

So unschädlich zu lügen ist ja wohl nicht strafbar; höchstens zeigt es nur einen elenden Geschmack in der Wahl des Zeitvertreibes an, und die Untersuchung hievon gehört weniger für den Moralisten, als für den Kritikus; wie dieses ein englischer Kunstrichter in der unten angeführten Schrift umständlich erwiesen hat [2]). Der Kritikus selbst wird nicht so unhöflich seyn, und mit einer allzu mürrischen Verurtheilung dieses Zeitvertreibes, von dem größ-

---

1) Sat. Schr. IV. Th.

2) Jonathan Swift, historisch-kritisch-moralische Abhandlung von den alten Weibern, männlichen und weiblichen Geschlechts, auch allerley Standes und Alters, mit wahren Exempeln erläutert und mit Bildnissen der berühmtesten alten Weiber unter den Neuern ausgeziert. Aus dem Englischen übersetzt; mit Anmerkungen des Uebersetzers. Frankfurt und Leipzig 1760. III. Buch, 4. Cap., §. 5.

ten Theile des schönen Geschlechts, in den Spinnrockenstuben, wie in den Visitenzimmern, ein widernatürliches Stillschweigen erwarten.

Bey dem edleren Zeitvertreibe, den uns die Mathematik gewährt, bey dem erhabenen Geschmack, den sie uns giebt, nur an Wahrheit Vergnügen zu finden, gestehe ich gern, daß ihre Anwendung auf die wirkliche Welt, von der Gefahr zu irren nicht gänzlich frey ist. Aber die Irrthümer sind da wenig gefährlich, weil meistens bekannt ist, wo und wie viel man irren kann. Man weiß, wie unvollkommen die Beobachtungen der alten Sternkundigen sind; also wendet man sie zu keinem andern Gebrauche an, als zu demjenigen, wo ihre Schärfe zureicht: Man berechnet die Bewegung der Körper, denen die Luft widersteht, nach Hypothesen, bey denen Verschiedenes, das betrachtet werden sollte, aus den Augen gesetzt wird [1]): also sieht man auch diese Rechnungen nur als Annäherungen an, die uns nach und nach den Weg zu einer vollkommneren Erkenntniß bahnen. Es ist etwas Unangenehmes, daß der Mathematikverständige mit der völligen Gewißheit nur Die befriedigen kann, die sich mit ihm an einer erhabenen Theorie vergnügen; und daß er nicht vollkommen so sicher ist, wenn er den Nutzen seiner Lehren Denen begreiflich machen will, die nicht nachdenken, sondern nur empfinden können. Gleichwohl hat er auch hier Vieles voraus; er kann das, was seine Maschine thun wird, meistens gewisser vorhersagen, als beyde Sittenlehrer, der philosophische und der christliche, die Frucht ihrer Vermahnungen. Er verkündigt die Verfinsterungen der Himmelslichter zuverlässiger, als der Geschichtschreiber die Begebenheiten des jetzigen Krieges erzählt.

Diese Unvollkommenheit der angewandten Mathematik ist nicht ihr eigen; sie ist, wie es mir scheint, das Loos aller Wissenschaften, die man im gemeinen Verstande nützlich nennt: keine kann sich rühmen, daß sie ihre Kenner in den Stand setzt, ihre Absichten allemal gewiß zu erreichen, und die Unsicherheit ist desto größer, je wichtiger diese Absichten sind. Diejenigen, welche durch Gesetze und Erklärungen derselben Ordnung und Ruhe im bür-

---

1) Euler, Recherches plus exactes sur les moulins à vent; §. 1. Mém. de l'Ac. de Pr. 1758.

gerlichen Leben zu erhalten bemüht sind, wie gefährlich finden sie nicht, etwas mit Gewißheit zu entscheiden? [1]) Der gelehrteste Urtheilsverfasser, der sein V. R. W. mit eben der Zuversicht hinschreibt, wie der Geometer sein W. Z. E., und doch solches durch ein: Nunmehr aus den Acten soviel zu befinden, oder übel gesprochen und wohl appellirt, umgestoßen sieht, und der geschickteste Sachwalter, der die Sache, die ihm am gerechtesten scheint, verlieren kann: Und die Ungewißheit der Aerzte,.... die brauche ich nur zu nennen, denn von ihr ist schon alles Mögliche auf alle mögliche witzige und unwitzige Arten gesagt. Die Anmerkung muß ich nur noch zur Erläuterung meines Satzes beyfügen, daß ihre Ungewißheit in dem Verhältniß größer ist, als die Ungewißheit der Rechtsgelehrten, in welchem das Leben wichtiger ist, als das Eigenthum.

Ich weiß nicht, ob mein Einfall die Untersuchung gründlicher Philosophen aushalten wird. Es kann wenigstens nicht schaden, ihn denselben hier vorzulegen. Der Schöpfer, der unsere Seelen in einen Stand der Prüfung setzte, war zu gütig, als von ihnen zu verlangen, daß sie ein Menschenalter ohne Ergötzungen zubringen sollten: deswegen umgab er uns mit einer Menge von Gütern, und ließ uns zu Einsichten gelangen, die solche zu erhalten und zu gebrauchen dienten. Aber der Genuß dieser Güter sollte nicht unser wahres und beständiges Glück seyn. Daher giebt er sie nicht völlig in unsere Gewalt, und läßt uns nie so viel lernen, als uns ihren Gebrauch vollkommen versicherte; wir sollen sie als etwas Geliehenes, nicht als ein Eigenthum ansehen, bey dem uns unsere Wachsamkeit beständig schützen könnte; wir dürfen nach ihnen mit einer Hoffnung streben, die sich der Vorsicht unterwirft, nicht mit einem Vertrauen, das sich auf die Unfehlbarkeit unserer Kenntnisse gründete. Deswegen finden unsere Untersuchungen da am ersten ihre Schranken, wo die Neigung zum Irdischen sie am liebsten recht weit treiben wollte, und der Gelehrte muß immer da seine Unwissenheit gestehen, wo eine untrügliche Wissenschaft ihn bey Denen, die ihn brauchen, zum Gotte machen würde. Die Wissenschaften bieten ihm, nach des

---

1) Omnis definitio in iure periculosa, habe ich gelernt, als ich noch ein Knabe war. Wo es steht, werden die wissen, die es angeht.

Herrn v. Maupertuis sehr richtigen Gedanken [1]), das Ueberflüssige dar, und versagen ihm das Nothwendige; sie entdecken ihm einige Wahrheiten von geringer Wichtigkeit, und lassen die, welche für uns die wichtigsten wären, im Dunkeln. Nur bey solchen Kenntnissen kann er sich höher erheben, wo ihn die Bewunderung der Welt eben nicht stolz machen darf, weil sich die Welt ordentlich dabey erklärt, daß sie ihn wegen seiner Größe, nicht wegen seines Nutzens, ohngefähr wie der Pöbel einen Strauß oder einen Rhinoceros, bewundert. Auch gelingt es ihm nicht einmal, allezeit Bewunderung zu erhalten. Er muß alsdann blos mit seinem Vergnügen zufrieden seyn, und es machen wie unsere Grillen, die eben so lustig singen, ob sie gleich nicht die Ehre haben, wie die spanischen von Vornehmen in Bauern gefüttert zu werden [2]).

Die Zeit sich in der eigentlichen Bedeutung vertreiben, wie diese Redensart von vielen Leuten genommen wird; und wie das Französische die Zeit tödten mit mehrerem Nachdruck anzeigt, scheint mir vernünftigen Wesen höchst unanständig, und bey einer Klage, welche voraus setzt, daß man zu viel Zeit haben kann, bey der Klage gedankenloser Menschen, daß ihnen die Zeit lang wird, freue ich mich allemal, daß doch noch kein Studirender so ein Kloß gewesen ist, darüber zu klagen, daß er einen gar zu starken Wechsel bekommen hätte, da ihm bange wäre, wie er solchen tödten wollte. Am allersonderbarsten ist es, daß oft Diejenigen am meisten auf Zeitvertreib sinnen, deren Leben nicht für den zehnten Theil der Pflichten zureichen würde, die sie über sich genommen haben: ohngefähr wie ein Vornehmer kein Geld für seine Gläubiger, aber für seine Maitressen hat. Ich habe den Zeitvertreib vorhin als eine Ruhe angesehen. Die Ruhe der Seele hat noch etwas vor der Ruhe des Körpers voraus; bey der letztern werden nur neue Kräfte gesammelt, bey der ersten kann die Seele zur Abwechslung etwas vornehmen, das sie selbst zu ernsthafteren Absichten geschickter macht. In allen Wissenschaften wären Lehren für die Ausübung und in allen Künsten nütz-

---

1) Epitre à Mr. Du Velaër: Oeuvr. de M. de M. T. I. Ed. de Lyon.

2) Osbeck, Dagbok öfwer en Ostindisk Resa. 1751. Feb. 10.

liche Arbeiten unentdeckt geblieben, wenn man sich nicht mit der Theorie und mit künstlichen Spielwerken die Zeit vertrieben hätte. Dieses gilt auch von dem Zeitvertreibe der blos theoretischen Mathematik, und ich weiß nicht, wo ich anfangen oder aufhören sollte, wenn ich erzählen wollte, wie oft eine bloße Belustigung des Verstandes durch eine geschickte Anwendung ihre Ehre bey denen gerettet hat, bey denen eine bloße Belustigung des Verstandes unnütz heißt. Entdeckungen, die noch diesen Vorzug vor andern Entdeckungen haben, daß man auch Allen begreifliche Vortheile von ihnen erhält, geben ohne Zweifel dem Mathematikverständigen ein vergrößertes Ergötzen: und Hugen freute sich über seine Kenntnisse von der Radlinie gewiß noch mehr, als er sah, wie diese Kenntnisse bey Uhren zu gebrauchen wären. So empfinden diejenigen unter den Göttingischen Bürgern, welche die Vorsicht doch noch eines menschlichen Herzens gewürdigt hat, das Vergnügen wohlzuthun, verdoppelt, bey schmachtenden Franzosen, die uns Friedrich von Roßbach, oder Ferdinand von Minden zuschickt.

Sollte dieser Zeitvertreib, den ich bisher betrachtet habe, nicht noch einen wichtigern Vortheil bringen können? Dem Herrn von Maupertuis mißfällt es, daß man die Mathematik bisher nur entweder zu groben Bedürfnissen des Körpers, oder zu fruchtlosen Speculationen des Verstandes angewandt hat [1]). Wie aber, wenn die Speculationen, ohne den groben Bedürfnissen des Körpers auch auf eine mittelbare und entfernte Art zu dienen, doch nicht so gar fruchtlos wären? Geben sie uns nicht eine von den Vergnügungen, deren Geister als Geister fähig sind? Eine große Menge der mathematischen Wahrheiten ist nur für den reinen Verstand. Ihr mehr sinnlicher Theil erhebt sich aus den Schranken des Irdischen zu den größten und am wenigsten vergänglichen Gegenständen, die nur unsre Augen erreichen. An diesen Gegenständen wird die Güte und Weisheit des Schöpfers, der sich jedem Wesen nach seiner Fähigkeit offenbart, selbst von einem Engel gepriesen, wenn er, die Seele eines Christen abzuholen, sich durch unsere Sonnenwelt herabsenkt. In dem Zustande, den

1) Essay de Cosmologie: Oeuvres de M. de M. Ed. de Lyon, T. I. p. 20.

die Philosophie hoffend wünscht, und die Religion verspricht, sollen wir zu einer höhern Erkenntniß gelangen. Würde ich denn mit so gar viel Unrecht behaupten, der Freund der Mathematik mache sich einigermaßen fähiger diese Glückseligkeit zu empfinden, wenn er hier, so viel ihm andere Pflichten verstatten, sein Glück in seiner Erkenntniß sucht? Ich gebe es gern zu, jene Erkenntniß hat ganz andere Wahrheiten zum Gegenstande, als die jetzige; aber die künftige Erkenntniß übersteigt unsere jetzigen natürlichen Kräfte unendlich. Ihr würde die Metaphysik am nächsten kommen, nicht die Mataäoonomatologie der alten und neuen Scholastiker, sondern die wahre Metaphysik, die sich nicht ganz unglücklich bemüht, Gott und die Welt und die Seele kennen zu lernen, und nach den gegründeten Erinnerungen eines Gelehrten, der unsere hohe Schule ziert [1]), noch viel unvollkommner seyn würde, als sie ist, wenn gar keine Offenbarung bekannt wäre. Ohne Zweifel ist sie eben deswegen, auch nach den Bestrebungen so vieler Weltweisen, von Plato und Aristoteles, bis zu Leibnitz und Wolf, noch so eingeschränkt, so dunkel, so ungewiß, weil sie uns an die Grenzen der Wissenschaft der Sterblichen, und wo möglich, darüber hinaus, führen will. So hoch geht der Flug der Mathematik nicht, aber sicherer. Sollte eine Beschäftigung mit der gewissesten und deutlichsten Erkenntniß, deren Menschen fähig sind, gar nichts dazu beytragen, uns der Erkenntniß, die Geistern bestimmt ist, fähiger zu machen? Die unendliche Güte gewährt einen höheren Beystand, wo er Denen nöthig ist, die sich seiner nicht unwürdig machen: aber die unendliche Weisheit hat ohne Zweifel auch in die Natur der Seelen Vorbereitungen auf den Zustand der Engel gelegt; ist doch von ihr die Raupe so gemacht worden, daß sie sich auf den Zustand des Schmetterlings bereitet, ob sie gleich keine Flügel schwingt, die erst ihre Verwandlung entwickeln soll.

So viel unterrichten doch den Mathematikverständigen seine Beschäftigungen gewiß, daß es erhabnere Wahrheiten giebt, als uns die sinnreichsten Kunstgriffe der Rechnung des Unendlichen ent-

---

1) Io. Dan. Heilmanni Orat. de Commodis ex sacrar. litterar. studio ad philos. redundantibus. p. 16. seq. Kahrel. Theol. naturalis ad consens. cum revelata reducta; Prooem. §. 7.

decken, daß mit unserer Seele Veränderungen vorgehen können, welche sie zu Einsichten fähig machen, die alle ihre jetzigen Begriffe übersteigen, und daß es Lehren geben kann, von denen wir nur einen sehr kleinen Theil verstehen können, und doch das Wenige, was wir davon verstehen können, unserer Glückseligkeit wegen zu lernen und zu glauben verbunden sind. Jenem Knaben, den der Rechenmeister bald so weit als er selbst ist, an die Multiplications- und Divisions- und Proportions-Exempla, und die Regel Detri in gebrochnen Zahlen gebracht hat, ist die Exponentialrechnung etwas Unbegreifliches: in einigen Jahren setzt er vielleicht Etwas zu Euler's Entdeckungen. Der gemeine Uhrmacher ist unfähig, die Theorien vom Falle schwerer Körper, der epicyclodischen Gestalt der Zähne, dem Mittelpunkte des Schwunges, der Gleichung der Zeit, in völligem Zusammenhange zu fassen: wollte er aber die daraus hergezogenen Regeln, so weit man sie ihm verständlich machen kann, nicht glauben und brauchen, spottete er über solche Geheimnisse, die die Mathematikverständigen nur ausgäben, sich bey dem Pöbel in Ansehn zu setzen, und glaubte er mit seiner natürlichen Uhrmacherkunst den Ruhm eines Graham zu erreichen, was wäre er alsdann? Unendlich weniger unvernünftig, als der Verächter der Offenbarung.

Unter den Menschen, welche Plato [1]) von ihrer Kindheit an in einer Höhle hat anschmieden lassen, beschäftigten sich die meisten, in dem Kothe, soweit sie ihn erreichen konnten, zu wühlen, um sich ein weniger unbequemes Lager zu machen, Steine herzuschieben, um auf selbigen zu sitzen, nach Gelegenheit auch einander damit zu werfen: in dem Theile der Gruft, welchen die Sonne durch des Berges Gipfel herab erleuchtete, zeigten sich Schatten der oben vorbeygehenden Menschen und Thiere; auf diese Erscheinungen richteten einige Bewohner der Höhle ihre Augen, lernten ihre Gestalten kennen und unterscheiden, ihre Größen und Bewegungen nach dem Augenmaße schätzen. Das ward von ihren Mitbürgern als ein unnützer Zeitvertreib verlacht, der ihnen ihren gegenwärtigen Aufenthalt nichts bequemer machte. Als aber Alle zusammen die Befreyung aus ihrer Gefangenschaft erhielten, so wurden diese so nützlich beschäftigten Leute durch ein

1) Im 6. B. v. der Republik.

nie empfundenes Licht geblendet, und hatten gar keine Begriffe von den Dingen auf der Oberwelt: die Augen der Schattenmesser waren wenigstens an soviel Schimmer gewöhnt, als sie unter der Erde erreichen konnte: ihre Beobachtungen der Bilder hatten ihnen freylich nur sehr unvollkommene Vorstellungen von den Sachen selbst gegeben, aber doch sie in den Stand gesetzt, diese Sachen leichter zu erkennen, und den Unterricht, den man ihnen von derselben wahren Beschaffenheit ertheilte, zu fassen. Weil sie sich stets bemüht hatten zu sehen, so fanden sie unendliche Ergötzungen an immer veränderten und immer prächtigeren Aussichten, und genossen die Glückseligkeit, die Sonne selbst, und ganz anzuschauen, von der sie vorhin nur einige schwache, durch die tiefe Höhlung des Berges hin und her reflectirte Strahlen empfunden hatten. Bey diesem Allen ward den Andern die Zeit lang, und sie wünschten sich in die Höhle zurück, wo ihnen die einzige Fertigkeit, die sie sich erworben hatten, die Fertigkeit zu wühlen, genug war.

XIV. Einladung zu einer öffentlichen Rede des Herrn v. Döring.

Auf Verordnung und im Namen des damaligen Prorectors, Herrn Dr. Walch, und des Akademischen Senats abgefaßt [1]).

In einer Ruhe, die wir seit verschiedenen Jahren nicht genossen haben, bleiben uns doch noch Eindrücke von den Begebenheiten, von denen wir so lange Zeugen und Opfer gewesen sind: und wer sich größtentheils mit den Wissenschaften beschäftigt, bey dem ist es natürlich, das Verhalten solcher Begebenheiten, und des Krieges, zu dem sie gehören, gegen die Wissenschaften, zu erwägen.

Es wird daher Niemand befremden, wenn in gegenwärtiger Schrift einige Betrachtungen über die Ursachen, die ein Gelehrter haben kann, sich um eine Kenntniß des Kriegswesens zu bemühen, angestellt werden.

Wäre die Absicht dieser Blätter, Lehrstunden über die Kriegswissenschaften anzukündigen, so müßte bey der Ausführung des angezeigten Satzes der Gelehrte unstreitig nach der auf Universitäten wohlhergebrachten Eintheilung betrachtet, und der Nutzen, den jede Facultät von dieser Kenntniß hätte, gewiesen werden: so haben einige Lehrer der Mathematik die unschuldige List gebraucht, Studirende, die vor höherem Fleiße, durch diese Wissenschaft ihren Verstand zu schärfen, die Kunst der Menschen und die Größe des Schöpfers kennen zu lernen, nie Zeit genug übrig

1) 1762.

behalten hätten, doch dadurch an sich zu locken, daß sie ihnen begreiflich machten: die Geometrie sey bey der Arche Noah, und die regula societatis bey der Concurs- und Distributionsrechnung nöthig. Zu gegenwärtigem Endzwecke ist es genug, den Gelehrten allgemeiner zu betrachten, in so fern er sich von Sachen, die für die menschliche Glückseligkeit wichtig sind, durch Belesenheit und eigne Erfahrung unterrichtet hat, und vermittelst eines geübten Verstandes diesen Unterricht anzuwenden und zu erweitern weiß. Bey den so verschiedenen und weitläuftigen Gegenständen, deren jeder ihn mit Nutzen beschäftigen kann, muthet ihm Niemand zu, allwissend zu seyn: aber das kann man doch von ihm erwarten, daß er von Sachen, die die Aufmerksamkeit der ganzen Welt so sehr auf sich ziehen, die er aus den Grenzen seiner Betrachtungen nicht ganz ausschließen kann, weil sie mit dem Schicksale ganzer Völker oft auch sein eigenes ändern, sich nicht ganz ungereimte Vorstellungen machen soll.

Das würde ihm desto unanständiger seyn, wenn diese Unternehmungen, die Fürsten verewigen und Völker unglücklich machen, selbst ohne eine vielfache Gelehrsamkeit nicht auszuführen sind.

Die mathematischen Wissenschaften sind schon seit Tausenden von Jahren mit der Kriegskunst verbunden gewesen. Eine der berühmtesten Aufgaben, damit sich der Scharfsinn der größten Geometer beschäftigte, und die dem Alterthume so erhaben vorkam, daß es sie durch den Apollo vorlegen ließ, findet sich in den Schriften der Griechen, die von den Wurfzeugen handeln: der griechische Zeugmeister mußte die Vervielfältigung des Würfels, wie der jetzige den Caliberstab, verstehen. Es ist nicht nöthig, die zur Kriegskunst gehörigen mathematischen Wissenschaften weitläuftig zu erzählen, da sie oft von Leuten, die selbst diese Wissenschaften nur sehr wenig kennen, allein für Mathematik angesehen werden. Außer ihnen ist bekanntermaßen Geschichte, ältere und neuere Erdbeschreibung, Einsicht in die Rechte und Vortheile der Beherrscher der Erde, Kenntniß der Sprachen, Sitten und Denkungsarten verschiedener Völker, vieler zur Oekonomie, zu mancherley Künsten und Manufacturen gehörigen Dingen, zu unsern Zeiten auch vornämlich des Geldcurses, einem Kriegsmanne nöthig, wenn er sich über den gemeinen Soldaten, über das Geschöpf erheben will, das vor der bloßen Maschine doch den Vor-

zug hat: elend seyn zu können. Zu den erzählten Kenntnissen, die man schon schwerlich alle bey Einer Person erwarten wird, setzte man vor einiger Zeit, es wird nun beynahe hundert Jahr seyn, auch noch die Religion.

Ist also der gehörig unterrichtete Kriegsmann nicht eine Art von Gelehrten? Es sollte wenigstens nicht schwer fallen, Leute zu nennen, die als Gelehrte ihr Brod essen, und sich bey weitem nicht mit so vielerley den Kopf zerbrochen haben. Dem wahren Gelehrten aber, dessen Geist nicht klein, nicht träg genug ist, sich auf einen einzigen mittelmäßigen Gegenstand einzuschränken, und von allen übrigen in einer schändlichen Unwissenheit zu bleiben, wird es dem nicht anständig seyn, sich manchmal von dem Krieger belehren zu lassen, wie dieser sich von ihm belehren läßt?

Diese Vertauschung des Unterrichts ist desto angenehmer, je weiter die Gattungen desselben von einander entfernt scheinen. Auch sie giebt ein Beyspiel, daß alle Länder des Reichs der Gelehrsamkeit, wie alle Theile der bewohnten Erde, mit einander in Verbindung stehen. Es war eine Zeit, da man von beyderley Verbindungen wenig wußte, da jeder Gelehrte nur ein einziges Stückchen der Gelehrsamkeit auswendig lernte, und jedes Land, nur was in ihm wuchs, kannte und verzehrte: diese Zeit heißt in der gelehrten und politischen Welt: die barbarische. Wenn damals der bußfertige Ritter auf dem Todtbette die Hälfte seines Vermögens nicht Denen, von denen er sie geraubt hatte, sondern zu Seelmessen vermachte, so ward sein Testament lateinisch aufgesetzt; denn wäre es auch in seiner Muttersprache geschrieben gewesen, so hätte er es doch nicht lesen können; und in eben den Zeiten, da Schwert und Feder von ganz verschiedenen Händen geführt wurden, verfaßten die Geschichtschreiber Heiligenlegenden und Chroniken eines Klosters von Anbeginn der Welt, aber von den Begebenheiten, wodurch die Schicksale der Länder entschieden werden, beschrieben sie die Triebfedern und das Räderwerk höchst unvollkommen. Was für ein Unterschied unter diesen Schriftstellern und einem Polybius? Wo hätte Folard bey allen Denen, die die Thaten Gottes durch die Franken aufgezeichnet haben, etwas zum Unterricht der neueren Krieger gefunden? Denn Schwertstreiche, die Mann und Roß spalteten, die konnte er ihnen nicht zur Nachahmung vorlegen.

Wäre nicht schon erklärt worden, daß einzelne Gattungen von Gelehrten hier nicht sollen betrachtet werden, so ließen sich bey dieser Veranlassung die Geschichtschreiber, und die Geschichtschreiber der möglichen Welt, die Dichter, besonders erwähnen. Aber wenn diese oft zu Anderer Unterricht und Vergnügen verbunden sind, von Sachen, die den Krieg angehen, zu reden, so steht es dem Gelehrten für sich selbst an, davon richtig zu denken, in so fern er die Welt besser kennen soll, als der Pöbel. Was für einen beträchtlichen Theil von dieser Kenntniß machen nicht die Begriffe von der Regierung der großen Maschine aus, die man ein Kriegsheer nennt? Nur eine geschicktere Regierung dieser Maschine gab erst Macedonien, und hernach Rom, die Herrschaft über eben so tapfere und viel zahlreichere Völker; und die Vernachlässigung dieser Geschicklichkeit machte die Welt zum Raube des wilden Nordens. Bey diesen Besiegern Roms vertrat, wie es scheint, noch viele Jahrhunderte nach ihren Eroberungen, die persönliche Tapferkeit die Stelle der Kriegskunst; es focht nicht das Heer, sondern der einzelne Soldat. Ein chymischer Versuch, der gewiß keine so große Absicht hatte, änderte die Sache wieder, und machte die Armeen zu feuerspeyenden Maschinen.

Was für eine Menge von Betrachtungen bietet nicht einem nachdenkenden Geiste die Ausführung und vielleicht die Verbesserung dieser wenigen Sätze dar! Und was haben die Gelehrten gethan, die, ohne etwas vom Kriege zu verstehen, etwa einen oder den andern davon berührt haben? Allenfalls den ehrlichen Barthold Schwarz in die tiefste Hölle verflucht! da sie ihm doch danken sollten, daß seit seiner Erfindung Wissenschaft im Kriege wieder wichtiger geworden ist, als Stärke des Leibes, und der Heerführer, der sich sonst von seinen Begleitern nur durch bessere Rüstung und einen sehnigern Arm zu unterscheiden wußte, jetzt seinen Vorzug in einen mit mehr Kenntnissen bereicherten Verstand und ein fertigeres Nachdenken setzt.

Soll nicht der Gelehrte, stolz auf diese Aehnlichkeit mit dem Helden, ihn richtiger kennen zu lernen suchen, dessen Andenken er der Nachwelt zu empfehlen vielleicht bestimmt ist? Der deutsche Gelehrte hat die Ehre seines Volkes zu schätzen so viel Ursache, daß er sich um die Kenntniß des Kriegswesens bemüht, wie irgend ein Anderer; mit einem kleinen Nationalstolze würde man sagen:

mehr, als irgend ein Anderer. Doch man muß billig seyn, und den Fremden, besonders den Nachbarn Deutschlands, die Witz und Waffen in gleichem Werthe halten, zugestehen, daß sie die Geschützkunst, den Krieg mit besoldeten Schaaren, und Deutsche mit Deutschen zu bestreiten, die Befestigungskunst, und was sie sonst von den Deutschen erhalten, allerdings beträchtlich verbessert haben. Sie selbst sind bey der vortheilhaften Vorstellung, die sie sich von ihrer Kriegskunst machen, doch gegen die Deutschen nicht ganz ungerecht. Mit einem doppelten Vergnügen, mit dem, daß ihr Wunsch ein Ruhm, und daß ihr Wunsch vergeblich ist, hört der deutsche Patriot sie den Marschall von Sachsen sich noch wünschen, aber mit Entzückung hört er sie ihren unnachahmlichen Meistern in der Kriegskunst, Friedrich und Ferdinand, Lobsprüche weyhen, die ihnen so theuer zu stehen kommen.

Diese Lobsprüche waren noch vor wenig Wochen fast das einzige, was uns bey unsern Bedrückungen aufrichtete: nun danken wir der Vorsicht, daß wir sie nicht mehr hören, und flehen, sie nie mehr von solchen Beherrschern zu hören.

Als sollte eine vielfache Freude uns das, was wir bisher erlitten haben, desto eher vergessen machen, können wir zu gleicher Zeit dem Könige die ersten öffentlichen Beweise unserer unterthänigsten Treue, die ein langwieriger Zwang zurückhielt, geben, eine Fürstinn, die seines Herzens würdig war, verehren, und das Glück, das wir genießen, unsern spätesten Nachkommen durch einen Prinzen versichert sehen. Außer den Empfindungen, die unsere Universität bey diesem Zusammenflusse freudiger Begebenheiten geäußert hat, treibt ein patriotischer Eifer den Hochwohlgebornen Herrn Johann von Döring, die seinigen in einer deutschen Rede auszudrücken. Er und zween Brüder, die schon rühmliche Belohnungen ihres hiesigen Fleißes erhalten haben, vereinigen die Vorzüge der Geburt mit der Gelehrsamkeit, und verdienen als nachahmungswürdige Beyspiele Studirenden von erhabenerem Stande vorgestellt zu werden. Bey der Feyerlichkeit, die er jetzt veranstaltet, ist man ihm desto mehr Aufmerksamkeit schuldig, weil er seinen Fleiß bey uns zu einer Zeit fortgesetzt hat, da unmännliche Zaghaftigkeit und Weichlichkeit lieber unsern Musensitz zu einer Einöde gemacht hätte. Ihm und Denen, die

mit ihm geglaubt haben, daß der Beruf eines Studirenden ihm auch bey Gefahren den Schutz der Vorsicht versichere, und daß die Gelegenheit, den Wissenschaften ununterbrochen obzuliegen, schon werth sey, auch große Unbequemlichkeiten zu überstehen, die noch dazu Angesessene viel mehr als Fremde treffen, wird selbst das künftig angenehm seyn, daß sie nicht durch eine übereilte Flucht sich um die Gelegenheit gebracht haben, auch von dem Kriegswesen einige einem Gelehrten so anständige Kenntnisse zu erlangen.

Zu der Rede ist die zweyte Stunde Nachmittags, Mittwochs den 13. October, und das größere Juristen-Auditorium angesetzt.

Die hier befindlichen Freunde der Wissenschaften, insbesondere der Hochgeborne Herr Reichsgraf und unsere übrigen gelehrten Mitbürger, Alle, die sowohl Geburt und Stand, als Kenntniß und Liebe der Gelehrsamkeit edel machen, werden durch ihre geneigte Gegenwart, ihre Gewogenheit gegen den Redner, ihre Ehrfurcht gegen die hohen Gegenstände der Rede, ihren Beytritt zu Wünschen, die uns Allen angelegen sind, entdecken.

Gegeben auf der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen, den 11. October 1762.

XV. Ueber die Verbindung der Mathematik und Naturlehre [1]).

Ich habe mir vorgenommen, nächstes halbe Jahr die Physik mit der Mathematik verbunden zu lehren; und will hievon jetzt einige Rechenschaft geben. Wer hierüber so einig mit mir ist, daß er glaubt, ein solches Vorhaben sey weder Erläuterungen noch Rechtfertigungen benöthigt, der erinnere sich nur, daß es auch noch zu unsern Zeiten nicht ganz überflüssig ist, manchen Lesern, und selbst Verfassern, von Geschichtsbüchern, zu beweisen, daß eine Geschichte nur nach Zeugnissen, welche gehörige Prüfung zuverlässig befunden hat, erzählt werden soll.

Derjenige Theil der Naturlehre, welcher die Wirkungen der Schwere auf feste und flüssige Körper, die Gesetze der Bewegung, die Federkraft der Luft, die Eigenschaften des Lichts, und die himmlischen Körper betrachtet, wird in allen mathematischen Lehrbüchern unter dem Namen der angewandten Mathematik vorgetragen, bald vollständiger, bald mehr abgekürzt, nachdem es die Kenntnisse und Absichten der Lernenden erfodern. Dieser Theil gründet sich, wie Alles, was wir von der Natur wissen, auf Erfahrungen, aber sonst nirgends sind die Erfahrungen so glücklich gebraucht worden, Folgerungen aus ihnen herzuleiten, den Zusammenhang und die Ursachen der Begebenheiten einzusehen, die Wirkungen der Natur zum Dienste des Menschen anzuwenden, und durch lange Reihen von Schlüssen, oft von ganz gemeinen Empfindungen auf Kenntnisse zu gelangen, die den menschlichen

1) 1768.

Verstand zu übersteigen scheinen. Außer der angewandten Mathematik wissen wir fast nichts zuverlässig, als was die Erfahrung uns unmittelbar lehrt, oder was sich zunächst aus ihr schließen läßt. Daher ist einigen sehr wichtigen Untersuchungen, z. E. denen, welche die magnetische und elektrische Kraft betreffen, noch nicht die Ehre widerfahren, zur angewandten Mathematik gerechnet zu werden. Bey den unzähligen Versuchen über die genannten beyden Gegenstände fehlt es immer noch an richtiger Abmessung dieser Kräfte, an andern zur Größe gehörigen Umständen, und daher ist unsere Kenntniß davon noch so ungewiß, daß selbst Versuche Versuchen zu widersprechen scheinen. Unsere Elektricitätszeiger z. E. sind in ihrer Art noch lange nicht so gut, wie das florentinische Thermometer in der seinigen. Der Magnet ist, außerdem, daß man ihn länger kennt, auch mehr in mathematischen Händen gewesen, als die Elektricität, und nur dadurch den Menschen schon viel nützlicher geworden. So ist bey den Theilen der Naturkunde, die man noch nicht zur angewandten Mathematik rechnet, doch die Mathematik wichtig und zu derselben Vollkommenheit unentbehrlich. Wolf sammelte, was man bis auf seine Zeiten von der Luft entdeckt hatte, und vermehrte die mathematischen Wissenschaften mit der Aerometrie[1]). Dieses gab, bei Wolf's Vortrage, der durch Kürze gewiß nicht undeutlich wird, ein mäßiges Duodezbändchen. Eine Sammlung der gewissen und brauchbaren Lehren von der Elektricität würde jetzt noch nicht so viel ausfüllen. Denn das bedinge ich mir aus, daß die bloßen Spielwerke wegbleiben müssen, weil in Wolf's Aerometrie auch keine Springbrunnen sind.

Von den Wirkungen der Natur hat die angewandte Mathematik bisher meistens diejenigen betrachtet, die sich vornehmlich nach der Lage und Gestalt der Körper richten, und dieserwegen Abmessungen anzubringen verstatten. Es giebt andere, bey denen hierauf weniger anzukommen scheint, wie z. E. Quecksilber sich mit Bley vereinigt, und an Eisen nicht so anhängt, wie bey Vermischung entgegengesetzter Salze und andern Auflösungen hef-

---

1) Elementa Aërometriae, in quibus aliquot aëris vires ac proprietates iuxta methodum geometrarum demonstrantur. Lips. 1709. 15 Bogen.

tige Bewegungen entstehen. Man wird aus diesen Beyspielen sehen, daß sich diese Wirkungen etwa chymische nennen ließen, wenn man jene mechanische nennen wollte. Sie richten sich nach der Mischung der Materien, wie jene nach der Zusammensetzung der Körper. Denn (es im Vorbeygehen zu erwähnen), ich dächte es wäre den Philosophen nicht unanständig, wenn sie diese Wörter in eignen bestimmten Bedeutungen gebrauchten, die sich, um mich hier in keine weitläuftige Erklärung einzulassen, kürzlich so angeben ließen, daß Gold die Materie, und ein Ducaten ein Körper wäre. In diesem Unterschiede ist Cartesius mit den Scholastikern eins; beyde stellen sich eine erste Materie vor, die durch Formen oder Bewegungen in Körper gebildet wird.

Auch die chymischen Wirkungen kennt man desto vollkommner, je genauer man bey ihnen Gewichte der Materien, Stärke des Feuers, und was sonst zur Größe gehört, angiebt, zu geschweigen, daß bey ihnen selbst und bey den Vorbereitungen dazu, sehr viel auf die mechanischen ankommt. Erze reinigt man durch Waschen von tauben Bergarten, vermöge der jeder Materie eignen Schwere; Bley sondert man durch Abtreiben vom Silber nach den Gesetzen der Schwungkraft.

Noch ist die Kenntniß der Thiere, der Gewächse, der Dinge, die aus der Erde gegraben werden, übrig, die man unter dem Namen der Naturhistorie versteht. In so fern die Merkmale dieser Dinge auf Figuren, Verhältnisse, Dichtigkeiten u. d. g. ankommen, werden sie wiederum nur von dem mathematischen Auge gehörig betrachtet. So haben die alten Zergliederer viele Theile des menschlichen Körpers mit geometrischen Namen, zur Qual ungeometrischer Nachfolger, belegt. Und wenn die Gegenstände der Naturgeschichte zu gewinnen, oder zum Nutzen anzuwenden, immer Maschinen nöthig sind, wenn selbst von den chymischen Arbeiten, die man etwa mit ihnen vornimmt, das wahr ist, was ich nur jetzt gewiesen habe, so wird wohl dieser Theil der Naturkunde, so wenig als einer von den zuvor genannten, der Mathematik entbehren können.

Man kann also ohne Mathematik nichts Beträchtliches von der Natur genau und brauchbar kennen lernen: und wenn man nichts lehren kann, was man selbst nicht recht versteht, so kann

man ohne mathematische Einsichten in keinem Theile der Naturlehre Andere unterrichten.

Sind aber deswegen auch tiefe Einsichten in die Mathematik jedem Lernenden nöthig, der sich aus Neugier, oder in irgend einer eingeschränkten Absicht, etwas von der Natur bekannt machen will?

Diese Foderung würde zu strenge seyn, da man viele Lehren sinnlich machen kann, zu deren Entdeckung, und nur zu einer Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit, tiefes Nachdenken gehört. Aber eben das zu bewerkstelligen, ist nur Derjenige vermögend, der von diesen Lehren gründliche Einsichten hat, deutlich weiß, was sie zu verstehen nöthig ist, und die Begriffe, bis auf solche, die seinem Zuhörer bekannt sind, zerlegen kann. Nur er kann Erfahrungen ausdenken, durch welche sich Lehrsätze empfinden lassen, diesen Erfahrungen die einfachste Einrichtung geben, und die Schlüsse daraus so vortragen, wie sie am leichtesten, wo nicht überzeugen, doch die Möglichkeit darthun, daß sie Jemanden überzeugen könnten, der sie mit den Kenntnissen, die etwa voraus müssen gesetzt werden, verbinden wollte. Zuweilen gehört hiezu etwas Witz, ein Vermögen der Seele, davon mancher Metaphysicus sehr unrichtig glaubt, es diene nur zum Versmachen, zu dem es doch in der That ganz und gar entbehrlich ist. So weiß Fontenelle in der Geschichte der Parisischen Akademie der Wissenschaften auch tiefsinnige Lehren für ein mittelmäßiges Nachdenken vorzutragen.

Hierin besteht eine der vornehmsten Geschicklichkeiten des Lehrers der Experimentalphysik, und dazu sind nicht allemal sehr gekünstelte Versuche nothwendig; oft ist es genug, auf bekannte Begebenheiten, oder auf solche, die sich leicht hervorbringen lassen, eine Aufmerksamkeit zu erregen, wodurch in ihnen wichtige Wahrheiten entdeckt werden, und der gute Geschmack verdammt überall das Gekünstelte, wo das Natürliche eben die Dienste thut. Die größten Meister in der Mechanik richten mit ganz einfachen Hebezeugen das aus, wozu Stümper unzählige Räder und Schrauben in einander schieben. Und wie eine solche übersetzte Maschine doch oft nicht einmal zu der Absicht geschickt ist, zu der sie vorgeschlagen wird, so beweisen oft künstliche Versuche das nicht, was sie beweisen sollen, wie z. E. daß die Luft elastisch ist, die

gewöhnlichen Versuche mit der Luftpumpe nicht beweisen, sondern diese Wahrheit, die schon bekannt seyn muß, nur erläutern und Anwendungen von ihr zeigen. Und das ist denn der Gebrauch, den der Naturlehrer von mehr zusammengesetzten Versuchen macht, er zeigt dadurch, wie die einfachen Wirkungen der Natur in allerley Verbindungen zum menschlichen Gebrauche angewandt werden, er bedient sich selbst derer, die nur das Auge ergötzen, oder durch einen unerwarteten Erfolg Bewunderung erregen, dazu, daß er zum Nachdenken anreizt, den Scharfsinn in Erforschung der Ursache übt.

So verfährt Derjenige, der seine Lehrlinge nicht für Kinder, denen er etwas vorspielen müßte, sondern für vernünftige Leute hält, und sie anführen will, über die Natur zu philosophiren. Der kleinen Geschicklichkeit, die sich ohnedem versteht, die physischen Handgriffe fertig zu machen (ich sage die physischen, daß man nicht etwa denkt, ich meyne die Handgriffe des Musketiers, obgleich jene großentheils nicht schwerer sind, als diese, und beyde das mit einander gemein haben, daß zum Wesentlichen noch mehr gehört), dieser Geschicklichkeit wegen gelobt zu werden, wird er so gern sehen, so gern sich ein Dichter loben läßt, daß er gut reimen kann. Freylich wissen manche Leute an einem Dichter nichts Wichtigeres zu loben, die sind aber auch nicht werth, Hagedorn oder Gellert zu lesen, und daß ein Haller in der Welt ist, wissen sie gar nicht. Wäre es einerley, Physik lehren und die Handarbeit beim Experimentiren thun, welcher Lehrer der Physik könnte sich mit einem Taschenspieler oder Aequilibristen vergleichen? Ich erinnere mich noch seit vielen Jahren her mit Vergnügen eines Mannes in einem vielfarbigen Wamms und hohem zugespitzten Hute, der in einer Bude vor dem Leipziger Petersthore Experimentalphysik nicht lehrte, aber doch wies. Er elektrisirte, spann Glas, ließ Cartesianische Teufel tanzen, und wenn ich mich recht besinne, hatte er auch Petrefacta.

Ich rede im Vorhergehenden, wie man leicht sieht, von den Versuchen der gewöhnlichen physischen Lehrstunden, zumal für Zuhörer, die sich durch keine Mathematik vorbereiten wollten; nicht von solchen, die ein Naturforscher zu Erweiterung der Naturlehre anstellt; wie Newton die Refraction der Farbenstrahlen mißt, Daniel Bernoulli die Theorie vom Stoffe des Was-

sers prüft, Aepin die Gesetze der Elektricität des Tourmalins entdeckt.

Außer den Wahrheiten selbst, welche die Mathematik enthält, ist sie dem Lehrer der Naturkunde zur Bildung des Geistes wichtig. Aber dieses gehört nicht für den Lehrer der Naturkunde allein, und kann eine eigne Ausführung bey anderer Gelegenheit veranlassen.

Größere Aufsätze, welche Kästner nicht in die Vermischten Schriften aufgenommen hat.

XVI. Betrachtungen über den Beruf [1]).

Ich will nicht von dem Berufe reden, vermöge dessen in wohleingerichteten Staaten gewisse Männer das Recht haben, die Wahrheiten der Offenbarung oder der Vernunft vorzutragen, oder in einem andern öffentlichen Berufe für das gemeine Beste zu arbeiten verordnet sind. Der Beruf, den ich jetzt zum Gegenstande meiner Gedanken wähle, gründet sich nicht auf die Verfassung eines Staats: es ist derjenige, durch den man sich insgemein zu rechtfertigen sucht, warum man die oder jene Lebensart erwählt, die oder jene Handlung von Wichtigkeit unternimmt. Ich habe einen Beruf dazu, sagt man. Ich will jetzt untersuchen, worauf dieser Beruf eigentlich ankomme, und was man etwa bey Beurtheilung desselben zu beobachten habe.

Wo ich nicht irre, so ist es nöthig, daß wir einen gewissen Trieb empfinden, eine That vorzunehmen, wenn wir dieselbe zu unserm Berufe rechnen sollen, und daß nicht die Betrachtung unserer Pflicht die einzige Triebfeder unserer Handlung ist Es muß doch ein Unterschied unter diesen beyden Dingen seyn: etwas aus Pflicht thun, und einen Beruf zu etwas haben. Diesen Unterschied setze ich in der Lust, womit man die Handlung vornimmt.

---

1) S. Schwabe's Belustigungen des Verstandes und Witzes vom Jahre 1742, S. 27 ff.

Ein Bürgerssohn, der ein Handwerk oder eine Kunst lernt, weil es sein Vater so verlangt, folgt seiner Pflicht, dem Vater zu gehorsamen. Allein, wenn dieser Gehorsam der einzige Grund seiner Wahl ist, und es ihm sonst ziemlichermaßen gleichviel gilt, zu was für einer Lebensart ihn sein Vater anhält, so werde ich ihm keinen Beruf zuschreiben. Diesen wird er nur alsdann haben, wenn ihm eins mehr als das andere gefällt, und wenn er das wählt, was ihm gefällt.

Doch das bloße Gefallen, das man an einer Lebensart hat, ist nicht genug, sie andern vorzuziehen. Was uns gefällt, das muß uns wegen wahrer Vollkommenheiten gefallen. Wir müssen sowohl das Beschwerliche als das Angenehme bey einer Lebensart deutlich überdacht haben, wenn wir uns ihr, aus einer Neigung gegen sie, widmen wollen; sonst wird unsere Neigung nicht vernünftig seyn. Es ist sehr leicht, die Wahrheit dieses Satzes insgemein zu übersehen, allein in der Ausübung wird er öfters vergessen. Einer von meinen alten Bekannten will die Anmerkung gemacht haben, daß die Kinder bloß deswegen öfters Geistliche werden wollen, weil es ihnen gefällt, eine besondere Kleidung zu tragen, und vor andern Leuten Ehrenbezeigungen zu genießen. Der Bewegungsgrund ist kindisch. Doch man untersuche die Ursachen, warum Aeltern ihre Söhne dem geistlichen Stande widmen; sie werden vielmals nicht weniger kindisch seyn. Ich habe nicht nöthig, diese Untersuchung hier anzustellen. Ich will nicht vom geistlichen Stande und von Kindern, sondern von weltlichen Würden und von Männern reden. Ein Mann, der dem gemeinen Wesen in diesem oder jenem Stande ersprießliche Dienste geleistet, ringt nach Aemtern, die er nur auf der schönen Seite ansieht, von denen er nur die Ehre und andere Vortheile betrachtet, ohne auf die Verdrießlichkeiten zu sehen, die damit verknüpft sind:

So führet ihn das Glück von Ehr' zu Ehre hin,
Zu hoch für seine Ruh', zu tief für seinen Sinn.
Haller.

Er vertauscht das stille Glück einer niedrigen Lebensart mit dem prächtigen Elende hoher Ehrenstellen, das er seinem Feinde wünscht, so bald er es kennen lernt. Wenn er sich also einbil-

dete, sein Beruf erfodere es, dem Staate in wichtigen Aemtern zu dienen, so urtheilt er gerade so unglücklich, als ein junger Held, der das Soldatenleben erwählt, weil es ihm gefallen hat, wenn eine Menge geputzter Männerchen in weißen Stiefletten und gepuderten Haaren Parade machte.

Die erste Anmerkung also, die ich für nöthig achte, den Beruf zu prüfen, den man zu einer Sache zu haben glaubt, wird diese seyn: Man untersuche die Quellen seiner Neigung. Man lasse sich nicht durch das, was zuerst in die Augen fällt, blenden; sondern man sehe, ob die That, die man unternehmen will, nicht nur allein, sondern auch mit allen ihren Begleiterinnen, ich meyne, mit allem, was daraus fließt, gefällt.

Doch wenn man dieses überlegt hat, so untersuche man zum zweyten seine Kräfte. Es ist nichts Seltenes, daß uns eine Lebensart gefällt, dazu doch die Natur weder unsern Körper noch unsere Seele geschickt gemacht hat. Wer eine Sache auf dreyßig Schritte nicht deutlich mehr erkennen kann, der würde ungereimt handeln, wenn er seine Lebenszeit der Beschäftigung widmen wollte, die scheinbaren Diameter der Fixsterne oder die Parallaxin Orbis magni zu bestimmen, und derjenige würde nicht vernünftiger seyn, der mit einer schwachen und unangenehmen Sprache sich in ein öffentliches Lehramt eindrängen wollte. Die Fehler unsers Körpers können uns nicht mit Recht deswegen vorgerückt werden, weil wir sie haben; denn das steht nicht in unserer Willkühr: allein da machen sie uns nicht nur lächerlich, sondern strafbar, wenn wir eine Lebensart erwählen, zu der sie uns für untüchtig erklären.

Wir scheinen über die Seele etwas mehr Gewalt zu haben, als über den Körper: allein wir scheinen es nur. Demosthenes wußte sich eine schwere Sprache abzugewöhnen, so genau man sonst diesen Mangel an die Beschaffenheit der Zunge gebunden zu seyn glaubt. So gestehe ich es, daß wir auch die Kräfte der Seele bessern und stärken können; aber es wird allezeit eine natürliche Einrichtung unserer Seele hierzu erfodert werden, die wir ohne Grund bey allen Menschen gleichförmig annehmen würden. Der Herr von Tschirnhausen behauptet in seiner Medicina mentis, alle Menschen hätten von Natur einen gleichen Grad des Verstandes. Ich kann ihm hierin nicht Recht geben.

Es scheint mir wider das Gesetz zu seyn, nach welchem die Kraft in den denkenden Wesen abnehmen muß,

Die ungleich satt vom Glanz des mitgetheilten Lichts
In langer Ordnung stehn von Gott zum öden Nichts.
Haller.

Ein Cannibale, der eine Handvoll von seinen Haaren hinweist, wenn er eine Zahl ausdrücken will, die über zehn ist, würde wohl kein Newton werden, wenn man ihn gleich in Newton's äußerliche Umstände setzte.

Diese Betrachtung wird uns also dahin führen, daß wir unsere natürlichen Kräfte untersuchen, ehe wir dieselben zu einer gewissen Sache bestimmen. Ich will nicht ganz daran zweifeln, daß ein Mensch, der z. E. von Natur ein schwaches Gedächtniß hat, dasselbige einigermaßen stärken könne, wenn er sich zwingt, eine Sache zu treiben, die viel zu merken erfodert; allein mit aller seiner Arbeit wird er es nicht so weit bringen, als ein anderer, der vielleicht keinen so pferdemäßigen Fleiß, aber mehr natürliche Fähigkeit besitzt. Hätte er nicht vernünftiger gehandelt, wenn er seine Kräfte auf etwas Anderes gerichtet hätte, wozu er mehr aufgelegt war? Der stammhafte Mops würde es als ein Kutscher sehr hoch gebracht haben. Doch er muß studiren, denn er ist aus gelehrtem Geschlecht: sein Vater ist ein Schulmeister. Ist es ein Wunder, wenn er es unter den Gelehrten kaum so hoch bringt, als sein Vater?

Ein deutliches Exempel von Leuten, die ihre Kräfte verkennen, sind die Versmacher, die wider Boileau's Warnung, eine Begierde zu reimen für den Dichtertrieb annehmen, und selbst unter den Dichtern die, die sich an Arten von Gedichten machen, zu denen sie die Natur nicht bestimmt hat. Die Gedanken, welche Boileau im Anfange seiner Dichtkunst darüber hat, haben mir zu folgenden Versen Anlaß gegeben:

Verschieden ist die Kraft in Dichtern mancher Art:
Der weiß mit edler Glut ein Heldenlob zu singen;
Der kann ein reizend Kind in zärtlich Feuer bringen;
Der heißt im Trauerspiel die Thränen Wollust seyn;
Und Jenes kühner Scherz ist aller Thoren Pein.

Man kenne seine Kraft, um nicht, wie Der zu fehlen,
Der Schäfer mahlen soll, und will vom Krieg erzählen;
Und, da ein Schilfrohr nur von seinem Athem klingt,
In die Trompete stößt, daß ihm die Lunge springt.

Doch es giebt nicht nur Leute, die sich wider ihre natürliche Geschicklichkeit zur Dichtkunst drängen: man trifft auch, wiewohl selten, einen entgegengesetzten Fehler an. Herr Voltaire, der seine Kräfte in der Dichtkunst kennt und zu brauchen weiß, will lieber eine niedrige Stelle unter den Abschreibern von Newton's Abschreibern, als eine hohe unter den Dichtern einnehmen.

Indem ich von Prüfung der Kräfte rede, die man zur Ausführung seines Vorsatzes nöthig hat, so erinnere ich mich der unvergleichlichen Gründe, warum bisweilen die Aeltern ihre Kinder studiren lassen. Mein Sohn hat einen vortrefflichen Kopf, spricht ein kleinstädtischer Bürger, dessen zehnjähriger Knabe die lateinischen Buchstaben kennt, und von einem Advocaten, der dann und wann im Hause ist, gelernt hat, was mensa und scamnum heißen. Der Junge läßt sich's merken, daß er gern ein Gelehrter werden möchte; denn es gefällt ihm, einen Degen zu tragen, und von den Leuten Herr, mit einem lateinischen Titel, geheißen zu werden, und was etwa noch mehr für kindische Vorzüge eines Gelehrten sind. Die Lust zum Studiren ist also da. Von der Geschicklichkeit sich zu überzeugen, fragt der Herr Vater den Mann, der über die studirende Jugend in dem Städtlein N. die Oberaufsicht hat. Der Schulrector, ich wollte sagen, der Herr Director Gymnasii, dem mehr daran gelegen ist, daß er einige Thaler mehr für Unterricht erhält, als ob ein gelehrter Stümper mehr wird, lobt das vortreffliche Ingenium des Knaben, und wünscht der gelehrten Welt im voraus, wegen der Vortheile, Glück, die er ihr bringen wird. Der Sohn, der in seinem ganzen Hause das meiste Latein konnte, kann vielleicht in der Schule das wenigste: Doch hier schlägt er sich, nach Günther's Ausdrucke:

Gleich jungen Argonauten,
Durch Wetter, Sturm und Wind,

bis die erwünschte Zeit heran tritt, da er auf die Universität reist. Seines Vaters Vermögen reicht nicht zu, ihm gute Bücher anzuschaffen, oder kostbaren Unterricht zu bezahlen. Denn gesetzt,

daß es bey andern Ausgaben nicht mangelte, so muß doch an diesen beyden immer gespart werden. Er behilft sich also hierin, so gut er kann; er unterrichtet vielleicht noch Kinder, seinen Unterhalt zu erwerben, wobey seine eigene Erkenntniß nicht zunimmt; und er wird endlich auf der hohen Schule unter vielen Beschwerlichkeiten ein schlechter Gelehrter, da er in seines Vaters Hause mit wenigerm Kummer ein guter Handwerksmann hätte werden können.

Wenn ich auf den Grund dieses Verfahrens sehe, wodurch die Welt mit so vielen Halbgelehrten überschwemmt wird: so ist es kein andrer, als ein falscher Begriff vom Berufe. Man glaubt nämlich, ein Kind sey zum Studiren berufen, wenn es dazu Lust bezeigt, und einen guten Verstand hat, und ein eingenommener Vater sieht es für einen vortrefflichen Verstand an, wenn sein Kind nicht ganz und gar eine Schlafmütze ist. Allein gesetzt, ein Kind hat einen guten Verstand: müssen denn alle Leute, die einen guten Verstand haben, Gelehrte werden? Brauchen denn Kaufleute, Künstler, Handwerksleute nur dumme Köpfe zu seyn? Der Schade ist doppelt, den ein Staat davon hat, wenn in ihm alle, auch nur mittelmäßige Köpfe, studiren. Einmal wird Unvernunft und Dummheit unter seinen übrigen Mitgliedern herrschen, und für's Andere wird der Verstand, der einem als einem andern Bürger viel Ehre bringt, ihm vielleicht nicht so viel nütze seyn, daß er ihn unter die mittelmäßigsten Gelehrten erheben könne. Auch hier läßt sich anbringen, was Heinrich IV. beym Voltaire sagt:

Tel brille au second rang, qui s'éclipse au premier.

Doch gesetzt, unsere Neigung ist vernünftig, die Kräfte, die wir haben, sind da: können nicht andere Umstände vorhanden seyn, die uns von Ausführung unsers Vorhabens abrathen? Ich will dies nicht schlechterdings leugnen; ich bekenne es aber, daß ich in der Meynung stehe, wenn es mit den beyden ersten Dingen seine Richtigkeit hat, so habe man meistentheils auf nichts weiter zu sehen. Wie viel große Gelehrte haben wir nicht gehabt, die sich nimmermehr hätten in den Kopf setzen dürfen, eine Wissenschaft zu lernen, wenn sie ihre Glücksumstände hätten in Betrachtung ziehen wollen; ich will noch mehr sagen, wenn sie

hätten den Rathschlägen und den Befehlen Derjenigen gehorchen wollen, denen man am meisten zu gehorchen verbunden ist. Es ist wahr, die Vernunft lehrt uns, dieses nicht ganz und gar aus den Augen zu setzen: allein eben diese Vernunft überführt uns auch, daß weder wir noch Andere im Stande sind, die Folgen unserer Handlungen mit Gewißheit voraus zu sehen, und daß die Einrichtung der besten Welt nicht nach unsern wahrscheinlichsten Vernunftschlüssen gemacht ist. Ein vernünftiger und starker Trieb, und Kräfte, die diesen Trieb unterstützen, sind also, meinen Gedanken nach, ein Grund, woraus man schließen kann, daß uns die Vorsehung zu etwas bestimmt habe; und wenn wir dieses mit Grund schließen können, so werden wir uns auch allezeit auf die Führungen der Vorsehung verlassen dürfen.

Wenn uns Aeltern oder andere Personen, von deren Einsicht und Liebe wir versichert sind, eine Lebensart vorschlagen, so werden sie meistentheils darauf sehen, was für eine unserer äußerlichen Glückseligkeit am gemäßesten ist. Wir haben dieses nicht ganz aus der Acht zu lassen, weil wir mit einem Körper verbunden sind. Allein gesetzt, wir wären versichert, daß, wenn wir ihren Vorschlägen folgen, wir am reichsten, am angesehensten werden könnten, was doch noch oft sehr ungewiß ist; würden wir nicht in einer äußerlich schlechtern Lebensart, die unserer Neigung gemäßer ist, viel glücklicher seyn?

— — — Was hilft uns wohl der Zwang,
Daß Keiner den Beruf nach seinem Sinne wählet,
Und sich die Lebenszeit hernach als Sklave quälet?
Man wird von Kindheit auf der Knechtschaft zugethan;
Der Geist wird unterdrückt, der Körper geht voran,
Und so wird der Beruf von Menschen selbst geschaffen,
Die nur auf's Eitle sehn und sich darein vergaffen.

Germann.

Doch mich däucht, daß es Fälle giebt, da man zugleich seinen äußerlichen Umständen und dem innerlichen Berufe ein Genügen thun kann. Günther war unstreitig zur Dichtkunst berufen. Sein Vater widmete ihn der Arzneykunst. Wenn Günther, wie Viele versichern wollen, dem Willen seines Vaters nicht gehorsam gewesen ist, so hat er sich zwiefach geschadet. Hätte er

sich so aufgeführt, daß man Hallern und Günthern als Arzneygelehrte in ein eben solches Verhältniß stellen könnte, wie sie Herr Bodmer als Dichter gestellt hat, so würden seine äußerlichen Umstände besser gewesen seyn, und dieses würde in seine Dichtkunst einen Einfluß gehabt haben.

Die Nachwelt wird, wie wir, gerührt durch Günther's Klagen:
Zur Größe fehlten ihm nur Glück und Reife, sagen.

Allein Glück und Reife würden ihm nicht gefehlt haben, wenn er sich hätte bereden können, zugleich ein guter Arzneygelehrter und ein großer Dichter zu werden. Er wurde keins von beyden, da er sich nur Eins in den Kopf setzte. Man untersuche also, ob man nicht zugleich dem Willen Anderer, die man zu verehren Ursache hat, und seinem eigenen Triebe genug thun kann. Die Weisheit zeigt sich darin, daß man verschiedene Absichten zu verknüpfen fähig ist.

Dann und wann werden sich auch Fälle finden, wo man verbunden ist, dem Wohl seines Vaterlandes oder seiner Familie seine Neigung aufzuopfern. Hier muß uns das Vergnügen trösten, das man aus der Versicherung empfindet: Wir haben unsere Pflicht erfüllt.

Was ich bisher vorgebracht habe, das läßt sich durch ein Gleichniß oder vielmehr durch einen besondern Fall erläutern. Man stelle sich einen Menschen vor, der sich zu einer von den wichtigsten Verrichtungen des Lebens, zur Heirath, entschließen will. Er darf die Rathschläge seiner Anverwandten und anderer Leute von Einsicht nicht aus den Augen setzen. Allein man wird von ihm nicht fodern, daß er denselben folgen soll, wofern sie seinen Neigungen ganz und gar zuwider sind. Nur dazu ist er verbunden, daß er die Quellen seiner Neigung untersucht. Daß viele Heirathen, die man aus Neigung geschlossen, unglücklich ablaufen, rührt daher, weil man sie aus keiner vernünftigen Neigung geschlossen. Der aber, der sich seine Lebensart aus Pflicht gefallen läßt, die ihm sonst mehr zuwider als angenehm ist, verdient bey mir eben so viel Hochachtung und eben so viel Mitleiden, als ein großer Herr, bey dem die Zärtlichkeit Staatsursachen weichen muß.

Doch was wird Derjenige thun sollen, der sich einmal in einem Stande befindet, mit dem er nicht vollkommen vergnügt ist?

der z. E. wünschte, seinen Verstand durch die Erkenntniß vieler Wahrheiten vollkommen zu machen, und der doch hierzu, wegen der Geschäfte, darein er verwickelt ist, nicht Zeit genug hat. Er wird sich deswegen nicht für elend halten dürfen. Es wird kein Stand möglich seyn, darin er nicht einigermaßen seiner Neigung folgen könnte, wenn sie nur vernünftig ist. Niemals werden z. E. die Verrichtungen so an einander gekettet seyn, daß ein Mann, der zum Denken Lust hat, nicht dann und wann einige Stunden finden sollte, sich mit ruhigen Betrachtungen zu ergötzen. Ein Bürger in der besten Welt muß mit seinem Zustande zufrieden seyn, und er kann es allezeit seyn, wenn er vernünftig ist.

XVII. Einige Pflichten der Mannspersonen, in Absicht auf das Frauenzimmer, auf eine neue, kurze, deutliche, bündige und angenehme Art erwiesen [1]).

Zu diesen Gedanken hat mir ein großer Philosoph und ein artiges Frauenzimmer, zwo Gattungen von Personen, die bey mir viel Hochachtung haben, Gelegenheit gegeben. Der Philosoph ist Herr Wolf, und das Frauenzimmer die Phyllis, von welcher eine Antwort auf Germann's Brief in dem ersten Stücke der Belustigungen vorigen Jahres steht [2]). Herr Wolf hat in einem Theile seiner Marburgischen Nebenstunden zu zeigen gesucht, wie ein Arzneygelehrter den Sternkundigen nachahmen müsse: und Phyllis sieht die Mannspersonen als Spielsachen des Frauenzimmers an. Sie wird es mir nicht übel nehmen, wenn ich mit vorhergehender Versicherung aller Hochachtung gegen ihre Person unbekannter Weise, und gegen ihr Geschlecht bekannter Weise, ihren Satz umkehre, und die Mannspersonen als Kinder, die Frauenzimmer aber als Spielsachen ansehe, und zu zeigen suche: wie die Mannspersonen bey Beobach-

1) S. Schwabe's Belustigungen des Verstandes und Witzes vom Jahre 1742, S. 416 ff.

2) Ich weiß zwar nicht, ob ich diese Phyllis unter die Mannspersonen, oder unter das gelehrte oder ungelehrte Frauenzimmer rechnen soll. Doch weil uns Alles angenehmer ist, was wir vom Frauenzimmer haben, so will ich immer die erste Gelegenheit meiner Gedanken einem Frauenzimmer zuschreiben. Dies zum Grunde gelegt, so kann ich auch versichert seyn, daß sie ein artiges Frauenzimmer ist, weil sie mit Germann Briefe wechselt.

tung ihrer Pflichten in Absicht auf das Frauenzimmer demjenigen nachahmen sollen, was Kinder mit ihren Puppen thun.

Ich verbinde mich nicht, alle diese Pflichten systematisch auszuführen. Ich habe auch Herrn Wolf's Abhandlung nicht bey der Hand, daß ich die meinige darnach einrichten könnte. Ich wage nur einen kleinen Versuch, wie man das principium reductionis oder den Grund der Verkehrung hier anbringen könne, da das, was in einem Falle geschehen muß, aus dem, was in einem ähnlichen Falle geschieht, hergeleitet wird. Man wird von mir eine philosophische Schärfe nicht fodern, denn diese würde weder mich im Schreiben, noch Andere im Lesen belustigen.

Es wird Niemand daran zweifeln, daß zwischen den Mannspersonen und dem Frauenzimmer eben das Verhältniß ist, wie zwischen den Kindern und den Puppen. Zum Beweise dürfte ich mich nur darauf berufen, daß viele Mannspersonen in ihrer Aufführung beym Frauenzimmer im höchsten Grade kindisch sind, und daß viele Frauenzimmer nicht viel mehr, oder doch nicht viel vernünftiger zu reden wissen, als eine Puppe. Doch ich will diese Gedanken nicht zum Grunde meiner Abhandlung legen. Die Aufführung der Kinder in Absicht auf ihre Spielsachen soll mir zu Betrachtungen über die Pflichten der Mannspersonen, in Absicht auf das Frauenzimmer, Gelegenheit geben.

Wie man nicht leicht ein Kind antreffen wird, das ein abgesagter Feind von Spielen ist, so läßt sich auch die Regel mit einer moralischen Allgemeinheit abfassen, daß alle Mannspersonen dem Frauenzimmer gewogen sind. Oft sind es diejenigen am meisten, denen man es am wenigsten zutrauen sollte, wie Kinder, die in Gegenwart Fremder recht altklug thun, oft am liebsten spielen. Es giebt Kinder, die Confect oder Obst den Spielsachen vorziehen. Und eben so ist manchen Mannspersonen eine mit Speisen und Weingläsern beschwerte Tafel

wichtiger, als weiß und rothe Wangen.

Hagedorn.

Aber sie bekehren sich öfters sehr plötzlich:

Die junge Phyllis kommt gegangen,
Und man erblickt, wo so viel Liebreiz blitzt,
Nichts Wichtigers, als ihre schönen Wangen.

Ebenders.

Ein guter Freund von mir steht in dem Gedanken, die tiefsinnigen Gelehrten, und insbesondere die tiefsinnigsten unter den tiefsinnigen Gelehrten, die Mathematikverständigen, wären dem Frauenzimmer am gefährlichsten. Doch er wird mir erlauben, hieran zu zweifeln, so lange er mir unter den Leandern, Horazen, Oronten, Erasten, den Chevaliers und Marquis, und allen andern Comödienhelden keinen zeigen kann, der von einer gegebenen krummen Linie den radium osculi zu finden gewußt, oder dem es bekannt gewesen wäre, daß ein Sternkundiger der Königinn Berenice ihre tête moutonnée (ich weiß nicht, ob ich im Deutschen sagen soll, ihr Mutonnchen, ihr Budelchen, oder ihr Schafköpfchen) unter den Gestirnen verewigt hat.

Auch über der Kinder Gemüther hat die Schönheit Gewalt. Meine Vorgängerinn, Phyllis, merkt es an, daß die Kinder gern schöne Spielsachen haben. Der Grund davon läßt sich aus der Psychologie zeigen. Doch das ist die Materie einer viel gelehrtern und tiefsinnigern Abhandlung, als gegenwärtige seyn darf. Jetzt nehme ich dies aus der Erfahrung an, und rechtfertige aus dieser Erfahrung auch die Mannspersonen, bey denen die Schönheit eine von den Ursachen ist, warum sie ein Frauenzimmer hochhalten. Doch sie sollen hier nicht auf die Schönheit allein, sondern auf andere Vollkommenheiten, die ein Frauenzimmer liebenswürdig machen, sehen. Auch dies lehrt sie das Beyspiel der Kinder. Man schenke einem Kinde eine Schäferinn mit dem artigsten Wachsgesicht und mit einem großen Fischbeinrocke und einer neumodischen Haartour, wie die Schäferinnen bey den Nürnbergern und die Tragödienheldinnen bey den Franzosen gehen: das Kind wird mehr Freude darüber haben, als über ein Drechslerpüppchen, das ein apfelrundes Gesicht und ein Spänchen statt der Nase hat; allein man gebe dem Kinde die Wahl unter der vorigen Schäferinn, die weiter zu nichts taugt, als auf dem Flecke still zu stehen, wo man sie hinsetzt, und unter einer Puppe, die etwa zu gewissen Bewegungen geschickt ist, oder an der es sich mit Aus- und Anziehen beschäftigen kann: ich bin versichert, es wird nach der letzten greifen, gesetzt auch, daß sie kein so schönes Lärvchen hätte. Sieht also das Kind nicht auf mehr Vollkommenheiten, als auf die bloße Gestalt? Ich werde ihm sogar einen guten Geschmack zuschreiben, wenn es ein weißes und wohl-

proportionirtes Wachsbildchen einem Hampelmanne, den seine Häßlichkeit vollkommen macht, vorzuziehen weiß. Aber hier will ich die Anwendung nicht machen. Es ist besser, daß etliche Mannspersonen einen üblen Geschmack in Absicht auf die Schönheit des Frauenzimmers haben, als daß sie alle einen guten Geschmack hätten. Allzu einige Urtheile sind hier öfters die Quellen von gefährlichen Uneinigkeiten. Und wo wollten Gesichter, die ihre Ungestalt hinter nichts, als hinter den Geldsäcken verstecken können, Männer herbekommen, wenn nicht manche Mannspersonen den Kindern glichen, die, wenn sie ein Kleid voll Flittergold blendet, eben nicht darauf sehen, ob die Gesichtszüge ihrer Puppe so gar regelmäßig sind. Das wird ein schläfriges Kind seyn, das, wenn es sich aus vielen Spielsachen etliche nehmen soll, keinen Entschluß fassen kann, sondern die Wahl seiner Wärterinn oder Mutter überläßt: allein des andern Eigensinn werde ich auch nicht billigen können, welches dasjenige haben muß, was es sich einmal in den Kopf gesetzt hat, man mag ihm dawider Vorstellungen machen, wie man will. Eben so wird der gehorsame Sohn kein Lob bey mir verdienen, der mit vollkommener Gleichgültigkeit erwartet, was ihm sein Vater für eine Ehegattinn aussucht. Die Vergnügungen werden gewiß sehr matt seyn, die ein solcher Kaltsinn mit seinem Schatze genießen wird: doch vielleicht ist dieser Fehler nicht allzu gemein. Mehre verfallen in den entgegengesetzten, und wählen wider die Vernunft, und wider den Willen ihrer Eltern; und ihre Wahl ist desto schädlicher, weil daraus nicht etwa, wie bey den Kindern, der Verlust des wenigen Geldes, das ein Spielzeug kostet, sondern ihr und ihrer Geliebten Unglück folgt.

Wenn der wächserne Engel Verstand besäße, den das kleine Suschen so lieb hat, wie würde er sich nicht die Gunst seiner Beherrscherinn zu Nutze zu machen wissen, die lieber alle übrigen Spielsachen, und was ihr noch angenehmer ist, als die Spielsachen, alles Confect entbehren würde, ehe sie diesem Bilde das geringste thun ließe. Die fleischernen Engel (wenn ich mich einer Redensart bedienen darf, die noch im Anfange des jetzigen Jahrhunderts schön war) besitzen nur allzuviel Verstand, die Gewalt zu merken, die sie über ein Herz haben; und sie werden diese Gewalt allzuleicht mißbrauchen, wenn man sich nicht frey zu stellen

weiß, ob man gleich ein Sklave ist. Wo ich mich nicht irre, so steht in den Regeln ohne Verdruß zu lieben, die der Hr. v. Canitz aus dem Französischen übersetzt hat, etwas, das hieher gehört. Meine Leser werden mich entschuldigen, daß ich ihnen die Verse nicht herschreiben kann. Ich habe meinen Canitz einem Frauenzimmer geliehen, und sie hat selbigen so lange bey sich, daß ich hoffe, sie werde mich und mein Buch so glücklich machen, ihn zu behalten. Auf dem Christmarkte, der bey uns vor den letzten Weihnachtsfeyertagen gehalten ward, traf ich die Frau *** an, die sich ihren zweyjährigen Knaben nachtragen ließ. Das Kind ergötzte mich durch sein unschuldiges Lächeln über die Menge von Spielsachen, von denen es da das erstemal so viel beysammen sah. Es las sich aus einer Bude das aus, was ihm am besten gefiel. Aber es bezeigte keine störrische Begierde, das vor allem andern zu haben. Es gab mir sogar willig sein Schäfchen, da ich es verlangte, und verbiß auch bey so zartem Alter den Schmerz, den ihm der Verlust eines kaum besessenen Gutes machte. Glückseliges Kind! dachte ich bey mir, wenn du in etlichen Jahren gegen die lebendigen Spielsachen so viel Gleichgültigkeit bezeigen kannst!

Weil Niemand für seine zukünftigen Thorheiten Bürge seyn kann, so will ich auch nicht dafür reden, daß ich mich einmal verlieben könnte. Auf diesen Fall habe ich an meine zukünftige Herzenskönigin eine Liebeserklärung im voraus fertig gemacht, indem ich befürchtete, ich möchte hernachmals in allzu großer Verwirrung seyn, wenn ich sie brauchte. Diese Liebeserklärung läßt sich vielleicht hier anbringen. Für die beyden ersten Sylben ist leerer Platz gelassen. Ein jedes Frauenzimmer, das einen zweysylbigen Namen hat, kann solchen hinein setzen, wenn es ihr gefällig ist. Sollte aber auch eine, deren Name drey oder vier Sylben hat, gern denselben in dieser Ode sehen, so beliebe sie nur zu befehlen, ich will ihr alsdann zu Gefallen die ganze erste Zeile ändern. Hat doch wohl mancher Dichter eher, einem Thoren zu Gefallen, ein ganzes Gedicht geändert.

Ode.

— — kann mein Glück mir geben,
Doch sie macht mir keine Pein;

Unterthan will ich ihr leben,
Aber nicht ihr Sklave seyn.
So soll sie kein Herz verehren,
Wie das meine sie verehrt:
Doch, will sie es lieben lehren,
Halte sie es liebenswerth.

Ja, ihr Blick soll mich entzünden,
Lenket ihn die Freundlichkeit:
Keine Glut werd' ich empfinden,
Wenn er mir Verachtung dräut.
Eh' ich mich zu Tode sehne,
Werd' ich mich von ihr befreyn:
Ist sie gleich, wie Engel, schöne,
Grausam wird sie häßlich seyn.

Hannchen hatte einer Jungfer mit einem allerliebsten Wachsgesicht auch ihren Namen beygelegt. Diese beyden Namensschwestern waren rechte Herzensfreundinnen. Das lebendige Hannchen redete gegen das andere mit der größten Vertraulichkeit. Und ungeachtet das leblose Hannchen von diesen Reden gerade so viel verstand, als viele Frauenzimmer von den Versen ihrer Liebhaber, so machte es doch eine recht verständige Miene dazu, und konnte sich rühmen, niemals mit einem Worte oder mit einer That seiner Gespielinn Verdruß gemacht zu haben, dafür es denn auch allezeit in dem besten Platze der Spielköthe auf das sorgfältigste aufgehoben ward. Doch, eine so beständige Freundschaft, und ein so großes Glück konnte das tyrannische Schicksal ohne Neid nicht ansehen. Ja, es suchte das unmenschliche Ergötzen, die belebte Freundinn zur Mörderinn der unbelebten zu bestimmen. Bey einer der größten Vergnügungen, die sich beyde mit einander machten, führte es der ersten unvorsichtige Hand so unglücklich, daß die unschuldige Gesellinn einen ihr tödtlichen Sprung vom Tisch auf die Erde that. Das Gesichtchen ging in Stücken. Wo das Gesicht verdorben ist, da ist eine Puppe bey den Kindern, wie ein Frauenzimmer bey Mannspersonen, todt. Hannchen! wo ist der Meister in der Kunst, zärtlich zu klagen, der deine thränenden Augen, deine reizenden Hände, deinen ächzenden Mund lebhaft genug abschildern kann? Eine halbe Stunde ver-

geht, ehe du ein Zuckerbild, das man dir darbeut, ansiehst. Du erblickst es endlich, du ergreifst es, und ein lächelndes Ergötzen darüber vergräbt den vorigen Schmerz.

Ich ziehe aus diesem Exempel keine Regel. Ich habe es nur hieher geschrieben, um es nicht zu vergessen, wenn ich etwa einmal einem Wittwer ein Hochzeitgedicht machen werde, der sich mit seiner ersten Frau wollte lassen in's Grab legen, da sie ihm in den Wochen starb.

Hannchen's Schatz, der kleine Philipp (denn das ist bekannt, daß bey uns ein vierjähriges Mädchen einen fünfjährigen Schatz haben muß), ist ganz anderes Sinnes, als seine Liebste. Weit gefehlt, daß er sich über den Untergang seiner Spielsachen betrüben sollte; er bringt sie vielmehr selbst zu seinem Vergnügen um. Kein österreichischer Husar hat so viel preußische Soldaten hingerichtet, als er Puppen. Das Spielzeug, das er mit der größten Sehnsucht erwartet, und mit der größten Freude empfangen hat, ist allzu glücklich, wenn es ihn drey Tage lang belustigen kann, und nachher kein Unglück weiter hat, als mit Verachtung in den nächsten Winkel geworfen zu werden. Die grausame Gemüthsart dieses Knaben hat seine haushältige Mutter auf den Einfall gebracht, daß sie ihm die Spielsachen, die bey ihm lange in Gewohnheit bleiben sollen, nur selten giebt, und daß sie ihn öfters mit einer Puppe mehr als einmal erfreut, wenn sie solcher etwa ein neues Kleid gegeben, oder sonst eine Veränderung von der Art mit ihr vorgenommen hat.

Die Gunst eines Frauenzimmers ist bey vielen Mannspersonen nur

Ein flüchtig Wohl, das Wahn und Sehnsucht färben.
Haller.

Die Schwierigkeiten, dieselbe zu erhalten, macht sie ihnen schätzbar. Sind diese Schwierigkeiten überwunden, so handeln sie wie Philippchen, der sich ein halbes Jahr auf den heiligen Christ gefreut hat, und seit dem Anfange des Decembers fromm gewesen ist, und sich doch schon den andern Weihnachtsfeyertag aus allen erhaltenen Spielsachen nichts mehr macht. Ihr ganzer Lebenslauf steht beym Hagedorn in einer Zeile:

Erblicken, wünschen, flehn, genießen, und sich scheiden.

Ein Frauenzimmer, das über die Herzen solcher Mannsbilder lange herrschen will, muß den Monarchen nachahmen, die ihre Unterthanen mehr durch Grausamkeit, als durch Liebe regieren. Wie die Poeten auch dasjenige nicht verschweigen können, was ihren eigenen Absichten schadet, so hat der englische Dichter Cowley seine Geliebte selbst erinnert, sich gegen ihn als eine Gebieterinn, und nicht als eine Freundinn aufzuführen. Seine Gedanken sind ungefähr folgende: [1])

Du mußt als Königinn, soll man dich weise nennen,
Zwar nicht Tyranninn seyn, doch nicht zu viel vergönnen.
Jetzt wünsch' ich dich allein, du scheinst mir eine Welt:
Doch überwind' ich dich, so bin ich, wie der Held,
Mit dem nach Scythien die Griechen siegend dringen:
Ach! sprach er, soll ich denn nur Eine Welt bezwingen?
Die Göttinn, die entfernt sich meinem Auge zeigt,
Wird nur ein Weibsbild seyn, wenn sie sich näher neigt.
Laß deine Gütigkeit mich nicht zu vieles lehren,
Ein Geist, der viel gelernt, pflegt Götter schlecht zu ehren.

Doch überdies wird vielleicht ein Mittel seyn, viele dergleichen flüchtige Seelen beständiger zu machen, wenn ein Frauenzimmer sich bemüht, ihnen so viel Vollkommenheiten zu zeigen, daß ihnen die beständige Betrachtung einer einzigen so leicht keinen Ueberdruß machen kann, und wenn es an das gedenkt, was Haller seiner Doris sagt:

Die Schönheit fesselt dir die Geister,
Und deine Tugend hält sie fest.

Ich würde noch allerley sagen können, wenn ich mich länger aufhalten wollte. Ich würde von den Kindern reden können, die vor Neid gleich zu weinen anfangen, wenn andere ihre Puppen nur ansehen wollen; von den Kindern, die, ungeachtet sie selbst einen Ueberfluß an Spielzeug haben, sich dennoch die Zeit lieber mit dem verkürzen, was fremden gehört; von denen, die sich um die nichtswürdigste Puppe mit einander zanken; von denen, die gern schöne Puppen haben, und gleichwohl darnach nicht wissen, wie sie damit umgehen sollen; von denen, die immer noch gern

1) S. Cowley's Mistress. p. 32. Against Fruition.

puppen, wenn sie ihr Alter gleich schon zu ernsthaftern Beschäftigungen bestimmt u. s. f. Doch ich habe schon so lange gespielt, daß ich befürchte, meine Leser werden es beynahe überdrüssig seyn. Vielleicht halten es mir auch wohl einige für übel, daß ich auf die Handlungen der Kinder so viel Aufmerksamkeit richten können. Doch diesen werde ich antworten, was Grotius seinem Freunde antwortete, der ihn wegen Lesung des Terenz tadelte: Knaben lesen den Terenz anders als Erwachsene, sagte er. Wenn ich mit Fiekchen tändle, so habe ich dabey öfters ernsthaftere und nützlichere Betrachtungen gehabt, als ein junger Herr, wenn er mit seinen Schönen die galantesten (artigsten würde doch nicht galant genug klingen) Unterredungen gehalten. Man sey nicht etwa so einfältig, und bilde sich ein, ich habe durch diese Abhandlung die philosophischen Sätze, auf die ich mich hin und wieder gestützt, verspotten wollen. Man erniedrigt hohe Wahrheiten nicht, wenn man sich bisweilen damit belustigt. Die Mathematik hat nichts von ihrer Hochachtung verloren, seitdem Hugen, Bernoulli, Sauveur und Andere sie bey den Spielen angebracht haben. Des Herrn Wolf's Name wird auch nicht entweyht werden, wenn er neben der Phyllis ihrem steht. In dem Hirtengedichte Virgil's, da zween Schäfer einander Räthsel aufgeben (es ist mir zu mühsam, aufzustehen und nachzuschlagen, welche Ekloge es sey), sagt einer zum andern: Wenn du mein Räthsel auflösen wirst,

Eris mihi magnus Apollo.

Der andere spricht: Wenn du meine Frage beantworten wirst,

Phyllida solus habeto.

Das Glück, die Phyllis zu besitzen, wird also so hoch geschätzt, als die Ehre, dem Apollo verglichen zu werden. Ein Name, dem das Alterthum so viel Hochachtung erwiesen, kann wohl neben Herrn Wolfens Namen stehen.

XVIII. Gedanken über die christlichen Tragödien [1].

Man hat den Namen einer christlichen Tragödie dem Polieukt beygelegt; man könnte ihn mit eben dem Rechte der Alzire und Zaire geben. Dasjenige, was diese Stücke mit einander gemein haben, liegt darin, daß einige von den Hauptpersonen darin Christen sind, und von der Erkenntniß der geoffenbarten Religion bey ihren Handlungen regiert werden. Außer diesen Stücken giebt es noch solche Schauspiele, deren Inhalt eine biblische Geschichte ist, wie z. E. des Racine Athalja und Esther. Alle diese Tragödien könnten unter dem Namen geistlicher Stücke begriffen werden.

Die Meynungen über dergleichen Stücke sind getheilt. Die Hochachtung für die Religion giebt ihnen bey einem Theile der Zuschauer noch mehr Stärke. Aber eben diese Hochachtung für die Religion ist der Grund, den andere anführen, sie zu verwerfen. Ich habe nachgedacht, welchem von beyden Theilen beyzutreten sey? Und mich däucht, daß die Empfindung des ersten Theils sich durch Gründe rechtfertigen läßt, und daß der andere unrecht thut, wenn er Stücke, darin die Religion erwähnt wird, vom Schauplatze verbannen will.

Das setze ich voraus, daß der Verfertiger eines Schauspiels die Absicht nicht haben soll, die Geheimnisse des Glaubens zu erklären. Die Schaubühne ist nicht der Ort dazu. Hierin bin ich

1) S. Schwabe's Belustigungen des Verstandes und Witzes vom Jahre 1742, Heumonat, S. 116 ff.

mit den Gegnern der geistlichen Trauerspiele eins. Aber ich habe andere Gründe meiner Meynung, als sie. Ich behaupte es nicht deswegen, als ob die Schaubühne zu unheilig dazu wäre. Der Hörsaal eines philosophischen Lehrers ist nicht unheilig; aber es wird eben so unrecht seyn, wenn der Philosoph die Sätze, die der christlichen Religion eigen sind, erklären, oder die Gebetsformeln eines Predigers von der Kanzel auf den Katheder bringen will. Unsere Glückseligkeit erfodert es, daß wir alle diese Wahrheiten wissen: aber die Ordnung der Republik verlangt es auch, daß Niemand sich aufwirft, sie öffentlich vorzutragen, als den der Staat nach einer genugsamen Prüfung dazu für tüchtig erkennt.

Allein was bemühe ich mich lange, dem Poeten das zu untersagen, was er niemals thun wird, wenn er die Regeln des Theaters versteht. Nur ein Hanns Sachs kann die Kinder Adams die Hauptstücke herbeten lassen. Wenn ich den lächerlichen Fehler wider die Zeitrechnung bey Seite setze, so ist das, was ihn am meisten tadelhaft macht, eben nicht, daß die Kinder den Katechismus hersagen. Die Griechen lasen in ihren Schulen den Homer. Aber ich würde es eben so sehr mißbilligen, wenn ein Dichter griechische Kinder aufführte, die schönsten Stellen aus dem Homer herzusagen. Die Wahrheiten, die wir vor der Schaubühne lernen, sollen uns nicht durch trocknes Hersagen gelehrt, sondern durch lebhafte Handlungen eingedrückt werden. Mein Begriff also von geistlichen Tragödien ist dieser: Es kommen darin Personen vor, die von den Wahrheiten der Religion überzeugt sind, und deren Ueberzeugung der Grund ist, warum man sie gewisse Handlungen unternehmen sieht. Das Hauptsächlichste also, was diese Stücke besonders haben, kommt auf die Bewegungsgründe an, nach denen die vorgestellten Personen handeln. Es sind nicht Sätze der sich selbst gelassenen Vernunft, sondern der Offenbarung.

Sollte es denn nun wohl unrecht seyn, solche Stücke aufzuführen? Ueberhaupt wird es wohl nichts Strafbares seyn, wenn ein Poet es unternimmt, ein Gedicht (ich sage ein Gedicht, und nicht ein Schauspiel) in dergleichen Geschmack zu machen. Der Grund von des Tasso befreytem Jerusalem ist die Religion; aber ich erinnere mich nicht, daß dieses an ihm ist getadelt worden.

Doch ich irre mich. Es wird eben so unrecht seyn, ein Hel-

dengedicht von einem Märtyrer zu machen, als eine Tragödie. Und überhaupt ist es gar nicht erlaubt, von geistlichen Dingen in Versen zu reden. Der Beweis, welcher von den Feinden der geistlichen Tragödien geführt wird, bringt mich auf diese Gedanken. „Auf dem Theater, sprechen sie: da wo so viel Lächer„liches, so viel Spötterey, so viel den guten Sitten Zuwiderlau„fendes vorgebracht wird, schickt es sich nicht, von heiligen Sa„chen zu reden.“ Wird es sich also wohl in der Poesie schicken, die zu allen Zeiten auch von witzigen Köpfen zu den leichtsinnigsten Sachen ist gemißbraucht worden?

Eine hochgetriebene Zärtlichkeit kommt beynahe eben so heraus, als wenn ein Liebhaber von Schildereyen sich ein Gewissen machen wollte, die Abbildung eines bereuenden Petrus in eben dem Zimmer zu lassen, in dem auch ein Bauerstückchen oder eine Schäferinn stünde. Ich sage mit Fleiß eine Schäferinn, und nicht etwa eine schlafende Venus. Denn ich finde auch auf dem Theater, wo die geistlichen Tragödien gespielt werden, das Aergerliche nicht, das ihre Gegner daselbst suchen. Wenn etwa selten eine Zweydeutigkeit vorkommt, an der vielleicht der Zuhörer mehr Schuld hat, als der Komödiant, so wäre es zwar besser, daß auch diese wegblieben; allein ich sehe nicht, warum deswegen geistliche Stücke wegbleiben sollen.

Ich nehme hier ein regelmäßiges Theater an. Denn ich glaube nicht, daß die Alzire und der Polieukt auf eine Schaubühne kommen werden, die auch das Paradies mit Adam, Eva und Hannswurzsten darin vorzustellen gewohnt ist.

Wahrheiten, denen man Ehrfurcht schuldig ist, werden dadurch entheiligt, wenn man etwas vornimmt, welches Gelegenheit giebt, sie geringer zu schätzen. Das geschieht aber durch die Tragödie nicht. Wir halten eine gute Sittenlehre hoch, wir mögen sie im Plato oder im Euripides finden. Glaubt man denn etwa, der Zuschauer werde in der Zaire daran gedenken, daß vor ein paar Tagen, auf eben dem Theater, der Lederhändler von Pergamo aufgeführt worden? Was für Gedanken müßte man sich wohl von der Einbildungskraft dieses Zuschauers machen, bey dem das Bild einer vor etlichen Tagen geschehenen Thorheit lebhafter ist, als der Eindruck, den ein gegenwärtiges Stück in seine Sinne macht? Von einem solchen Menschen hoffe ich, daß er

selbst an den heiligsten Oertern, und bey den ernsthaftesten Handlungen, werde Gelegenheit zu lustigen Einfällen, wo nicht finden, doch nehmen können.

Aber das macht vielleicht die Sache strafbar, daß die lehrreichen Aussprüche von dem Komödianten nicht der Erbauung, sondern eines schändlichen Gewinns wegen vorgebracht werden. Ich weiß nicht, was man mit diesem Einwurfe sagen will, ungeachtet ich ihn oft habe vortragen hören. Entweder der Stand des Komödianten ist unerlaubt und aller sein Gewinn schändlich. So eifere man denn wider die Schauspiele überhaupt, und nicht wider die geistlichen Stücke. Oder es läuft nicht wider die guten Sitten, dem Komödianten für den Eingang zum Sterbenden Cato Geld zu geben; so sage man mir, womit die Alzire dieses Geld vergiftet? Warum ist es unerlaubt, geistliche Stücke aufzuführen? Weil es um schändlichen Gewinns willen geschieht. Warum ist dieser Gewinn schändlich? Weil er für geistliche Stücke gegeben wird. Schlüsse von der Art habe ich unter dem Namen eines Circuli in demonstrando verwerfen lernen, wie mir mein Hauspräceptor die Logik über Großer's Pharum intellectus erklärte. Ich nehme nochmals das an, daß ich Gegner habe, welche die Lebensart des Komödianten überhaupt nicht für schändlich halten, und von diesen möchte ich gern sehen, wie sie Den entschuldigen wollten, der ein erbauliches Buch seines Gewinnstes halber verlegt. Denn wenn auch der Komödiant, wegen Aufführung eines geistlichen Stückes, kein Lob verdient, weil er seines Gewinnstes wegen eben so gern etwas Eitles hersagen würde: so benimmt dieses dem Werthe der Stücke, und dem Vortheile, den ein Liebhaber derselben daraus ziehen kann, nichts. Ich will mich jetzt nicht darauf berufen, daß die wichtigsten Wahrheiten öfters von eitlen Personen, als ein Handwerk, zur Erhaltung ihres Lebens vorgetragen werden, und daß dieses doch den Werth dieser Wahrheiten nicht mindert. Ich will nur das erwähnen, daß man ja in den Schauspielen nicht an den Komödianten, sondern an die Personen denkt, die er vorstellt. Er muß uns ja öfters zu lachen machen, wenn wir gleich wissen, daß es ihm viel ernsthafter um's Herz ist. Weswegen sollte er uns denn nicht in einer geistlichen Tragödie rühren können, wenn wir gleich wissen, daß nur der Mund bey ihm redet? Es ge-

hörte zu seiner Kunst sowohl, als zu der Geschicklichkeit des Poeten, den Zuschauer so zu betrügen, daß er von längst vergangenen oder gar erdichteten Begebenheiten, eben so, als wären sie gegenwärtig, eingenommen wird. Wenn der Komödiant unrecht thut, daß er geistliche Stücke vorstellt, ohne selbst Hochachtung für die Religion zu haben, was macht ihn dann wohl strafbar? Nicht die Vorstellung geistlicher Stücke, sondern die Verachtung der Religion. Er würde gewiß dadurch nicht frommer werden, daß er lauter Harlekine und Scaramutze vorstellte.

Ich habe einen weitläuftigen Streit über die geistlichen Tragödien mit einem Feinde derselben gehabt. Da er mich durch alle die Gründe, die ich schon angeführt habe, nicht überzeugen konnte, so berief er sich auf den Eifer, den die Kirchenväter dawider bezeugt hätten. Ich wandte ihm ein, die Schauspiele, von denen diese Männer geredet hätten, wären von ganz anderer Art gewesen. Man kenne das römische Theater als eine Schule aller Ueppigkeit und Leichtfertigkeit, und es ließen sich die Aussprüche, die davon gefällt worden, gar nicht auf das heutige ziehen [1]). Er ging mißvergnügt aus meiner Gesellschaft, und weil er bey den größten Stücken hauptsächlich darauf getrotzt hatte, daß es unrecht sey, um Gewinnstes willen dergleichen aufzuführen, so übersandte er mir einige Zeit nachher ein Handbriefchen, worin er mir schrieb: Er wundere sich, daß Niemand von den Vertheidigern der geistlichen Tragödien l. 2. π. de his qui not. inf. gelesen hätte, dessen Worte diese wären: „Wer heutzu„tage von Christo oder einem Märtyrer eine Tragödie spielt, „der werde nicht unehrlich, wenn nicht (dieses wenn nicht hatte er mir unterstrichen und dazu geschrieben, daß es bey den Komödianten geschehe) dieses um Gewinnstes willen geschehe." Ich gebe mich zwar weder für einen großen Rechtsgelehrten noch Antiquitätenhelden aus, doch so viel war mir wohl bekannt, daß in den Pandecten, die aus den Schriften heidnischer Rechtsgelehrten gesammelt sind, etwas, das die christliche Religion angeht, nicht so vortheilhaft könne erwähnt seyn. Ich ging also zu einem guten Freunde, der sich auf die Rechtsgelehrsamkeit legt.

---

1) V. Carpzov. in Aristonis Chii Paradoxon: ὁμοιον εἰναι τῳ ἀγαθῳ ὑποκριτῃ τον σοφον. Lips. 1742. Sect. I. cap. 10.

Ich schlug mit ihm in dem römischen Gesetzbuche die erwähnte Stelle auf. Kein Wort war von den angeführten Worten da zu finden. Wir gingen den ganzen Titel durch, wir schlugen den 12. Titel des 2. Buchs im Codice nach, der ebenfalls von unehrlichen Personen handelte: nirgends fanden wir etwas, dadurch sich auch nur im geringsten die Verwunderung meines Gegners rechtfertigen ließe. Ich schrieb ihm also wieder: Ich verwunderte mich, daß er sich verwunderte, daß Niemand ein Gesetz gelesen hätte, welches nicht in der Welt wäre, und bäte ihn, wenn er sich inskünftige wieder auf die Rechte beriefe, nicht etwa die Anmerkung eines Rechtsgelehrten über ein Gesetz für das Gesetz selbst anzusehen. Denn so scheine es mir, daß sein jetziger Irrthum entstanden.

Ich kann nicht läugnen, daß, so erlaubt mir auch ein geistliches Stück zu seyn scheint, ich dennoch dafür halte, daß viel Behutsamkeit dabey nöthig sey. Die Dichtung muß so eingerichtet werden, daß die historischen Wahrheiten, denen wir so viele Hochachtung schuldig sind, unverfälscht beybehalten werden. Daher würde es nicht angehen, die Person auf das Theater zu bringen, der wir keine andere Worte in den Mund legen dürfen, als die wir in der Schrift von ihr aufgezeichnet finden, zu geschweigen, daß der kein Held der Tragödie seyn kann, der keine menschliche Schwachheit, eine nothwendige Eigenschaft des Tragödienhelden, an sich hat. So fromm die Absicht eines Heinsius bey Verfertigung seines leidenden Christus gewesen seyn mag, so wenig kann ich dieses Stück regelmäßig nennen, wenn auch gleich Rappolt ihm dieses Beywort zu erwerben alle Vorschriften des Aristoteles verdreht.

Meine Absicht ist nur gewesen, die geistlichen Tragödien zu rechtfertigen. Auf die Frage lasse ich mich nicht ein, wie viel die Zuschauer aus einem solchen Stücke vergnügt werden. Es giebt Leute, denen alles ekelhaft ist, was mit der Religion einige Verbindung hat, und die es für eine Sünde wider den Wohlstand halten, viel Hochachtung dafür zu bezeigen. Es giebt andere, denen man dieses nicht nachsagen kann; sie sind gewohnt, ernsthafte Betrachtungen über die Religion anzustellen, aber sie wollen zu ihrer Belustigung etwas Leichtsinnigeres haben. Diese beyden Arten von Zuschauern werden freylich aus geistlichen Stük-

ken nicht viel Vergnügen schöpfen. Doch sie werden auch so vernünftig seyn, und ihre Urtheile andern nicht aufdringen.

Ich vertiefe mich in der gelehrten Historie nicht so sehr, daß ich auf die Menge der Zuschauer in unterschiedenen Stücken Achtung geben, und daraus etwas, wenigstens von unserm Geschmacke, folgern sollte. Doch das erinnere ich mich, daß die ersten Vorstellungen des Polieukt sehr vielen Beyfall gefunden, und auch solche Personen in die Schaubühne gezogen, die zuvor aus Vorurtheilen Feindinnen derselben waren. Ich weiß auch, daß man dieses Stück nachgehends beständig gern hat aufführen sehen.

Man darf sich nicht einbilden, daß man mich, weil ich die geistlichen Schauspiele vertheidigt habe, fleißig in denselben finden werde. Ich besuche sie so selten, als die übrigen Schauspiele; nicht aus dem Grunde, als ob ich darin etwas Strafbares fände, sondern aus dem, aus welchem Spinoza die Handlungen unterließ, die man für verboten erklärte, und die er für erlaubt hielt. Er fand kein Vergnügen darin. Ich will mir ausbitten, daß man dies Gleichniß nicht weiter ausdehne, als ich gethan habe. Denn ich wollte nicht gern die Schauspiele mit den Lastern, noch mich weiter mit dem Spinoza vergleichen.

XIX. Das angenehmste und sicherste Mittel, recht tugendhaft zu werden [1]).

Es ist fast Schade um meine Arbeit, daß sie in die Belustigungen kommen soll. Sie ist viel zu wichtig und viel zu besonders, als bloß zu belustigen. Ich bestreite einen Irrthum, den alle Welt für eine ausgemachte Wahrheit annimmt; ich erweise eine Wahrheit, die alle Welt als einen Irrthum verdammt: und zwar besteht diese Wahrheit nicht etwa in einer müßigen Betrachtung. Ich beschäftige mich nicht, eine algebraische Rechnung aus Wolfen abzuschreiben, oder einen metaphysischen Satz durch eine tiefsinnige Abhandlung zu verdunkeln. Mein Satz läuft in die Sittenlehre: er läuft nicht hinein; es ist der wichtigste Satz derselben. Ich will weisen, wie man zur Tugend kommen soll; ich will zeigen, daß die mürrischen Sittenlehrer unrecht haben, die uns zur Erhaltung dieser Absicht so strenge Regeln vorschreiben, daß kein Mensch Lust bekommt, tugendhaft zu werden. Ich will einen andern Weg zur Tugend weisen,

> der angenehmer blüht,
> Als jene rauhe Bahn. Günther.

Wären für die Untersuchungen moralischer Wahrheiten besondere Gesellschaften gestiftet, würden die Schriften dieser Gesellschaft in besondern Sammlungen gedruckt, wie dergleichen Ehre den unnützen mathematischen Wahrheiten widerfährt, so würde sich meine Abhandlung auf eine andere Art zeigen. Doch da

1) S. Schwabe's Belustigungen des Verstandes und Witzes vom Jahre 1742, Herbstmonat, S. 330 ff.

mein Eifer, für den Nutzen des ganzen menschlichen Geschlechts, mir nicht erlaubt, sie so lange zu verbergen, bis sie in eine Sammlung meiner Werke könnte eingedruckt werden: so thue ich am besten, daß ich das Mittel ergreife, wodurch ich sie allerley Leuten bekannt machen kann. Doch was halte ich mich so lange im Eingange auf? Es ist Zeit, daß ich die Entdeckung meiner Wahrheit selbst anfange.

Erinnert euch nur, wertheste Mitbürger und Mitbürgerinnen, ist euch nicht von Jugend auf von euren Aeltern und Lehrmeistern vorgesagt worden: wer recht tugendhaft werden wolle, der müsse alle Laster, alle Gelegenheit zu Lastern auf's sorgfältigste vermeiden, und im Gegentheile mit allem Eifer nach der Vollkommenheit streben? Haben euch nicht diese Eigensinnigen die empfindlichsten Ergötzungen vergällt, weil sie darin entweder etwas Böses, oder doch Gelegenheit zu etwas Bösem zu sehen glaubten? Aber beredet ihr euch denn wohl, daß sie euch recht geführt? Ihr wäret noch viel zu glücklich, wenn ihr Fehler nur darin bestände, daß sie euch die Tugend auf eine sehr widerwärtige Art gelehrt, die sie euch viel reizender hätten lehren können; aber ach! hierin seyd ihr betrogen. Auf dem Wege könnt ihr nicht einmal zur Tugend kommen, den sie euch gezeigt haben. Folgt mir, ich will euch zurechte führen. Wollt ihr recht tugendhaft werden: so werdet erst recht lasterhaft. Versagt euren Lüsten nichts. Gebraucht euch eures Lebens. Kein Laster halte euch durch seine Schändlichkeit ab, es zu begehen. Ich sage durch seine Schändlichkeit, denn sonst werdet ihr wohl selber so klug seyn und eine That bleiben lassen, wenn ihr deswegen solltet gehangen oder geköpft werden. Wenn ihr nach diesen Vorschriften handelt, so werdet ihr den höchsten Grad der Tugend erreichen. Das ist es, was ich euch beweisen will.

Befürchtet nicht, daß ich meinem Beweise eine ekelhafte Erklärung, was Tugend und Laster sey, voransenden werde. Das hört man ja von Jugend auf, und es ist bekannt, daß die Leute, die am wenigsten gehörige Begriffe davon haben, darüber am freyesten urtheilen. Ich kann das Papier, das ich der Erklärung geben müßte, nützlicher anwenden, meine Beweisthümer recht gründlich und weitläuftig auszuführen.

Was uns ungewöhnlich ist, das bewundern wir allezeit am

meisten. Das Heer jener entfernten Sonnen, die uns die Nacht entdeckt; den Weltkörper, der uns Leben, Licht und Wärme verleiht, betrachten wir niemals so aufmerksam, als eine verbrannte Erdkugel, die durch unsre Planetenbahn eilt, oder ein unreifes Gewitter, dessen zu zeitig entzündete Dünste den Himmel furchtbar erleuchten. Ist dieses richtig, so folgt, die Tugend wird bey dem nicht so sehr in die Augen fallen, der sich beständig in ihr geübt hat, als bey dem, der sich vor den Lastern gählings zu ihr bekehrt. Von dem ersten ist man das gewohnt, daß er lobenswürdige Handlungen vornimmt, und daher betrachtet man seine vortrefflichsten Thaten mit Kaltsinn: bey dem andern erstaunt man über alles, was nur einen Schein des Guten hat. Bey dem ersten wird die beständige Tugend ekelhaft werden, bey dem andern wird sie angenehm seyn, weil sie selten ist. So wird uns der Dichter mit seiner Gelehrsamkeit verdrüßlich fallen, in welchem jede Zeile ein Satz vom Newton oder Leibnitz ist; aber das wird uns angenehm seyn, wenn ein junger Reimer, alle seine Wissenschaft zu zeigen, in einem Hochzeitliede die beste Welt oder die copernicanische Planeten-Ordnung anführt. Also wird es bey weitem nicht so viel Ehre bringen, beständig tugendhaft gewesen zu seyn, als es nach vielen Lastern erst zu werden. Wer macht denn wohl das meiste Aufsehen? Ein Erbe, der von seinem vernünftigen Vater mit Geld umgehen gelernt, oder ein Sohn, dessen Munterkeit von einem geizigen Alten allzu enge Schranken gesetzt wurde? Niemand wird sich um den ersten bekümmern, denn er führt seine Wirthschaft noch eben so ordentlich fort, als er sonst gewohnt war; aber des andern veränderte Lebensart wird in der halben Stadt Lärmen machen. Horaz hat wohl niemals die schönste Stelle seines Homers,

— — — qui nil molitur inepte,

mit einem lächelnden Beyfalle beehrt. Aber dergleichen Ehrenbezeigung erzwingt sich von ihm

— — — — — — Chörilus,
Bey dessen Versen man verwundernd lachen muß,
Wenn er zuweilen noch was Leidliches getroffen.
Gottsched.

Auf eben die Art rührt das Unerwartete in der Tugend eines bekehrten Lasterhaften.

Nun bilde sich aber Niemand ein, als sey es ein strafbarer Ehrgeiz, zu dem ich hier Gelegenheit gebe. Nicht die Ehrbegierde darf uns antreiben, auf eine in die Augen fallende Art tugendhaft zu werden: unsere Pflicht verbindet uns dazu. Wir sollen durch unser Beyspiel so viel bessern, als möglich ist. Wir bessern aber allezeit desto mehr, je mehr unser Beyspiel Aufsehen macht. Ein Mensch, von dem man nach allen Regeln der Wahrscheinlichkeit geschlossen hat, er achte Gebet und Religion nicht viel, wird niemals mehr erbauen können, als wenn er in vieler Gegenwart, bey einer Gelegenheit betet, da es gar nicht gebräuchlich ist. Denn da kann kein Spötter sagen: er habe sich nach der Mode gerichtet, oder das Beten sey ihm so gewöhnlich. Wenn man aber die Ehre und die Erbauung, von denen ich geredet habe, bey Seite setzen will, so ist doch leicht zu sehen, daß es nicht möglich sey, recht tugendhaft zu werden, ehe man recht lasterhaft gewesen. Die Laster haben allezeit gewisse scheinbare Annehmlichkeiten; wer ist wohl fähig, ihnen diese Larve abzuziehen, und sie in ihrer natürlichen Häßlichkeit zu betrachten? Derjenige gewiß nicht, der sie nur von weitem sieht; so wie Der nimmermehr die gelbe Haut eines Frauenzimmers und ihr pockennarbiges Gesicht erkennen wird, der sie niemals in der Nähe gesehen hat. Man bilde sich nicht ein, daß die Schriften der Sittenlehrer uns die wahre Gestalt der Laster genugsam entdecken, und einem Tugendhaften also eben das sind, was einem jungen Herrn das Fernglas ist, wenn seine blöden Augen nicht von der Stutzerporkirche in die Weiberstühle reichen. Es ist doch allezeit noch ein Unterschied unter einer Sache, die uns nahe ist, und dem Bilde einer Sache, die uns von dem Fernglase genähert wird. Ueberdies weiß man wohl, daß einem geschminkten Gesicht die Farbe zu nehmen mehr nöthig ist, als daß man es nur ansieht; und eben so wird man den Lastern die Schminke durch bloßes Ansehen nicht nehmen. Es gehört dazu ein genauer Umgang mit ihnen. Nur der Mensch, der es empfunden hat, was in ihnen am meisten reizend ist, der bey weitem nicht so viel Annehmlichkeiten gefühlt hat, wie er sich versprach, dem der öftere Genuß Ekel erweckt hat, der ist recht fähig, tugendhaft zu wer-

den. Was macht es, daß die Planeten sich in unveränderten Kreisen um die Sonne herum wälzen? Die Kraft, die sie stets vom Mittelpunkte zurück hält. Der Komet geht nur deswegen so geschwind von der Sonne hinweg, weil er so geschwind nach ihr zugegangen, weil er so nahe bey ihr gewesen ist. Wem dieses Gleichniß zu tiefsinnig vorkommt, dem will ich eine schöne Stelle aus dem hocherfahrnen Ovidius hersetzen. Sie steht in seinen Mitteln wider die Liebe im 529. Verse:

Mollior es, nec abire potes vinctusque teneris,
Et tua saevus amor sub pede colla premit.
Desine luctari, referunt tua carbasa venti,
Quoque vocant fluctus, hac tibi remus eat.
Explenda est sitis ista tibi, qua perditus ardes:
Cedimus? e medio iam licet amne bibas.
Sed bibe plus etiam quam quod praecordia poscunt,
Gutture fac pleno sumta redundet aqua.
Taedia quaere, mali faciunt et taedia finem;
Iam quoque cum credis posse carere, mane.
Dum bene te cumules et copia tollat amorem,
E fastidita non iuvet isse domo.

So lang diese Stelle ist, so habe ich sie doch ihrer Schönheit wegen nicht weglassen können, und ich thue mir mehr zu gute, daß ich diese einzige Stelle hier abgeschrieben, als ein Gelehrter, der zwölf alte Dichter aufgeschlagen, um eine besondere Bedeutung des Wortes officium zu bestimmen. Der Inhalt ist kurz dieser: wenn man der Liebe gegen ein Mädchen bald los werden will, so soll man sie so fleißig besuchen, bis man ihrer überdrüßig wird. Man mache nun die Anwendung auf den Lasterhaften. Er wird sich von seinen Neigungen nicht eher befreyen können, als wenn er ihnen eine Weile völlig den Zügel schießen läßt. Das Sprüchwort ist bekannt: daß wir stets das Verbotene begehren.

Es ist wahr, ein hoher Grad der Vernunft kann bisweilen wohl eben das wider die Laster wirken, was ich ihrem Genusse zugeschrieben habe. Ich will es nicht als ganz ungleich verwerfen, daß ein Mensch sehr nachzudenken gewohnt ist, den Schaden, den die Laster thun, aus Anderer Beyspielen, aus den Handlun-

gen, die ein Lasterhafter vornimmt, recht deutlich einsehen wird. Allein für diesen schreibe ich nicht. Ich habe erklärt, daß ich das Mittel zeigen will, auf eine angenehmere und sichrere Art tugendhaft zu werden. Aber es ist weder angenehm, so viel Betrachtungen anzustellen, noch sicher, daß uns die Betrachtungen allezeit helfen werden.

Wo findet sich der Weise,
Der nie die Tugend haß' und nie das Laster preise?

Ich gehe weiter. Ein Mensch, der auf dem Wege der Tugend gegangen ist, den ich vorschreibe, wird auch Andere viel besser anführen können. Er wird viel strenger in Verehrung der Tugend, viel hitziger in Bestreitung der Laster seyn. Denn vermöge dessen, was ich vorhin erwiesen habe, kann nur er die Laster recht hassen, weil nur er sie recht geschmeckt hat. Darum wird er von ihnen mit Eifer und Lebhaftigkeit reden können: gegen seine Vorstellungen werden die Vermahnungen eines Andern, der die Laster nur aus den Schriften der Sittenlehrer kennt, todt seyn. Denn die Begriffe sind an Lebhaftigkeit sehr unterschieden, die man aus der Empfindung hat, und die man sich nur durch die Einbildungskraft macht. Wir nehmen an Günther's Klagen Theil, wenn er nach Leonoren seufzt; aber bey allen Rasereyen bleiben wir kaltsinnig, die ein Dichter einer Schönen vorsagt, die niemals außer seiner Einbildung wirklich gewesen.

Hierzu kommt noch, daß Niemand Andere besser von Verführungen wird abhalten können, als Derjenige, welcher alle Gelegenheit dazu aus eigener Erfahrung weiß. Eine ganz unschuldige Mutter wird niemals die Unschuld ihrer Tochter sorgfältig genug bewachen können. Hieraus lassen sich die jungen Leute rechtfertigen, die sich vorgesetzt haben, inskünftige Andere zur Tugend anzuführen, und die gleichwohl im geringsten nicht tugendhaft leben. Ihre Absicht ist lobenswürdig. Sie gehen nur deswegen so viele Classen von Lastern durch, damit sie inskünftige davon mit Erfahrung und Nachdruck sprechen können.

Doch den stärksten Beweis für meinen Satz habe ich bis zuletzt verspart. Zu dem Wesen eines Tugendhaften gehört es, stets mißvergnügt zu seyn. Weinen, Winseln und Klagen sind

die Kennzeichen, daran man ihn unterscheidet. Die böse Welt, die verderbten Zeiten, das Glück des Boshaften, das Elend der Frommen, sind für ihn ein unaufhörlicher Quell des Mißvergnügens. Aber wie kann wohl diese nothwendige Eigenschaft bey Demjenigen gefunden werden, der stets vernünftig gelebt hat? Er nimmt keine Handlungen vor, die ihn unglücklich machen könnten; er nimmt auch die widrigen Schicksale mit Gelassenheit an, weil sie von der Vorsehung kommen. Er hält es für eine strafbare Verwegenheit eines Menschen, die Einrichtung der besten Welt zu hofmeistern; er verdammt seine Mitbürger nicht gleich, wenn er an ihnen Fehler bemerkt; denn er erkennt, wie viel Fehler die Gnade des Schöpfers ihm verzeiht. Wie weit ist dieser nicht von der Tugend entfernt!

Aber man stelle sich einen Andern vor, der Alles begangen hat, wozu ihn seine Begierden antreiben. Er hat sich durch sein Verbrechen Krankheit, Armuth, den Haß der Vernünftigen, die Rache Gottes zugezogen. Die Kräfte zu sündigen entgehen ihm. Aus Verzweiflung entschließt er sich tugendhaft zu werden. Glückselige Veränderung! Nunmehr sieht unser Neubekehrter die Welt mit ganz andern Augen an. Alles ist bey ihm Eitelkeit. Alle, auch die erlaubtesten Vergnügungen sind boshaft. Er sucht alle Menschen von Lastern abzuhalten: denn er beneidet sie, daß er ihnen nicht Gesellschaft leisten kann. Er fühlt die natürlichen Strafen der Sünden. Nunmehr erreicht seine Tugend den höchsten Gipfel. Das Elend, in das ihn seine Uebertretungen gestürzt, preßt ihm tausend Klagen über die böse Zeit, über die verderbte Welt aus. Er wünscht sich zu sterben. Er hofft nämlich, nach seinem Tode diese Verbrechen zu vergessen, deren Andenken ihn jetzt quält. Er glaubt in einer Welt glücklicher zu seyn, wo er noch nicht gesündigt hat. So wächst er stets in der Vollkommenheit des Aechzens, des Weinens, des Seufzens, bis von seinen Freunden der Tod des tugendhaften Menschen bedauert wird.

Welch ein Vorzug des letztern Tugendhaften vor dem ersten! Was für ein Vortheil, den uns die Erkenntniß dieser Wahrheit bringt: man müsse recht lasterhaft leben, wenn man recht tugendhaft werden wolle.

Sie macht uns die Erhaltung der Tugend leicht und sicher:

sie führt zu der strengsten Beobachtung des Gesetzes der Natur. Ich kann nicht allen Nutzen erzählen, den sie uns bringt. Es ist diese Erkenntniß nicht so gar selten. Man darf nur die Lebensläufe tugendhafter Männer und Weiber, vergangener und gegenwärtiger Zeiten, ansehen; man wird darunter eine Menge finden, die von diesem Satze wohl unterrichtet gewesen sind. Es ist nicht nöthig, daß ich davon besondere Beyspiele anführe, denn ich habe aus Hrn. Wolf's Logik gelernt, daß es überflüssig sey, bey einer so gemeinen Erfahrung die Fälle zu erzählen, in denen man sie gemacht hat. Allein weil doch eben diese tugendhaften Seelen den Weg aus Neid so sorgfältig verbergen, auf dem sie zur Tugend gelangt sind, weil sie jetzt ganz andere Regeln vorschreiben, als die sie selbst beobachtet haben, so schien es mir eine Sache von Wichtigkeit zu seyn, daß ich eine so nothwendige Erkenntniß etwas gemeiner machte.

XX. Nachrichten aus der philosophischen Historie. Das ist: Thaten einiger Mondregentinnen [1]).

Vorbericht.

Wenn ich mir gleich den Kopf noch so sehr zerbrechen wollte, einige Lügen zu erdenken, wie ich in den Mond hinein und wieder heraus gekommen wäre; oder wie ich sonst das erfahren hätte, was ich in dem Folgenden erzähle: so würde mir es doch kein Mensch glauben. Es ist also wohl besser, ich sage es frey heraus, daß ich der Erfinder von dem ganzen Mährchen bin, und daß vielleicht nichts darin so wahr ist, als dieses, daß die Leute in Reasoning wenig Geld haben. Ich glaube nicht, daß viel unverständliche Stellen in meiner Schrift für philosophische Leser seyn werden. Leser von anderer Art mögen bey schweren Stellen thun, als ob sie die Geschichte einer Belagerung in den Zeitungen vor sich hätten. Einen Schlüssel habe ich nicht beyfügen wollen, mein Werk hätte sonst mögen aussehen wie die europäischen Höfe oder die malabarischen Prinzessinnen. Scheine ich bisweilen die Aehnlichkeit etwas zu weit gesucht zu haben: so glaube ich doch, daß dieses mehr zum Vergnügen des Witzes bey dem Leser beytrage, als wenn ich die Geschöpfe einer neuen Welt just so beschrieben, wie sie einem in Leipzig haufenweise

---

1) S. Schwabe's Belustigungen des Verstandes und Witzes vom Jahre 1744, S. 406 ff. In demselben Jahrgange findet sich S. 343 ff. auch ein Aufsatz: Von dem Nutzen der Erfindungen im Erdichten.

vor Augen herum laufen. Wenigstens hoffe ich, daß man für Philosophen etwas schwerer schreiben darf, als für Frauenzimmer.

Ich muß noch mit einem Paar Worten von den Hauptgründen meiner Erdichtung Rechenschaft geben. Ich rede von Regentinnen, und nicht von Regenten, weil der Mond ein weibliches Gestirn ist. Unzählig viel Kalender behaupten dieses; und ich wollte viel verwetten, daß kein einziger aufzubringen wäre, der das Gegentheil sagte. Diese Regentinnen beherrschen den von uns abgekehrten Theil des Mondes; denn demjenigen, der sich nach uns zukehrt, sind schon vom Ricciolus seine Besitzer angewiesen worden. Aber endlich wird man fragen: warum überhaupt die Scene in den Mond gelegt ist? Man darf sich nicht einbilden, als hätte ich meine Freyheit gehabt, sie hinzulegen, wohin ich gewollt hätte, wie man etwa bey einigen Schauspielen die Frage: wo die Handlung vorgehe, nicht sicherer beantworten kann, als: auf dem Theater. Mein Verfahren läßt sich vollkommen, auch nach dem verbesserten und vermehrten zureichenden Grunde, ich meyne nach dem bestimmenden, rechtfertigen. Reasoning ist das Land des Verstandes. Ariost erzählt, daß im Monde Alles, was auf Erden verloren geht, insbesondere der Verstand, anzutreffen sey. Wenn Fontenelle, in seinen Gesprächen von mehr als einer Welt, die Stelle aus dem rasenden Roland, wo es steht, fein angeführt hätte: so könnte ich sie hier auch anführen. Nun sind seit Ariost's Zeiten so viel Philosophen, Dichter und Verliebte gewesen, daß ich versichert bin, der Mond sey ganz voll Verstand, und die Verstandcolonien, die jetzt hinauf reisen, können kaum noch Platz finden. Wo könnte also Reasoning besser hingelegt werden? Doch es ist Zeit, daß ich die Erzählung selbst anfange.

* * *

Reasoning ist ein mächtiges Königreich in dem Theile des Mondes, der sich nie nach uns zukehrt. Es hat an Größe und Ansehen zu der übrigen Mondwelt ungefähr eben das Verhältniß, das bey uns das gesittete Europa zu dem Reste der Erdkugel hat. Eine alte Gewohnheit schließt in diesem Reiche, wie in allen übrigen Ländern des Mondkreises, das männliche Ge-

schlecht von Führung des Zepters aus. Nicht, als ob die Mondenbürgerinnen diejenigen Gemüthskräfte vor den Mondbürgern besäßen, die bey uns zur Regierung eines Landes erfodert, und dem männlichen Geschlecht in reicherem Maaße beygelegt werden. Die Seelen, die mit Körpern von verschiedenen Geschlechtern verbunden sind, haben dort eben die Natur wie hier, und die großen Geister unter den Mondregentinnen sind nicht häufiger, als bey uns die Catharinen, Elisabethen, Annen und Marien Theresien: dem ungeachtet haben sich die Mondenbürger bey ihrer Einrichtung eben nicht übler befunden, als wenn Mannspersonen regiert hätten, zumal da ihre Geschichte bezeugt, daß die Mannspersonen sich der Gewalt der Königinnen zu ihren Absichten zu bedienen wissen, eben wie bey uns das Frauenzimmer, unter dem Namen der Könige, auch öfters in Ländern regiert hat, wo man über keinen alten Gebrauch so strenge hält, als über den, der das Frauenzimmer von der Regierung ausschließt. Aus den Characteren einiger Fürstinnen, die seit vielen Jahren Reasoning beherrscht, wird man beurtheilen, ob das Geschlecht einigen Einfluß in die Art zu regieren gehabt.

Man ist hiebey eben nicht Willens, in die ältesten Zeiten zurück zu gehen, und von fast vergessenen Königinnen wenige und ungewisse Nachrichten mühsam zusammen zu suchen. Doch Eine kann man nicht vorbey gehen lassen, die allzu berühmt ist, und in die folgenden Zeiten allzu viel Einfluß gehabt hat, und noch hat. Stagire ist ihr Name. Sie hat ganz Reasoning, oder doch so viel davon beherrscht, daß der Theil, der sich ihr nicht unterworfen, gegen das übrige für nichts zu achten ist. Vor ihr hatte eine Menge kleiner Königinnen das Land unter sich getheilt. Sie hat sie alle besiegt, und gemacht, daß man dieselben fast gar vergessen. Die Unterthanen der übrigen Fürstinnen fielen ihr entweder freywillig zu, oder mußten doch mit Schmerzen ihre Anzahl sich täglich verringern sehen, weil immer mehr Bürger Stagirens Parthey wählten, und sie hingegen keinen Zuwachs erhielten, bis sie nach und nach gar ausgestorben sind.

Es ist natürlich, hierbey auf die Frage zu fallen: ob denn die Bürger, die den kleinern Regentinnen getreu geblieben, nicht durch ihre Kinder ihre Republik erhalten? Dieses zu beantworten, muß die Regierungsart in Reasoning etwas genauer er-

klärt werden. Die Kinder sind daselbst nicht geborne Sklaven der Beherrscherinn ihrer Väter. Sobald sie in die Jahre kommen, daß man sie als Unterthanen ansehen kann, daß sie Befehle zu verstehen und zu beobachten fähig sind, wählen sie sich selbst die Regentinn, der sie gehorchen wollen. Niemand kann sie zwingen, auch da nicht, wenn sie von dieser abgehen, und sich einer andern unterwerfen wollen. Es ist leicht zu begreifen, daß die vorige dieses nicht gern sieht, und allerley Mittel anwendet, sie in ihrer Gewalt zu behalten. Allein ordentlich kommt Alles auf Drohungen und Vermahnungen hinaus, darunter eine der wichtigsten ist, daß jede Regentinn vorgiebt, nur die ihr zugehörige Landschaft sey das wahre Reasoning, und wer sich in andere Länder mache, der sey von demselben kein Bürger mehr. Dieses Zureden macht bey zweyerley Leuten wenig Eindruck; bey denen, die ihm keinen Glauben beymessen, und bey denen, die sich endlich wenig daraus machen, in dem wahren Reasoning zu wohnen, oder nicht, wenn sie nur ihren Unterhalt, und andere vortheilhafte Umstände antreffen.

Stagire hatte gewisse Vorzüge, welche machten, daß ihr Alles zufiel. Hierunter war nicht der geringste, daß sie ihre Regierung, wenn man so reden darf, nach einem gewissen Systema und festgesetzten Regeln führte, oder zu führen vorgab. Dieses hatte Niemand vor ihr beobachtet. Die andern Regentinnen faßten die Befehle und Entscheidungen zweifelhafter Fälle ab, so wie es ihnen am besten zu seyn schien; aber sie bekümmerten sich nicht darum, diese Befehle zu sammeln, zu vergleichen, zu sehen, ob ein neuer Vorfall sich aus einer sonst schon gegebenen Verordnung ausmachen ließe, und zu verhüten, daß ein neuer Befehl nicht etwa einem alten widerspräche. Dabey hatten sie keine allgemeinen und festen Regeln, die sich auf die Natur und das Wohl der Staaten gründeten, und durch deren Anwendung sie sich in besondern Fällen geholfen hätten. Wenn ihre Befehle nöthig waren, so überlegten sie bey dem vorkommenden Falle die Umstände, und faßten daraus einen Entschluß, der öfters dem, was sie zu anderer Zeit anbefohlen, zuwider, öfters aus Mangel genugsamer Ueberlegung, dem gemeinen Besten schädlich war. Ihre Unterthanen bemerkten dieses, und es war also kein Wunder, daß sie von ihnen abfielen; die vornehmsten Hofleute ausge-

nommen, die sich von der einmal erwählten Parthey entweder nicht trennen wollten, oder nicht durften.

Bey Stagiren versprach man sich gerade das Gegentheil. Sie gab die stärksten Versicherungen, daß sie lange Zeit über die Pflichten einer Regentinn, und die Mittel, das gemeine Beste zu befördern, Betrachtungen angestellt, und sich davon ein vollständiges Lehrgebäude verfaßt hätte. In der That waren auch ihre Ordnungen nicht so beschaffen, wie die Ordnungen der übrigen. Sie schien nicht so sehr zu befehlen, als zu lehren. Sie entdeckte ihren Unterthanen die Gründe, warum sie das oder jenes wollte beobachtet wissen, und wer die Geduld hätte, ihre Befehle in einer chronologischen Ordnung durchzugehen, der sollte sehen, wie immer einer aus dem andern flösse. Wenn sie sich auf diese Art selbst rühmte, so vergaß sie niemals ihre Vorfahrinnen zu schelten, und man sagt, daß sie dieser ihre Befehle sorgfältig zusammen suchen und verbrennen lassen. In diesem Ansehen haben sich Stagire und ihre Nachkommen lange Zeit erhalten, und verschiedene Rebellen, die dann und wann aufgestanden sind, waren zu ohnmächtig, die von ihr eingeführte Regierungsart zu ändern, oder vielmehr zu machen, daß man die eingeführte Regierungsart nicht nach ihrem Namen nannte. Denn sonst ist eine große Frage, was die verschiedenen kleinen Fürstinnen, die viele Jahrhunderte nach Stagirens Tode Reasoning unter sich getheilt, von dieser ihren Einrichtungen beybehalten. Alle gaben sich für Stagirens Nachkommen aus; alle nannten sie mit der größten Ehrerbietung, aber jede warf der andern vor, sie verändere Stagirens Einrichtung. Diese Beschuldigung gab meistentheils Gelegenheit zu blutigen Kriegen, bey deren Ende jeder Theil sich des Sieges rühmte. Auf den Meeren von Reasoning zeigen sich gewisse Erscheinungen, welche Inseln ähnlich sehen. Sie schwimmen hin und her, und sind öfters weit entfernt, wenn man glaubt, sie erreicht zu haben. Verfolgt man sie so lange, bis sie nicht mehr entweichen können, so hat man die Belohnung für seine Mühe, sie vor seinen Augen verschwinden zu sehen. Denn sie sind nichts, als ein bloßer Dunst. Der Besitz von dergleichen Inseln ist beständig in Reasoning der Quell der wichtigsten Kriege gewesen. Selten hat man da wegen eines wirklichen Stück Landes so viel Volk aufgeopfert, als wegen solcher

Gespenster, und die Regentinnen haben dieselben zu ihrem größten Reichthume gerechnet, ohne sich bereden zu lassen, daß es ein bloßer Augenbetrug wäre. Niemals aber ist dieses mehr geschehen, als unter den Nachkommen von Stagiren, von denen ich vorhin geredet habe. Sie verließen fast ganz und gar das feste Land und verfolgten die Inseln, entweder in der Absicht, diejenigen, die noch unbewohnt zu seyn schienen, sich zuzueignen, oder die, welche andern Fürstinnen zugehörten, zu zerstören.

Es war unmöglich, daß viele von den Unterthanen nicht über ein solches Verfahren sollten mißvergnügt geworden seyn. Dieses bahnte den Weg zu einer gewaltigen Reichsveränderung. Eine Prinzessinn, die sich Fancyful nannte, unternahm die Sachen in bessern Stand zu setzen. Sie besaß sehr viel Verstand, den eine sehr große Lebhaftigkeit beständig wirksam machte. Es fehlte ihr auch nicht an Kühnheit, und es gelang ihr nach einigem Widerstande, alle jene Regentinnen zu vertreiben und fast ganz Reasoning unter sich zu bringen. Es wird nicht unnütz seyn, die Ursachen zu erklären: warum Fancyful so glücklich gewesen?

Measuring ist ein weitläuftiges Land, welches von alten Zeiten her zu Reasoning gehört, ja den wichtigsten Theil davon ausgemacht hat. Es besitzt einen unermeßlichen Reichthum an Gütern der Natur, sowohl an solchen, die über der Erde wachsen, als an unerschöpflichen Fundgruben. Dabey sind die Lebensart und die Verfassungen seiner Einwohner unverbesserlich. Daher ist es eine alte Gewohnheit, daß Diejenigen, welche sich in den übrigen Theilen von Reasoning niederlassen wollen, sich erstlich einige Zeit in Measuring aufhalten, die dasigen Sitten sich eigen zu machen, wiewohl man findet, daß es ihnen öfters daselbst so wohlgefällt, daß sie nirgends anders hin verlangen, wenn es ihre Umstände zulassen wollen. Diese Gewohnheit soll sich auf ein altes Gesetz der Fürstinn Samos gründen, die es ausdrücklich anbefohlen hat. Zu Stagirens Zeiten war dieses noch in frischem Andenken, und sie hat selbst darüber gehalten. Allein ihre späten Nachfolgerinnen vergaßen es, mit größtem Schaden ihrer Republiken. Die Bürger, welche nicht zu der vernünftigen Lebensart in Measuring gewöhnt wurden, konnten nicht in Ordnung gehalten werden; es fehlte an Künstlern und an den

nothwendigsten Handwerkern; denn wer diese Dinge nicht in Measuring gelernt hatte, blieb ein ewiger Stümper. Fancyful, welche sich selbst lange Zeit in jenem Lande aufgehalten hatte, brachte das alte Gesetz wieder in Schwang. Sie zeigte durch ihr eigen Exempel, was für Vortheile ihr ihre Reise gebracht hätte. Hierdurch erwarb sie sich bald einen Anhang, und viele behaupten, daß dieser einzige Umstand ihr zu aller ihrer Größe verholfen.

Sie machte bald Anordnungen, die sehr viel Beyfall erhielten. Sie verbot aufs schärfste, jenen schwimmenden Inseln nachzujagen, und versprach Denen Vortheile, die die Bergwerke in Measuring fleißig anbauen würden. Sie verbannte die Zauberer, mit denen Reasoning bisher war überschwemmt gewesen. Dieses waren Leute, die durch die Kraft gewisser Wörter und Geister erstaunende Dinge verrichten konnten. Sie gossen kaltes Wasser auf einen kalten Körper, und sagten dazu: Antiperistasis, in wenig Augenblicken entstanden Hitze und Dampf. Mit den beyden Wörtern: Horror Vacui, machten sie, daß die Flüsse bergan liefen, und durch zwey andere: Qualitas occulta, stand ihnen die ganze Natur zu Gebote. Sie wurden dabey ohne Mühe die größten Staatsleute. Sie entdeckten die geheimsten Triebfedern von den Handlungen der klügsten Monarchinnen, wenn sie nur mit einer tiefsinnigen Miene das dritte Paar von Wörtern: Lusus Naturä, aussprachen. Fancyful ruhte nicht eher, bis, nach Ausrottung dieser Leute, Alles natürlich und ordentlich zuging.

So groß indessen ihr Verstand war, so war er nicht allezeit fähig, ihre Hitze in gehörigen Schranken zu halten, und ihr Eifer führte sie öfters in eben dergleichen Fehler, wie die, welche ihre Vorfahrinnen gestürzt hatten.

Hier sind einige ihrer vornehmsten Befehle. Sie verbot ihren Unterthanen, Kalk zu den Mauern zu nehmen. Statt dessen sollten sie an den Mauersteinen Haken aushauen, wodurch sie zusammenhingen. Zugleich sollte jedes Haus von den beyden benachbarten gehalten werden, wobey sie vergessen hatte, was die äußersten Häuser in jeder Gasse erhalten sollte. Einst ließ sie eine Straße durch einen dichten Wald durchschlagen; sie ließ die dikken Bäume abhauen, an deren statt aber den Platz eben so dicht

mit Gesträuch besetzen, so, daß an die Stelle einer großen Eiche etwa zehn kleine Bäumchen zu stehen kamen. Gleichwohl durfte man ihr, ohne in die größte Ungnade bey ihr zu verfallen, nicht vorstellen, daß dieser Weg eben so unbrauchbar wäre, als wie zuvor; denn sie behauptete, daß man die kleinen Sträucher auf die Seite treiben könnte, wenn man durch wollte, welches mit den Bäumen nicht anginge. Die Uhren in der Hauptstadt von Reasoning sind wegen ihrer wunderbaren Richtigkeit berühmt. Zu den Zeiten der Zauberer waren sie durch Geister regiert worden. Die Fürstinn gerieth auf den Einfall, sie alle zusammen durch einen einzigen Strom treiben zu lassen, der bey allen vorbey floß, wie etwa ein Fluß verschiedene Mühlen treibt. Der Gedanke schien sinnreich zu seyn, und die besten Uhrmacher in Reasoning verschwendeten eine Zeit lang alle ihre Kunst, ihn in's Werk zu richten. Gleichwohl war es unmöglich, die Uhren dadurch ordentlich gehen zu machen. Am allerwenigsten ging es an, durch eben diesen Strom die Glocken in Bewegung zu setzen, mit welchen bey Feuersgefahr, oder bey einem Auflaufe geläutet wurde. Die Fürstinn hätte dieserwegen diese Glocken gern auf's weiteste von der Stadt wegschaffen lassen. Vielleicht kam dazu auch noch ein anderer Grund, daß sie nämlich den vorigen Gebräuchen zuwider seyn wollte, nach welchen sie alle zusammen an Einem Orte mitten in der Stadt gehangen hatten. Allein man sah bald ein, daß es die Nothwendigkeit erfoderte, sie durch die ganze Stadt zu vertheilen. Unter ihre merkwürdigsten Verordnungen gehört auch, daß sie ihren Unterthanen verboten, Stricke und Seile zu gebrauchen; eben so wenig durften sie die Wagen durch vorangespannte Pferde ziehen lassen; die Pferde mußten hintennach gehen, und den Wagen fortstoßen. Niemand spricht ihr das Lob einer weisen Fürstinn ab. Nur dieses tadelt man an ihr, daß sie sich von einer Geheimeräthinn, Systeme, allzusehr einnehmen lassen. Dadurch ward sie verführt, gar zu oft von den Regeln abzuweichen, die sie sich bey ihrem Aufenthalte in Measuring gemacht hatte, und Dinge zu unternehmen, die nicht in ihren Kräften standen.

Zwo Fürstinnen haben gleich nach ihr fast zu Einer Zeit zu regieren angefangen, die eine auf dem festen Lande, die andere auf

einer Insel, aber auf keiner von den schwimmenden, sondern auf einem ansehnlichen Stück Erdreich, das einen großen Theil von dem Mondmeere bedeckt. Monade hieß der ersten ihr Name, und die andere nannte sich Atome. Beyde hatten viel Aehnliches mit einander. Sie waren in ihrer Jugend an der Fancyful Hofe gewesen; sie hatten sich auch lange Zeit in Measuring aufgehalten, und besaßen gleichen Eifer für das gemeine Beste. Monade behielt der Fancyful Regierungsart mehr bey, und daher fielen ihr die meisten Länder zu, die für diese Prinzessinn noch einige Hochachtung hatten. Atome nahm sich mehr Freyheit, abzuweichen, und ward daher in vielen Ländern verhaßt, insbesondere in dem Vaterlande der Fancyful. Der Sprecher des dasigen Parlaments hat es auch mit seinem Schaden erfahren. Dieses Parlament ist so ansehnlich, daß sich die auswärts regierenden Fürstinnen eine Ehre daraus machen, Beysitzerinnen davon zu heißen. Atome hatte eben diese Ehre genossen. Als sie gestorben war, sollte ihr der Sprecher eine Gedächtnißrede halten. Er glaubte eine sonderliche sinnreiche Erfindung vorzubringen, wenn er Atomen mit der Fancyful vergliche. Allein so wenig seine Landsleute damit zufrieden waren, eine neue Fürstinn ihrer Fancyful an die Seite gesetzt zu sehen, so mißvergnügt waren Atomens gewesene Unterthanen darüber, indem sie ihre Königinn viel höher schätzten, als sie mit jener verglichen zu lassen. Es lassen sich hier einige Veränderungen, welche Atome in der Fancyful Befehle vorgenommen, bemerken. Sie ließ die Gesträuche vor der Straße durch den Wald wegräumen, so daß nichts als allenfalls etwas Gras und Blumen die Reisenden hinderte. Sie ließ die Uhren und Feuerglocken, statt des Wassers, mit Stricken und Gewichten regieren; sie erlaubte den Unterthanen den Gebrauch des Kalks, und verbot dafür das Spielwerk mit den Häkchen, und mußte ein Jeder sein Haus so fest bauen, daß es stehen blieb, wenn auch gleich die benachbarten weggerissen wurden. Auch verstattete sie wiederum, Stricke zu gebrauchen, und die Pferde vor den Wagen zu spannen. Die Verehrer ihrer Vorfahrinn legten ihr dieses Verfahren als eine Gewogenheit gegen die vormals vertriebenen Schwarzkünstler aus; aber ungeachtet man sich zu dieser ihren Zeiten ebenfalls Stricke bediente, so waren solches doch keine natürlichen Stricke,

sondern Erscheinungen, die durch die Kraft gewisser Wörter entstanden, und wirkten. Sie verdiente also so wenig dieserwegen unter die Zauberer gezählt zu werden, als wegen anderer Wunder, die sie verrichtet Sie besaß z. E. einen gewissen Krystall, durch den sie machen konnte, daß man im Finstern siebenmal mehr Licht sah, als bey hellem Tage; und sie konnte einem weit entfernten Körper, ohne ihn im geringsten zu berühren, Farben geben, was man für welche haben wollte. Wenn sie wollte, so erhob sich das Wasser in den Seen nach Art eines Berges, und zu anderer Zeit senkte es sich auf ihren Befehl, so daß mitten eine Vertiefung wurde. Ihre Vorfahrinn hatte sich eine gleiche Gewalt über die Natur zugeschrieben, aber mit schlechtem Erfolge, denn das Wasser hatte sich gerade gesenkt, wenn es auf ihr Gebot hatte steigen sollen, und war gestiegen, wenn sie ihm angedeutet hatte zu sinken.

Monade konnte groß seyn, ohne daß Atome durch sie klein gemacht wurde. Auf ihren Antheil war eine gewisse Gegend von Reasoning gekommen, deren Einwohner größtentheils große Künstler in Verfertigung allerley Kleinigkeiten waren, wie etwa bey uns die Nürnberger Waare ist. Indessen waren sie in den vorigen Zeiten in kein großes Ansehen gekommen, weil man sie als Leute betrachtet hatte, die mit ihren Spielwerken, so subtil auch dieselben wären, dem Staate wenig oder gar keinen Nutzen brächten. Jetzt erhielten sie etwas mehr Hochachtung, hauptsächlich indem Monade gewisse Manufacturen von Waaren anlegte, die diese Leute leicht verfertigen konnten, und die gleichwohl so artig aussahen, daß Fremde sie immer kauften, wenn sie auch gleich keinen großen Nutzen davon hofften. Sie besaß selbst eine große Einsicht und Fertigkeit in allerley Künsten. So hat sie z. E. zuerst den Gebrauch der Dissonanzen in der Tonkunst dargethan, und gezeigt, daß eine Musik mit Dissonanzen vollkommener seyn könne, als eine andere, die davon frey, aber auch von andern Schönheiten leer wäre. Zu den erwähnten Waaren gehörten Pyramiden, an denen die Spitze von Gold, das nächste darunter von Silber, und so fort immer Alles von schlechterem und schlechterem Metalle war. Diese Pyramiden waren den Einwohnern von Reasoning so eine Erweckung der Andacht, als bey uns andächtige Bilder sind, und Niemand be-

faß nur ein wenig Religion, der nicht eine solche Pyramide in seinem Betstübchen hatte. Andere Waaren, mit denen Monadens Unterthanen handelten, bestanden in sehr kleinen Spiegeln, in denen man Alles sehen konnte, was in der ganzen Welt vorging, nur mußte man ein ungemein scharfes Gesicht haben; weiter, in Maschinen von Bedienten, die Alles thaten, was man ihnen befahl, ohne es zu wissen; in Uhrwerken, deren Gang von einer in ihnen verborgenen Feder herkam, und unmöglich im geringsten konnte gestört werden, man mochte sie stoßen, werfen, oder mit ihnen vornehmen, was man wollte, und allerley solchen Seltenheiten. Mit diesen Waaren reisten sie herum, und tauschten dafür die Kostbarkeiten anderer Länder ein; denn man muß wissen, daß der Handel in Reasoning größtentheils durch Tauschen getrieben wird, weil durch und durch wenig Geld zu finden ist.

Wenn man das erwähnte Land Monadens Antheil genannt hat, so ist dieses nicht so zu verstehen, als hätte sich ihre Macht nicht weiter erstreckt. Sie hatte nur hier die getreuesten Unterthanen, und hielt sich daselbst am liebsten auf. Sonst aber waren ihr noch viele andere Gegenden unterwürfig, ja man findet Spuren, daß ihr eine Universalmonarchie über Reasoning und alle angränzenden Länder nicht würde zuwider gewesen seyn, und ihre Anhänger haben ihr in der That dergleichen zugeschrieben. Wie sie indessen diese Absicht sehr geheim zu halten, und sich durch ein gefälliges Bezeigen, sowohl gegen ihre Unterthanen, als gegen auswärtige Prinzessinnen, ungemein beliebt zu machen wußte, so würde sie in Ruhe und Ehre, selbst von ihrer mächtigen Nachbarinn Atome ungestört regiert haben, wenn nicht zwischen ihnen eine unglückliche Streitigkeit entstanden wäre. Die Gelegenheit dazu gab eine gewisse Fundgrube in Measuring, welche sich beyde zueigneten. Die Frage war nicht, wer den Nutzen davon genießen sollte; sie war unerschöpflich, und beyde konnten, ohne einander den geringsten Abbruch zu thun, unsägliche Reichthümer daraus ziehen. Ueberhaupt sind die Bürger in Reasoning so wenig eigennützig, daß man ohne Bedenken Alles, was einem Andern zugehört, gebrauchen darf, wenn man nur den Ehrgeiz des Eigenthümers durch Verschweigung seines Namens nicht verletzt: und dieses kommt daher, weil die Sachen in diesem Lande

von einer so sonderbaren Natur sind, daß der öftere Gebrauch, anstatt sie abzunutzen, sie ordentlich vollkommener macht. Man sagt, daß weder Atome noch Monade aus eigenem Triebe den erwähnten Streit angefangen haben, sondern daß einige ihrer Minister, die durch einen Krieg berühmt zu werden hofften, den Grund dazu gelegt, worauf sich erst die Fürstinnen selbst, es sey nun aus Gefälligkeit gegen ihre Lieblinge, oder aus einer Bewegung, welche falsche Vorstellungen in ihnen erregt, hinein gemengt. Dem sey wie ihm wolle, der Streit gerieth zu einer solchen Hitze, mit der noch wenige Kriege in Reasoning geführt worden. Man kann nicht sagen, wer zuletzt den Sieg erhalten, denn beyde Partheyen schreiben sich ihn zu. Einige Leute, die wegen ihrer Unpartheylichkeit bey dem Verfasser dieser Geschichte in großem Ansehn stehen, behaupten, keine von den Fürstinnen habe an der Fundgrube mehr Recht, als die andere. Es sey ein Erbstück, das ihnen ihre Vorfahrinnen gemeinschaftlich zu besitzen hinterlassen, und daß Alles, was jede von ihnen, etwa sich das Ganze zuzueignen, vorbringen könne, auf einige Einrichtungen ankomme, die sie wegen des Bergbaues gemacht.

Noch eine merkwürdige Verrichtung Monadens darf nicht vergessen werden. Sie hat das ganze Kriegswesen in den ihr unterwürfigen Ländern auf einen andern Fuß gesetzt. Sie dankte drey Viertheil von ihrer Mannschaft ab, und behielt nur einen Theil übrig. Diese ließ sie so fleißig üben, daß sie die Kriegsexercitia noch einmal so geschwind machten, als zuvor; und sie behauptete, daß tausend Mann mit dieser verdoppelten Geschwindigkeit so viel thun würden, als sonst viertausend mit der einfachen. In der That haben ihre schwächeren Heere bisweilen gegen andere viel stärkere mit so viel Vortheil gefochten, daß man schwerlich gewiß sagen kann, ob sich der Sieg aus andern Ursachen auf ihre Seite geneigt, oder ob Monadens Gedanken vollkommen richtig sind.

Die gegenwärtige Regentinn der Länder, welche Monade vordem beherrscht, folgt ihren Fußstapfen getreulich nach. Sie hat alle Verordnungen ihrer Vorgängerinn, nach Art eines Corpus Juris gesammelt, herausgeben lassen; nur etwa zween Befehle vermißt man darin; sie waren den Verkäufern der Spiegel und der Bedientenmaschinen zum Besten abgefaßt, und verlang-

ten, daß jedweder ihnen von ihrer Waare etwas abnehmen mußte: jetzt hat man darin seine völlige Freyheit, ungeachtet die Fürstinn beyden nicht ungeneigt ist. Hingegen sind in dieses Corpus Juris verschiedene ältere Verfassungen, auch selbst aus den Zeiten der Zauberer, eingerückt.

Die jetzige Fürstinn schreibt es sich als ein besonderes Verdienst zu, daß sie die Heerstraßen durch ihr Land, und die Gemeinschaft mit andern benachbarten Ländern, in bessern Stand setzen lassen. Etwas weiter hin von Reasoning liegt ein hohes Gebirge, dessen Gipfel Tag und Nacht von einem überirdischen Lichte bestrahlt wird, und die Einwohner dieses Gebirges haben mit den Fürstinnen von Reasoning beständig ein Bündniß gehabt, welches zween Artikel enthält. Einer verbindet die Bürger von Reasoning, jenen wider ihre Feinde beyzustehen; der andere befiehlt ihnen, Fremden, die nach dem Gebirge zu wollen, den Weg dahin zu weisen. Dieses Bündniß ist zwar sehr alt, aber nicht so alt, daß man sich seines Anfangs nicht mehr erinnern könnte. In den entferntesten Zeiten war es nicht nöthig. Denn Die, welche das Gebirge zu bestürmen wagten, wurden durch das Licht, das ihnen entgegen kam, geblendet, und eben dieses Licht erniedrigte sich so weit, daß es Denjenigen auf dem platten Lande, die das Gebirge suchten, in die Augen fiel, und zum Wegweiser diente. Da keines von beyden jetzt mehr geschieht, so haben einige Regenten auf dem Gebirge vielleicht nicht vollkommen recht, wenn sie noch jetzt glauben, der Freundschaft von Reasoning entbehren zu können, wie man selbige sonst entbehren konnte; und die deswegen nicht nur um keine Verbindung mit ihren Nachbarn besorgt sind, sondern auch beständige Feindseligkeiten gegen sie ausüben. Monadens Nachfolgerinn, welche viele dergleichen Feindseligkeiten empfunden hat, glaubt desto mehr Ursache zu finden, sich darüber zu beschweren, weil sie vorgiebt, daß kein anderer Weg nach dem Gebirge zugehe, als durch ihr Land, und daß alle Die, welche diesen Weg nicht erwählen, entweder in ein tiefes Thal gerathen, wo man in dicker Finsterniß ewig herumirrt, oder anstatt des rechten Gebirges ein anderes antreffen, auf dessen Gipfeln es zwar ebenfalls sehr hell ist, aber nicht von jenem himmlischen Lichte, sondern von Blitzen, die mit einem grausamen Donner daselbst be-

ständig aus dicken Wolken hervorbrechen. Eben so behauptet sie, daß man nach zween andern Staaten, Equity und Health, die sonst zu Reasoning gehört, aber seit der Zauberer Zeiten von eigenen Fürstinnen beherrscht werden, nothwendig durch ihr Land gehen müsse, wo man sich nicht in Gefahr setzen wolle, in ein Paar Wüsteneyen zu gerathen, die Chicane und Venom heißen, und an die vorigen Länder angränzen. Die eine ist voll Blutegeln, die andere voll Basilisken. Der Verfasser dieses Aufsatzes ist in der Mondgeographie nicht so erfahren, daß er sich unterstände, seine Gedanken von diesem Vorgeben der Fürstinn zu sagen, und zu entscheiden, ob man nicht wenigstens auch durch andere Theile von Reasoning dahin kommen könne. Auch will er nicht von der Beschuldigung einiger Gebirger urtheilen, daß die Fürstinn ihre heimliche Feindinn sey, und die Reisenden, die zu ihnen wollen, in der That alle in das dunkle Thal stürzen lasse. Die Behutsamkeit, womit die Geschichtschreiber auf Erden ihre Urtheile von noch lebenden großen Herren zurückhalten, ist auch im Mondreiche anzurathen. Man will deswegen den eigenen Charakter der Prinzessinn nicht weiter anführen, weil man dadurch entweder ihren Feinden oder ihren Freunden zu nahe treten möchte. Niemand kann ihr viel Arbeitsamkeit und Eifer für das Wohl des Staates absprechen.

Aber wenn man von ihr selbst nicht reden will, so darf man, ohne sie zu verletzen, etwas von ihren Bedienten und Unterthanen sagen. Man kann nicht läugnen, daß sich unter denselben aufrichtige und einsichtsvolle Patrioten finden: doch es ist auch ausgemacht, daß es einigen an Geschicklichkeit, andern an gutem Willen fehlt. Die meisten erheben ihre Prinzessinn allzuhoch, und erhitzen dadurch nur ihre Gegner, sie zu tief zu erniedrigen. Ihre größte Wissenschaft ist, daß sie das vorerwähnte Corpus Juris auswendig können, von den weisen Verordnungen anderer Fürstinnen haben sie wenig oder gar keine Nachricht. In Staatsschriften, und selbst in gemeinen Gesprächen, bedienen sie sich einer so wunderbaren Kanzleyschreibart, daß man sie fast nicht verstehen kann; und bloß diese Schreibart hat zwischen ihnen und den Bewohnern der Landschaft Tusculane einen tödtlichen Haß erregt, die eine solche Veränderung in der Sprache als etwas ungemein Strafbares ansehen. Die meisten wollen in Measu-

ring gereist seyn; wenig aber sind etwas tiefer hinein, als an die Gränze gekommen, ja sie haben nicht einmal die dasige Sprache recht gelernt, und machen sich gleichwohl damit breit, daß sie alle Wörter und Redensarten, die sie davon wissen, es mag sich schicken oder nicht, verstümmelt vorbringen. Insbesondere ist eine der heiligsten Betheurungen in der Sprache von Measuring, durch den Mißbrauch dieser Leute, zu einem Galanteriefluche geworden. Viele Einwohner im Lande leben größtentheils davon, daß sie denen, die auf das Gebirge, oder nach Equity und Health wollen, den Weg dahin weisen. Sie führen die Fremden solchergestalt ungefähr ein Jahr durch Reasoning hindurch, auf einem Wege, den immer jedweder sich selbst macht, und eine eigene Charte davon in Kupfer stechen läßt. Doch viele copiren die Charten nur von andern, und setzen etwa einen Berg oder ein Dörfchen dazu, welches ihr Vorgänger nicht bemerkt. Sie wissen nicht allemal den kürzesten und angenehmsten Weg, aber sie machen durch ungemein lustige Unterredungen, daß ihrem Reisegefährten die Zeit unvermerkt verstreicht, und er öfters nicht einmal Achtung giebt, wo er sich befindet. Zeigen sie ihm nun dabey nicht allemal die schönsten Gegenden des Landes, die sie vielleicht selbst nicht recht wissen, so schadet es ihm doch nichts; denn wenn er sich in denselben ergötzen wollte, könnte er sich leicht so lange aufhalten, daß er zu spät dahin käme, wohin seine Reise eigentlich gerichtet ist. Einige haben sich auch in die benachbarten Staaten begeben, und ihre Sitten dort einführen wollen, doch bisher ist ihnen noch kein großer Beyfall ertheilt worden.

Eine kleine Gegend von Reasoning, die aber unvergleichlich angebaut ist, hat sich noch nie einer Fürstinn unterworfen. Man lebt darin in einer völligen Gleichheit; und ob man wohl diejenigen am meisten ehrt, die das meiste zu dem gemeinen Besten beytragen, so erhalten sie doch dadurch kein Recht, den andern Gesetze vorzuschreiben. Ungeachtet also daselbst die monarchische Regierung verhaßt ist, so ertheilt man doch den Monarchinnen ihre verdiente Ehre, und dieses desto eher, weil sie ordentlich zuvor Bürgerinnen dieses Landes gewesen sind, und aus demselbigen ausgehen, anderswo zu herrschen. Daher scheint es mehr ihnen angeboren, als eine Staatsklugheit von ihnen zu seyn, daß sie auch ihre Unterthanen so regieren, als wären die-

selben vollkommen frey, und daß sie ihre Befehle so abzufassen wissen, als wären es gute Lehren und Rathschläge. Viele lassen sich auf diese Art verführen; nur die Einwohner der glücklichen Republik, die man vorhin erwähnt, sind zu listig dazu, als sich unter dem Scheine der Freyheit in eine Sklaverey bringen zu lassen.

XXI. Lebensbeschreibung Herrn Christlob Mylius [1]).

Das Gedächtniß eines Verstorbenen zu erhalten, ist eine Bemühung, die sich weniger auf ihn, als auf uns, die wir ihn überleben, bezieht. Ihm, dessen Schicksal durch einen Ausspruch voll unverletzlicher Gerechtigkeit und unendlicher Gnade bestimmt wird, kann vollkommen gleichgültig seyn, unter was für einer Gestalt ihn Augen sehen, die nicht allemal die verborgene Wahrheit entdecken, und oft von Partheylichkeit verblendet werden: der Republik der Menschen aber gereicht es zum Vortheile, wenn solche Denkmale Andere beunruhigen, bis sie gleiche oder größere verdient haben. Nach diesen Absichten bitte ich, gegenwärtigen Aufsatz zu beurtheilen. Er soll nicht so sehr eine Lobschrift, als eine Ermunterung zur Nachfolge in lobenswürdigen Handlungen seyn; und noch weniger ein vollständiger Lebenslauf: sonst hätte ich mich desjenigen noch mehr bedienen müssen, was Herr M. Mylius in seiner zu Jena 1752 herausgegebenen Historia Myliana, P. I. §. 14. p. 105. aus des Verstorbenen, ihm auf Verlangen überschriebenen Nachrichten, erzählt hat.

Christlob Mylius war zu Reichenbach, in der Oberlausitz, wo sein Vater Pfarrer war, den 11. November 1722 geboren, und erwählte, nach zurückgelegten Schulstudien, die Arzneykunst zu seinem Augenmerke: er legte sich aber dabey mit ausnehmendem Eifer auf die Mathematik, Naturlehre und Naturgeschichte,

---

1) S. Sammlung einiger ausgesuchten Stücke der Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig, Bd. 2., S. 496 ff. (Leipzig 1755.)

in welchen Wissenschaften er sich des Unterrichts der berühmtesten Männer allhier dergestalt bediente, daß er bald in den Stand kam, für sich weiter zu gehen, und durch Schriften, die Beyfall fanden, und besondern Unterricht, Andere zu lehren, wobey er zeitig anfing, sich Pflanzen, Insecten, Fossilien und andere natürliche Merkwürdigkeiten, sowohl durch eigene Bemühungen, als durch Beytrag Anderer, zu sammeln, und davon er einen beträchtlichen Vorrath erhalten hat. Keinen unter diesen so verschiedenen Gegenständen hielt er seiner Aufmerksamkeit unwerth, wenn er nur Gelegenheit hatte, ihn zu untersuchen. Er wußte die Pflanzen mit dem methodischen Kenner, mit dem Naturforscher, und dem Gärtner zu betrachten; und die Verwandlungen der Insecten, selbst unter der Hülle der Puppe, mit der Geduld und Geschicklichkeit des Zergliederers zu verfolgen. Wie wir dergleichen Beschäftigungen oft mit vereinigtem Fleiße unternahmen, so zogen ihn auch einige Vortheile, die er in meiner Gesellschaft leichter zu erhalten hoffte, nach Freyberg, als ich mich daselbst aufhielt, einige Begriffe von dem Bergwerke zu erlangen.

Eben der beobachtende Geist, der in ihm den so mannichfaltigen Reichthum der Erde durchforschte, lenkte sich auch auf die entferntesten himmlischen Körper, von denen ihm, mit seinem Willen, nichts unbekannt blieb, was das gewaffnete Auge an ihnen sehen, und der Verstand von ihnen entdecken kann. Hier zwar, wo weder der Ruhm einer hohen Schule, der in andern Wissenschaften groß genug ist, noch eine Handlung, die unmittelbar nur Fuhrleute, und keine Piloten braucht, Anstalten erfodern, die allzu eigennützige Liebhaber der Sternkunst wünschen möchten, konnte er nicht observiren: er war aber doch allezeit bemüht, so viel er konnte, zu sehen: und ich hebe noch, für nichts weiter, als für ein Denkmal eines lobenswürdigen und ununterstützten Eifers, eine Verzeichnung der Sonnenflecken des Jahres 1745 auf, wie er sie von Tage zu Tage nach dem Augenmaße gemacht hatte.

Die Astronomie hat ihn Leipzig entzogen; denn die Begierde, die Sonnenfinsterniß 1748 ringförmig zu sehen, trieb ihn nach Berlin, und er ward bey dieser Gelegenheit veranlaßt, selbigen Ort, wo sich noch jetzt ein Bruder von ihm befindet, statt Leipzig, zu seinem Aufenthalte zu erwählen. Die Gewogenheit verschiedener Mitglieder der Königl. Akademie der Wissenschaften setzte

ihn da in den Stand, seine Eigenschaften vollkommener zu machen, und hierbey ward seine Begierde, die in ihm beständig gelebt hatte, nach seinem eigenen Ausdrucke: Die Welt und dich, Herr, in der Welt zu sehen, unüberwindlich stark. Sie brachte ihn anfangs auf den Einfall, sich in Dienste der holländischen ostindischen Gesellschaft zu begeben: von dem ich ihn vielleicht durch verschiedene Bedenklichkeiten, die ich ihm dagegen schrieb, abgewandt habe. Es war also natürlich, daß er seine Gedanken nach Westen richtete.

Wird Denjenigen, die an Beförderung dieser Reise Theil genommen haben, wohl mein aufrichtiges Geständniß mißfallen, daß der Verdruß, den ihnen dieses mißlungene Unternehmen bringen mag, ihnen erspart worden wäre, wofern mein Freund durch meine Vorstellungen zu bewegen gewesen wäre, der Erinnerung: Iovis omnia plena, mehr Platz zu geben, und sich mit den unerschöpflichen Schätzen der Natur in Deutschland zu befriedigen? Doch wie diese Vorstellungen vergebens waren, so hatte er auch zu der Dauerhaftigkeit seines Körpers ein größeres Vertrauen, als sonst Jedermann, der ihn persönlich kannte. Ist es aber nicht verstattet, einem überwindlichen und an sich strafbaren Triebe, als einem Befehle des Beherrschers unsers Schicksals zu folgen? Ich ließ mich endlich bereden, meines Freundes Neigung auf diese Art anzusehen, und selbst einen Antheil, der meinen Umständen nach geringe seyn mußte, an diesem Vorhaben, mehr aus Freundschaft, als aus Erwartung, zu nehmen. Denn die Versicherung von seinem Eifer und seiner Geschicklichkeit veranlaßte verschiedene Personen, zu Bestreitung der Kosten dieser Reise zusammen zu treten. Die Absicht war, daß er die Wirkungen der Natur in entfernten Ländern beobachten, Naturalien sammeln, und solche Denen, die ihn bey der Reise unterstützten, übersenden, und endlich seine Bemerkungen herausgeben sollte. Der Herr Hofrath von Haller übernahm die Direction bey dem ganzen Werke. Herr Mylius reiste mit Anfang des März vorigen Jahres von Berlin ab. Er richtete seinen Weg zuerst nach Leipzig, das er als seine einzige Lehrerinn unter allen deutschen Universitäten anzusehen hatte. So angenehm es seinen Freunden daselbst war, ihn bey sich zu sehen, so wenig verhielten sie ihm doch, daß es besser gewesen wäre, sich zuvor mit dem Herrn von Haller zu unterreden, der im Begriffe stand, Deutschland zu verlassen, und

von ihm wirklich nicht mehr angetroffen ward. Herr Professor Hollmann vertrat desselben Stelle.

In Niedersachsen fand er erhabene Gönner der Wissenschaften, die ihn, nach dem Berichte der göttingischen gelehrten Anzeigen, in den Stand setzten, ohne Nachtheil der schon gemachten Einrichtungen, sich in dem nördlichen Deutschland noch umzusehen, welches wegen der Erweiterung seiner Einsicht, die er dadurch erhielt, für die Hauptabsicht seiner Reise vortheilhaft war. Zugleich aber ward der Entschluß geändert, mit dem er noch Obersachsen verlassen hatte, aus Holland nach Surinam zu gehen. Statt dessen sollte er sich über England nach dem englischen Amerika begeben. Dieses hat ihn nach England gebracht, wo ihn die Nothwendigkeit, verschiedene Nachrichten einzuziehen, und der Mangel an Schiffen, die nach dem Orte, wo er hin wollte, gegangen wären, länger aufhielten, als man sich vorgestellt hatte. Die Kosten, welche dieser Aufenthalt verursachte, und ein Mißvergnügen darüber, welches nicht ungerecht gewesen ist, wenn es in seiner Gewalt gestanden hat, denselben zu verkürzen, brachten ihn in Verwirrungen, die Jemanden, der Amerika so eifrig wie er zu sehen verlangte, nothwendig höchst empfindlich seyn mußten [1]). Sein Körper litt, vielleicht dadurch, vielleicht

---

1) In dem letzten Briefe, den ich von ihm erhalten habe aus London vom 25sten des Christmonats im Jahre 1753, befinden sich unter andern folgende Stellen, die ich hier übersetzt beyfügen will: „.... Ohne „Zweifel haben Sie geglaubt, ich befinde mich schon zwischen Europa „und Amerika; aber, ach! ich bin noch immer in Europa, noch im„mer in England, noch den Christtag. Ich weiß, daß in Deutsch„land wegen meines so langen Aufenthaltes in Europa viel Redens „ist.... Sie werden eher Mitleiden mit mir haben, als mich ta„deln. Niemand kann sicherlich so eifrig wünschen, daß ich in Ame„rika seyn möchte, als ich es wünsche, wovon Gott mein Zeuge ist. „...Ich muß, und ich will nach Amerika gehen, sollte ich auch ge„rades Weges in Tod oder Elend rennen; das ganze Unglück für „die Beförderer meiner Reise wird seyn, daß sie die Frucht dersel„ben etwas später sehen, als man vor einem Jahre voraussetzte.“ Es ist vielleicht zur Rettung der Ehre des Verstorbenen nicht undienlich, daß ich zeige, wie er an einen Freund geschrieben hat, dem er seine Gesinnungen nicht zu verstellen pflegte, und von dem er sich gefallen ließ, Erinnerungen anzunehmen, wenn sein Verfahren dergleichen veranlaßte.

durch die Beschwerlichkeiten der Reise und die Beschaffenheit der Luft, und er starb zu London an einer Peripneumonie, in der Nacht zwischen dem 6. und 7. März dieses Jahres, nach einem vierwöchentlichen Lager.

Ich will noch von seinen Schriften einige anführen, von denen ich glauben darf, daß sie sein Andenken auf eine vortheilhafte Art erhalten werden. Alle seine Aufsätze zu erzählen, würde mir hier zu weitläuftig werden, wenn ich auch dazu geneigt, und im Stande wäre, es zu thun.

Zeit seines Aufenthaltes in Leipzig hat er herausgegeben: Zween Jahrgänge von Wochenblättern, der Freygeist und der Naturforscher. Gedanken über die Atmosphäre des Mondes. Sendschreiben von den Saamenthierchen.

Einen deutschen Aufsatz von der allgemeinen Ursache der beständigen Winde, die er in der anziehenden Kraft des Mondes suchte, sandte er, bey Gelegenheit der im Jahre 1746 von der Königl. preußischen Akademie der Wissenschaften aufgegebenen Frage nach Berlin, und die Akademie schätzte ihn werth, mit der Schrift des Hrn. von Alembert, welche den Preis erhalten hatte, gedruckt zu werden. In den Belustigungen des Verstandes und Witzes und verschiedenen andern periodischen Schriften dieser Art befinden sich Aufsätze von ihm, wie auch in den philosophischen Untersuchungen und Nachrichten, wo das Physikalische durchgängig ihm zugehört, und im hamburgischen Magazin. Die in Halle herausgekommenen Bemühungen zur Beförderung der Kritik rühren größtentheils von ihm her. Das Feuer der Dichtkunst, die Schönheit und die Macht des prosaischen Ausdrucks, die er gleich stark in seiner Gewalt hatte, wurden von ihm glücklich angewandt, die Wunder der Natur zu schildern und ihren Schöpfer zu verherrlichen, wovon sich in den angeführten Schriften verschiedene Proben finden, und die letzte der Abschied aus Europa ist, den man im 20. St. der phys. Bel. lesen kann. Die Sammlung von Lucians auserlesenen Schriften, die Herr Professor Gottsched veranstaltet hat, enthält einige von ihm übersetzte Stücke [1]). In

1) Die kritischen Beyträge zur Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit in den letzten Bänden haben auch Ausarbeitungen von seiner Feder aufzuweisen.

Berlin hat er die physikalischen Belustigungen angefangen, und die Aufsicht darüber bis an seine Abreise geführt, auch daselbst eine Zeitlang die Haude- und Spenerschen gelehrten Zeitungen besorgt. Auf seiner Reise in Niedersachsen stellte er in den Harzbergwerken und auf dem Blocksberge mit dem Barometer, und auf der Ueberfahrt nach England mit dem Thermometer Beobachtungen an. Die ersten sind von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen mit Beyfall angenommen worden, und die letztern befinden sich in dem 21. St. der phys. Bel. In London hat er ein Sendschreiben an den Hrn. von Haller von einer bisher noch gänzlich unbekannten grönländischen Thierpflanze herausgegeben, und Hogarths Analysis of Beauty deutsch, unter dem Titel: Zergliederung der Schönheit, übersetzt.

XXII. Ueber den Vortrag gelehrter Kenntnisse in der deutschen Sprache.

Bey der 50jährigen Jubelfeyer der Universität Göttingen den 18. September 1787 vorgelesen.

Bey der Feyerlichkeit unserer Universität zeigt die deutsche Gesellschaft sich wohl am anständigsten durch Etwas, das mit ihrem Namen und ihren Beschäftigungen in Verbindung steht.

Es sey mir also verstattet, von dem Vortrage gelehrter Kenntnisse in der deutschen Sprache zu reden.

Hievon umständlich, historisch oder philosophisch, zu handeln, überstiege, wo nicht meine Kräfte, doch gewiß meinen Fleiß, und die Geduld, die ich zumal jetzt meinen Zuhörern, und solchen Zuhörern, anmuthen dürfte. Deswegen schränke ich mich auf einzelne Bemerkungen ein, und größtentheils auf die Wissenschaften, die meine vornehmste Beschäftigung ausmachen.

Wenig verlor der Deutsche in den mittlern Zeiten dadurch, daß Alles, was gelehrt hieß, in barbarischem Latein verfaßt war. Wenn er lesen konnte, las er doch Manches von althergebrachten Rechten und von Geschichten.

Luther erregte und leitete bey den deutschen Laien Geist der Prüfung und Untersuchung in der Religion. Natürlich entstand eine allgemeine Lernbegierde, welche sich, wie mehr wohlthätige Folgen von Luther's Bewegungen, auch auf Diejenigen verbreitete, die ihm sonst nicht in Allem Beyfall gaben.

Werke der Griechen und Römer, Geschichte der Vorwelt und der laufenden Zeit, Philosophie des Lebens, damalige ökonomische

und medicinische Naturkunde, kannte man in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts aus deutschen Büchern.

Werke, die meine Aufmerksamkeit am meisten angezogen haben, mathematische, erschienen in Menge, und darunter viel wichtige von weniger gemeinem und zum Theil neuem Inhalte. Rivius verdeutschte den Vitruv, und lieferte Abhandlungen mehrerer dem Baumeister nöthigen Wissenschaften, beydes für Carls des V. Zeiten so gut, als Perrault's Arbeiten für die Ludwig's des XIV. waren [1]). Rudolf, Stiefel, Byrg, Faulhaber können neben Vieta, Harriot, Neper genannt werden; Erasmus Reinhold lehrte zuerst die Markscheidekunst. Nach Dürer's Beyspiele zeigten Kunstverwandte von ihm geometrische Einsichten.

Diesen Eifer der Deutschen für ihres Landes Unterricht hätten dreyßig unglückliche Jahre gänzlich niedergeschlagen, wo höchstens Künste des Krieges Aufmunterung fanden. Aber gerade am Anfange dieser Zeit vereinigten sich an einem sächsischen Hofe Fürsten und Edle, Sprache und Aufklärung ihres gemeinschaftlichen Vaterlandes nicht nur durch Schutz, sondern selbst durch eigene Arbeiten zu erheben und zu befördern.

Gewiß haben die zahlreichen Werke, welche man der fruchtbringenden Gesellschaft zu danken hat, zu ihrer Zeit sehr viel Nutzen gestiftet. Manche, besonders historische, sind noch jetzt lehrreich.

Im Witze bildete sich der Deutsche, wie der schon ein Jahrhundert früher witzige Gallier, nach Mustern Spaniens und Wälschlands, die bald in der Achtung ihrer eigenen Nationen gesunken sind. Darum geben uns der fruchtbringenden Gesellschaft Arbei-

1) Beym Abschreiben dieses Aufsatzes zum Drucke schlug ich Rivius im Gel. Lex. nach. Es heißt da von ihm: Er habe viel Bücher, die jedoch wenig Hochachtung erlangt, unter prächtigen Titeln herausgegeben. Vor den mathematischen, auf die ich mich beziehe, finde ich keine prächtigen Titel; im Gel. Lex. sind diese Titel nicht einmal angegeben, nur daß die deutsche Uebersetzung Vitruv's genannt wird. Wie viel Hochachtung sie verdienen, kann ich hoffentlich auch beurtheilen. Der Artikel nennt meist medicinische Werke, und R. wird dabey ein unverschämter Plagiarius gescholten. Bey den mathematischen hat er seine Quellen genannt.

ten dieser Art nicht mehr viel Unterhaltung. Immer ist auch bey denselben die Absicht verehrungswerth, zu lehren und zu bessern. Wählen sie dazu eine solche Einkleidung, wie die damalige große Welt verlangte, so kann man solche Schriften lesen, wie man Damen aus denselben Zeiten abgebildet sieht, mit Schmuck beladen, der vielleicht nicht allemal schlecht gearbeitet, oft nur nicht nach der Gewohnheit unserer Zeiten gesetzt ist, meistens aber an innerm Werthe reich. Auch läßt sich fragen: ob dieser Putz so gar viel unförmlicher ist, als Flitterstaat des jedesmal laufenden Vierteljahres?

Harsdörfer, so beständig er seinen Gesellschaftsnamen, der Spielende, vor Augen hatte, giebt dabey stets auch ernsten und nützlichen Unterricht.

Werth muß einem Deutschen noch die Bemerkung seyn, daß in eben der Residenz, wo sich die fruchtbringende Gesellschaft bildete, jetzt Geschmack und Einsicht des Fürsten eine Menge Gelehrte versammelt hat, auf die unser Vaterland stolz ist.

Nachdem Deutschland Ruhe bekam und neue Kräfte erhielt, mehrte sich die Zahl deutscher Autoren; doch glaubte man ziemlich allgemein, gründliche Wissenschaft, tiefe Einsichten, ließen sich nur auf Universitäten erlangen, und in der damaligen Sprache der Universitäten vortragen.

Diesen Satz hatten schon Viele bestritten, aber meines Wissens that es Niemand eifriger und mit mehr Erfolg, als mein Landsmann: Christian Thomasius.

Nicht aus Unvermögen, sich in dieser Sprache auszudrücken; das zeigen seine lateinischen Aufsätze, so gut als damals Philosophen und Juristen Latein schrieben [1]).

---

1) Auch mußte er wohl die gelehrten Waffen fertig und geschickt zu brauchen wissen, weil in seiner Jugend sehr oft Präses und Respondent vor ihm zitterten; zum Mißvergnügen seines Vaters, der Praesidem und Respondenten ad absurdum zu bringen, oder gar zu prostituiren, für eine schwere Sünde wider das V. und VIII. Gebot, für einen Zungentodtschlag erklärte.

Gefällig hätte der gutherzige Mann, bey der nachmals auf manchen Universitäten aufgekommenen, sanften, kaum hörbaren Art zu disputiren, zugehorcht.

Als Jac. Thomas seinen Zuhörern diese Ermahnung gab, erinnerte einer nach ausgebetener Erlaubniß: Ihr Herr Sohn, der Herr

Mit Recht spottete er über Schriftsteller, die nur unnütze Spitzfindigkeiten oder bekannte Sachen dem Unlateiner in ehrwürdiges Dunkel verhüllten.

Da er, sehr richtig, schön Latein nicht für Weisheit hielt, so hatten, allem Ansehen nach, für ihn auch bessere und alte lateinische Bücher keinen Werth, als wegen der Sachen, die man aus ihnen lernen kann. Daß sie Veranlassung geben, den Verstand zu üben, den Geschmack zu bilden, Muster eines allgemein faßlichen, und doch den Denkenden anziehenden und unterhaltenden Vortrags sind, davon finde ich, wenigstens in Thomasius deutschen Werken, keinen Gebrauch gemacht. Vielmehr glaube ich, daß sein Beyspiel in die Bildung deutscher Autoren nicht eben den vortheilhaftesten Einfluß gehabt hat.

In diesem Stücke, scheint es, hatte er seines Vaters Unterricht nicht so gut genutzt, als sein Mitschüler, Leibnitz. Desselben Aufsätze zeigen überall Bekanntschaft mit den Alten, auch in Absicht auf Einkleidung und Schmuck der Gedanken. Doch diese und andere Vorzüge wandte er nicht zum Vortheile seiner Muttersprache an. Für seine Leser brauchte er am meisten die beyden Sprachen der Höfe und der Gelehrten. Der Professor dachte, wie billig, mehr darauf, deutsche Jünglinge nach Halle zu ziehen.

Wie Leibnitz über die Geschicklichkeit seiner Muttersprache zu Wissenschaften geurtheilt hat, erhellt aus seiner Vorrede zu Nizolii Antibarbaro. Die Töchter der lateinischen Sprache machten durch kleine Aenderungen scholastische Kunstwörter, italiänisch und französisch; und so glaubten sie frühzeitig zu philosophiren. Unsere Sprache würdigte ihres Ausdrucks erst die verbesserte Phi-

---

Doctor, kommt ja in die meisten Disputationen, und exercirt Respondentem und Praesidem dermaßen, daß oft das ganze Auditorium darüber lacht. Ach! sagte der sel. Mann, es ist mir Leid, daß mein Sohn solches thut, es ist nicht recht. Ich habe ihn auch schon oft vermahnt, davon abzustehen, die Herren kehren sich nicht an meines Sohnes Exempel, sondern richten sich nach Gottes Wort; die Hitze ist bey meinem Sohne noch groß und das Ingenium feurig; ich muß selbst Geduld mit ihm haben, und deswegen Gott öfters ein Opfer bringen, wie Hiob für seine Söhne.

Das steht in Christian Gerber's Anhang zu der Historie der Wiedergebornen in Sachsen (Dresd. 1727), in der V. Historie von Jac. Thomasio, S. 158.

losophie. Nicht die Philosophie überhaupt war ihr zuwider, aber die barbarische Philosophie [1]).

Fast könnte dieses eine Weissagung heißen; denn unsere Sprache zu einer philosophischen zu erheben, das Verdienst gehört, wie so viele große Verdienste, Leibnitzens Nachfolger, Wolfen.

Bis auf ihn hielt man, selbst im deutschen Vortrage, wenigstens lateinische Kunstwörter für unentbehrlich. Mißlungene Versuche, sie deutsch auszudrücken, bestätigten das Vorurtheil. Daß er sie deutsch, und gut deutsch gab, schreibe ich nicht allein seinem Bestreben nach Reinigkeit des Ausdrucks zu; vielmehr glaube ich, weil er kein Kunstwort brauchen wollte, ohne desselben Bedeutung gehörig zu bestimmen, so empfand er, wie eine deutsche Erklärung bey einem lateinischen Kunstworte aussähe. Die Verdeutschung der Kunstwörter gehörte zu dem Uebereinstimmenden, das er im Vortrage wie in den Gedanken suchte, und sie gelang ihm, weil er nicht das Wort, sondern den Begriff deutsch gab [2]).

---

1) Von Leibnitz ist bekanntermaßen Marii Nizolii Antibarbarus Philosophicus mit Anmerkungen herausgegeben worden, Frankf. 1674; und die sehr lange Vorrede handelt unter Anderm de Philosophica dictione. Ich habe einen Auszug daraus gegeben: der deutschen Gesellschaft in Leipzig Nachrichten und Anmerkungen, III. St. (Leipz. 1743; es sind nur vier Stücke herausgekommen), VIII. Art. Die Stelle heißt im Grundtexte: Lingua Germanica non a philosophia quidem, a barbara tamen philosophia abhorruit; cum vero barbara philosophandi ratio serius sit pulsa, mirum etiam non est, targigradam in philosophando nostram linguam fuisse. Quod de Germanica, idem de Germanicae filiabus, Suedica, Danica, Anglica, Belgica dicendum est, nisi quod Belgicam atque Anglicam in admittendis aliarum linguarum vocabulis ipsa vicinitas audaciores fecit, cum contra apud Germanos, tametsi scholasticastri quidam aut peregrinatorculi meris Latinismis, Italicismis et Gallicismis perstrepant, usus tamen et virorum gravium et plebis talia respuunt.

Im erwähnten Stücke der Nachrichten habe ich im IV. Art. zu zeigen gesucht: Ein Volk, das für die Ehre seiner Muttersprache bemüht ist, solle darin Abhandlungen von Wissenschaften aufsetzen. Man wird daraus sehen, wie ich schon damals über den Vortrag gelehrter Kenntnisse in der Landessprache gedacht habe. Unterschiedenes dahin gehörige findet sich auch in meinem Auszuge aus Simon Stevins zur Sprachkunst gehörigen Gedanken; ebendas. IV. St. V. Art.

2) Die Wolfische Philosophie ist gefallen, und man hat sich von dem

Vernünftige Gedanken deutlich und ordentlich darzustellen, dadurch bey dem Leser, der belehrt zu werden verlangt, Aufmerksamkeit zu erregen und zu unterhalten, Gegenstände, in denen die Weisen aller Zeiten Scharfsinn und Anstrengung zu zeigen gesucht haben, so abzuhandeln, daß der Verstand bey ihnen hell zu sehen glaubt, das Gedächtniß eine Menge Lehren durch ihre Verbindung leicht behält, selbst das Herz nicht zu einem schwärmerischen Aufbrausen erregt, sondern, der Ueberführung des Verstandes gemäß, durch lebendige Erkenntniß regiert wird: so etwas muß doch wohl Wolfen gelungen seyn, weil seine deutschen Werke Unstudirte, Gelehrte und Leute von Stande, deren Geschäft Metaphysik sonst nicht war, an sich gezogen, und ihm gerade um die Zeit den so lauten, allgemeinen Beyfall erworben haben, als seine Lehren am heftigsten angeklagt wurden.

Er vergrößerte seine Octavbände zu Quartanten, die sich freylich sogleich nach dem Cicero oder Seneca nicht recht gut lesen lassen, aber immer noch leidlicher Latein enthalten, als manche seiner Verächter schreiben.

Allemal zeigte er doch dadurch: seine Meinung sey nicht, dem deutschen Philosophen das Latein entbehrlich zu machen.

Nach seiner Zeit hat man allerdings Philosophie und Mathematik in unserer Sprache viel ausführlicher abgehandelt; aber nur aus Schriften in dieser oder andern neuern gelehrten Sprachen lernt man doch nicht, wie Die, welche für uns wenigstens Erfinder hierin sind, die ersten Begriffe und Lehren gebildet, entdeckt, verbunden haben. Was dabey in späteren Zeiten ist geändert, vollkommener, manchmal auch schlechter, gemacht worden, davon sieht man Grund und Zusammenhang nicht ein. Es ist auch in den nächst verflossenen funfzig Jahren gewiß noch nicht Alles in's Deutsche übertragen worden, was alle vorigen Jahrhunderte und ein Theil des jetzigen lateinisch geschrieben haben.

So verhält es sich in diesen beyden Wissenschaften, wo, Er-

---

unangenehmen Zwange befreyt: immer deutlich zu denken, sich bestimmt auszudrücken, auf Uebereinstimmung in Gedanken und Vortrag zu sehen. Es ist daher kein Wunder, daß solche scholasticastri und peregrinatorculi, wie Leibnitz in vorhin angeführter Stelle erwähnt, auch jetzt sich unter den philosophischen Modeschriftstellern finden.

fahrungen, die zum Grunde liegen müssen, abgerechnet, fast Alles auf eigenem Nachdenken beruht, und ältere Schriften zu lesen entbehrlicher ist, weil man mehr als ihren Inhalt selbst erfinden kann. Es ist leicht zu sehen, was hieraus für andere Theile der Gelehrsamkeit folgt.

Setzt eine deutsche Schrift Kenntnisse voraus, die sich aus deutschen Büchern nicht vollständig erhalten lassen, so gehört sie eigentlich für Lateinischgelehrte. Vielleicht ist sie auch Andern nicht ganz ohne Nutzen. Wer aber dem unvollkommenen, vielleicht mißverstandenen Unterricht, den er aus ihr zu erhalten glaubt, zu viel traut, der kann solchen selbst zu seinem oder Anderer Nachtheile mißbrauchen. So beschwert sich jede der drey Facultäten über Leute, deren ohne solche deutsche Bücher doch weniger seyn würden, über: Schwärmer, Rabulisten, Quacksalber [1]).

Viele deutsche Bücher sollen, nach dem Modeausdrucke, populair seyn, sind aber eigentlich seicht, verbreiten nicht richtige und vollständige Kenntnisse, sondern machen nur Schwätzer. Oft wählen ihre Verfasser diese Sprache, sich die Richtigkeit, Vollständigkeit, Gründlichkeit zu ersparen, die man etwa von einer lateinischen Schrift ihres gelehrten Ansehens wegen fodern möchte. Oft läßt sich das Wort wählen nicht einmal brauchen, weil sie in einer andern Sprache nicht schreiben konnten.

Was zur Belehrung des Deutschen verfaßt wird, müßte auch Lob verdienen, wenn es in jeder andern Sprache aufgesetzt wäre. Nur das muß ihm eigen seyn, daß es dem Deutschen brauchbar ist, der blos in seiner Muttersprache lesen könnte, und seinen Verstand beschäftigt, wenn es seinem Gedächtnisse eine Sprache erspart.

Bey einer Gesellschaft, die sich von ihrer Landessprache nennt, denkt man oft nichts weiter, als: Sprachkunde, Beredsamkeit, Dichtkunst. Nach dem Urtheile mancher Leute: Spielwerke, wo nicht gar Zeitverderb.

---

1) Ein vornehmer Zuhörer hat mir hier die Erinnerung gemacht, daß ich meine Facultät stillschweigend verschont hätte; ich habe ihm, in Absicht auf sie, die Leute genannt, die nächstfolgend erwähnt werden: Schwätzer.

Unbillig wäre es, mit Widerlegung dieses Vorwurfs meine Zuhörer aufzuhalten. Aber wohl darf ich erinnern, daß es doch überhaupt jedem, der nicht zum Pöbel gehört, anständig ist, sich in seiner Sprache richtig auszudrücken; daß deutliche, überführende Darstellung des Redners, lebhafte, sinnliche Schilderung des Dichters, selbst trockenen, tiefsinnigen Lehren, Reiz und Eindruck verschaffen kann, und daß also diese Geschicklichkeiten, ohne eigentlich grammatische Abhandlungen zu schreiben, Reden zu halten, und Verse zu machen, zur Verbreitung und Empfehlung nützlicher Kenntnisse wichtig sind.

Unsere Gesellschaft hat sich stets bestrebt, auf dergleichen Art auch den Beyfall unserer Gelehrten zu erhalten.

So sind edlen Jünglingen Uebungen in ihr, als Vorbereitungen bey Behandlung ernster Geschäfte, nicht unnütz gewesen. Die Erinnerung daran hat sie veranlaßt, selbst in der Folge in erhabenern Stellen Verbindungen mit der Gesellschaft fortzusetzen.

Von ihr behielt Münchhausen's erster Nachfolger in der Curatur unserer Universität eine Benennung bey, die Er in seinen hiesigen akademischen Jahren aufgenommen hatte [1]); und der Durchlauchtigste Fürst, Herr Heinrich der Eilfte älterer Reuß, läßt sich noch gefallen, von einer Gesellschaft, deren Zierde Er vor vielen Jahren war, Obervorsteher zu heißen.

Gelehrte, auswärtige und hiesige, deren Hauptgeschäft strenge Wissenschaften waren, haben es ehrenvoll gefunden, Mitglieder dieser Gesellschaft zu seyn. Ich habe das Vergnügen, drey dergleichen jetzt zu nennen.

Auf Verordnung der Königlichen deutschen Gesellschaft erkläre ich nämlich Hrn. Dr. J. Fr. Th. Burchard, ordentlichen Advocaten u. s. w., zum auswärtigen, Hrn. Chr. Jul. Luther, Pastor u. s. w., zum ordentlichen, und Hrn. G. Wilh. Böhmer, der Philosophie Doctor u. s. w., zum außerordentlichen Mitgliede.

---

1) Der Herr von Behr war 1738 Aeltester der deutschen Gesellschaft gewesen; sie suchte später durch die Benennung: Oberältester, zu erhalten, daß Er sich ihrer ferner erinnerte. Er starb als Cammerpräsident und Curator der Universität 1771. Man sehe in diesem Bande S. 33 ff.

Verbindung des Angenehmen und des Wahren wird immer Beschäftigung unserer Gesellschaft seyn. Sie wird dadurch das Ihrige zu den gemeinschaftlichen Absichten der Universität beytragen, und sich, wie die Waffenübungen der alten deutschen Ritter, zu Schimpf und Ernst brauchbar zeigen.

XXIII. Gedanken über das Unvermögen der Schriftsteller, Empörungen zu bewirken[1]).

Dem Durchlauchtigsten Herrn Friedrich August, regierendem Herzoge zu Braunschweig-Oels u. s. w.

Durchlauchtigster Herzog, gnädigster Herr!

Der Beyfall, den Ew. Durchlaucht mehreren meiner Aufsätze gegönnt haben, ist mir, als Urtheil des Kenners der Wissenschaften, und des Richters über Witz und Geschmack, verehrungswerth gewesen; Gegenwärtigem wünschte ich auch die Billigung des Fürsten.

Ew. Durchlaucht schützten in den ersten Monaten dieses Jahres des Niederdeutschen republicanische Freyheit vor der französischen, die er drückender würde empfunden haben, als den Despotismus, von dem er sich vor zweyhundert Jahren unter der Anführung deutscher Fürsten los machte.

Von dieser westlichen Grenze unsers Vaterlandes rief die Vorsehung Ew. Durchlaucht an die östliche, wo in einem ruhigen Lande der Geist des Feldherrn nur Sicherheit für die Zukunft gewähren, unmittelbar Weisheit und Güte des Regenten wirken sollte.

Mächtigere besitzen ein sehr leichtes Mittel, von weniger mächtigen freywillige Ergebenheit zu erhalten, die immer thätiger ist, als Gehorsam unter Zwange. Man nennt es Herablassung; vielleicht bedeutet das Wort nichts anders, als was man bey Verhältnissen, die der Gleichheit näher kommen, doch auch nach

1) Göttingen, Vandenhoeck und R. 1793.

einer Ableitung, die an etwas Höheres erinnert, Höflichkeit heißt.

Seines eigenen Werthes sich so bewußt seyn, daß man ohne Furcht etwas davon zu vergeben, Andrer ihren richtig schätzen darf, Vergnügen an Zufriedenheit seiner Nebenmenschen finden, zu Beförderung derselben, bey unvermeidlichen Leiden, wenigstens zur Linderung, nicht ganz ohne Vermögen seyn, das, däucht mich, sind die wichtigsten aus der Sammlung von Begriffen, welche dieses Wort anzeigt.

Zu Aeußerung solcher Gesinnungen sind natürliche und erworbene Vorzüge des Geistes dienlich, weil, auch in gewöhnlichen Gesellschaften, Leute stolz, wenigstens zurückhaltend scheinen, nicht weil sie nicht reden wollten, sondern weil sie nichts das sich schickte, zu reden wissen.

Durch diese Herablassung eignet sich der Heerführer die Herzen seiner Krieger zu, stärkt sie gegen Beschwerlichkeiten und Gefahren, und der Regent erhöht durch sie die Empfindung der Unterthanen von ihrem Glücke.

Segnende Aeußerungen dieser Empfindungen sind unverdächtiger, ehrenvoller, rührender, als was, auch der Wahrheit treu, Geschichtschreiber, Lobredner, Dichter, von guten Regenten aufsetzen.

Etwas mit Gefallen zu erwähnen, muß man doch den Schriftstellern verstatten, weil es für sie selbst gar zu wichtig ist, wenn von Höhern als sie, Werke geliebt werden, die den Geist belehren, bilden, ergötzen.

Dieser Neigung wegen ist der Braunschweigsche Fürstenstamm seit Jahrhunderten bekannt: So nennt der Freund der Wissenschaften als Beyspiele davon zwey Namen zusammen, die in einer andern Verbindung Deutschlands Geschichte dankbar verewigt.

Ferdinands Sammlung, von Friedrich August zum Unterrichte und zur Erholung gebraucht, scheint, mir wenigstens, eine glücklichere Bestimmung erhalten zu haben, als Eugen's Bibliothek, die in die kaiserliche floß, wie die Donau in's Meer.

Ich verharre mit tiefster Devotion u. s. w.

Göttingen, den 12. August 1793.

* * *

Von den Begebenheiten, welche seit einigen Jahren in Frankreich vorgefallen sind, ist Veranlassung und Erregung dem Lesen allgemein bekannter Werke zugeschrieben worden. Ihre Verfasser haben meistens diese Begebenheiten nicht erlebt, aber ihnen ward sogar als Befreyern der Nationen dankbares Andenken geweyht.

Diese Schriftsteller gehören unter die berühmtesten der neueren, sie sind selbst an Höfen mit Gefallen gelesen worden, sie haben Beurtheiler und Gegner, einsichtsvolle und eifrige, gefunden. Ich erinnere mich aber nicht, unter den Vorwürfen, die man ihnen gemacht hat, Aufruhr gelesen zu haben. Selbst Rousseau lebte und starb ruhig in dem Lande, wo er jetzt als vorzüglicher Lehrer der Freyheit und Gleichheit genannt wird.

Eigentlich sagten diese Schriftsteller nichts, als was man bey Geschichtschreibern und Philosophen, die Jahrhunderte vor ihnen gelebt haben, lesen, aus dem Gelesenen, und selbst aus Begebenheiten, die man erlebte, leicht herleiten konnte. Sie hatten mehr zur Absicht, Regenten ihre Pflichten darzustellen, als Unterthanen ihre Rechte.

Sein Recht zu fühlen glaubt Jeder, der gehorchen soll, braucht Belehrung, nicht wegen des Besitzes, sondern wegen der Grenzen, die er eben so leicht zu weit erstreckt, als der Befehlende die Grenzen des seinigen, und wegen der Art, mit Erwartung eines guten Erfolgs sich dasselbe zu verschaffen.

So bedurften die Frankreicher auch keine Philosophen, die ihnen sagten, wie viel Grund sie hatten, mit ihrer Beherrschung unzufrieden zu seyn.

Was für Philosophen ihr Verfahren geleitet haben, sich zu helfen und eine bessere Einrichtung zu geben, das zeigt die Geschichte der Hauptstadt im Lande der Freyheit und Gleichheit, Wörter, welche französische Philosophie zusammenschwatzt, Menschenverstand kann ihre Begriffe nicht zusammendenken.

Diese Geschichte übertrifft ja — nicht die Chronik der Abderiten, sondern selbst die ungereimtesten Mährchen, durch welche muthwillige Erzähler, auf Kosten der Weisheit einiger deutschen Städtchen, Zwerchfelle erschütterten, die für feinern Reiz nicht empfindlich waren. Nur lacht man bey diesen Mährchen über Carricaturen sonst nicht boshafter Dummköpfe, in der wahren

Geschichte lacht man nicht mehr über die alten, längst als badauds berühmten Pariser, man verabscheut dümmere Unmenschen.

So gewiß es nicht das Werk philosophischer Schriftsteller ist, was man die französische Revolution nennt, und, weil das ausländische Wort wirklich bey Staatsveränderungen gebraucht wird, die sich von gegenwärtiger sehr unterscheiden, auf deutsch Umstürzung nennen sollte, so sicher scheint es mir überhaupt, daß Schriftstellern zu viel, wie man es nehmen will, zugetraut, oder Schuld gegeben wird, wenn man glaubt, sie könnten als Schriftsteller Empörungen erregen.

Ein Volk, welches sich bedrückt fühlt oder einbildet, wird, in Absicht auf seine natürlichen Rechte, durch Schriften nichts gelehrt, was es nicht schon denkt; das habe ich bereits erinnert. Vielleicht würden ihm auf diese Art eingeführte Rechte, durch die es sich gebunden glaubte, verdächtig gemacht oder als ungegründet dargestellt. So bringt ein Advocat Bauern gegen ihren Gerichtsherrn auf, aber nur im Wege Rechtens; wo es auf Ausführung durch Macht ankommt, sind Urkunden eher zerstört als geprüft.

Mißvergnügte verlangen nicht Lehrer, daß sie mit Recht mißvergnügt sind, sondern Anführer. Dergleichen haben sich meines Wissens bisher unter den Schriftstellern nicht viele gefunden.

Einzureißen gehören Arme, die werden nicht von ihren Köpfen regiert, mehr von den Herzen, am allermeisten von den Magen, und diese fodern etwas Nahrhafteres als Namen, die wegen ihres Verstandes oder Witzes berühmt sind. Die Sansculottes in Bewegung zu setzen, wurden ihnen doch nicht Rousseau und Montesquieu zu lesen gegeben?

Spott über seine Könige, Großen, Minister, Generale, und die Damen, die, ohne Königinnen zu seyn, Frankreich immer regiert haben, hatte der Unterthan der Ludwige lange gesungen. Der Gesang war eher Ableiter seiner Unzufriedenheit, als Condensator, und nie belebte ihn Alles was er von Witz und Wahrheit in einem Liedchen oder einer Spottschrift empfand, nur etwa den Verfasser aus der Bastille zu befreyen.

Denn unter dem Despotismus züchtigten ein Paar Jahre Bastille, was bey der Freyheit die Guillotine kürzer bestraft. Der Tyrann, der sich auf seine Stärke verlassen darf, ist selten so

grausam, als der, dem Bewußtseyn seiner Schwäche Mord als Nothwehr darstellt.

Schon ein griechisches Sprüchwort erklärte jeden Furchtsamen für mörderisch, und machte einem Kaiser die Erfüllung seines Traumes glaublich [1]).

Als die Nation das Glück, das sie zu besitzen glaubte, ihren Nachbarn mittheilen wollte, schickte sie ihnen nicht Exemplare der Werke, aus denen sie gelernt hätte, frey zu seyn. Sie ließ ihre Freyheit Völkern, denen sie nichts zu befehlen hatte, predigen, wie Ludwig XIV. seine Religionsmeynungen seinen Unterthanen.

Damals freylich standen die Dragoner unter der Leitung der Geistlichen, aber jetzt Schriftsteller unter der Leitung der Soldaten, und wirkten als Schriftsteller nichts, wie auch die Missionarien ohne den weltlichen Arm nichts bekehrten.

Die Mainzer Schreiber; . . . Mainzer in der Bedeutung, wie im siebenjährigen Kriege Ephraimiten sächsische Gulden waren, erinnerten mich an den Sprecher eines herumreisenden Arztes, vor dessen Bühne ich in einer Leipziger Messe stehen blieb. Der Mensch ließ es sich herzlich sauer werden, die Versammlung zu belustigen, und konnte es nicht dahin bringen, daß nur ein Mund sich zum Lachen verzogen hätte.

Am nördlichen Ende Deutschlands erschien ein Werber in Nationaluniform, wie er es nannte, obgleich gesagt wird, es sey die orleanssche Livrée; aber, anstatt ein Freycorps, das er allenfalls hätte commandiren können, zusammen zu bringen, mußte er allein dem Convente seine Dienste anbieten, und zur Demüthigung sich noch sagen lassen, daß er nicht ganz vollkommen Ohnehose sey, und führte da wiederum statt des Säbels die Feder.

Mehrere deutsche Schriftsteller wollten an dem Zustande ihres Vaterlandes kippeln, und fanden, daß er für sie zu fest sey. Manche

1) Mauritius, wie erzählt wird, erhielt im Traume das Urtheil: Phokas werde ihn erwürgen. Als er sich nach dem Phokas erkundigte, ward ihm gemeldet, es sey ein Kerl ohne Herz, von dem er nichts zu fürchten habe. Er antwortete darauf mit dem Sprüchworte: *Παν δειλον φονικον*. In dem Sprüchworte wenigstens liegt viel Wahrheit, und man könnte beim Phokas leicht an Philipp Exorleans, Exegalité, denken, nur ward Phokas doch auf einige Jahre Kaiser.

meynten es nicht eben so böse, schickten sich nur in die Zeit, und schrieben, nachdem es Mode war, Pädagogie, Aufklärung, kritische Philosophie, Menschenrechte; rollten so ihre leeren Fässer nicht völlig wie Diogenes, bey dem war es Satyre, und sie glaubten etwas Ernstliches zu thun. Am merkwürdigsten waren, die Freyheit sangen und declamirten, sich mit der Pariser Kappe schmückten, auf Fürsten schalten, und sich das Brot wohl bekommen ließen, das ihnen Fürsten gaben. Rousseau handelte doch ehrlicher, als er sich von seinem Bürgerrechte lossagte, welches er würde gethan haben, auch wenn ihm das Bürgerrecht etwas eingetragen hätte.

Die meisten dieser Schriftsteller erinnern an die Genie-, Kraft-, Drang- und Sturmmänner, die Deutschland vor einigen Jahren aus dem Reiche der Aesthetik weggelacht hat. Es ist, als wenn sie jetzt ihr Heil ernsthafter in der Politik hätten versuchen wollen.

Man darf solche Verfasser nur aus dem was sie drucken lassen, kennen, und man wird nicht wünschen, mit ihnen in einer Demokratie zu leben, wo sie Zunftmeister, Repräsentanten, oder was Demagogen sonst für Namen haben, wären. Freyheit heißt bey ihnen: was sie wollen, nicht nur thun, sondern auch gut finden, und so weit treibt es der Despot nicht, der sich mit dem Thun befriedigt. Freylich weil er denken kann: Oderint dum metuant!

Was übrigens die Wirksamkeit solcher Aufsätze betrifft, so ist notorisch, daß wir eine Menge Volksbücher und Volkslieder haben, die das Volk, wenigstens das unstudirte, weder liest noch singt.

Die Sammler der Begebenheiten unserer Zeiten verschweigen auch Vergehungen nicht, die ihnen wichtig genug scheinen, von Privatpersonen, oder von Regenten; bedachtsam ziehen sie bey den letzten die Länge der Arme in Betrachtung.

Es wäre unbillig, ihnen gefährlichere Absichten zuzuschreiben, als die: zu warnen und zu bessern. Denn auch die Gelehrten, wenn sie einander Fehler zeigen, bestreiten einander dadurch ihre schriftstellerischen Rechte nicht.

Da die Mithelfer solcher Nachrichten gewöhnlich verborgen bleiben; da, ohne einmal Unwahrheit einzumengen, schon Einkleidung, Stellung, Weglassung von Umständen, eine Geschichte stark

ändern, so hat es mir immer geschienen, als wären solche Sammlungen tief unter der Würde der Historie, und als könne eine solche Publicität, wie man es heißt, gegen Personen aller Stände leicht in Bublicität ausarten.

Mir hat sie ein technologisches Kunstwort wiederum in's Gedächtniß gebracht, das ich in meiner Jugend oft gehört habe: Patschhändchensweiber. Es bezeichnete in meiner Vaterstadt nahrhafte Frauen, die Stadtneuigkeiten sammelten und ihren Abonnentinnen zutrugen, allemal mit Vorbehalt, ja nicht genannt zu werden! Eine Darstellung dieser Art hat Goldoni entworfen, Weißens Weibergeklatsche ist nicht Copie davon, sondern dadurch veranlaßtes deutsches Original.

Ueber den Nutzen dieser Publicität hat meines Wissens die Erfahrung meistens Folgendes bestätigt:

Sie haben die Geschichte aller Zeiten und die Lehren aller Weisen, auch zum Theil eigne Erfahrungen. Hören sie diese nicht, so werden sie auch nicht hören, wenn ein Anonymus von ihnen erzählt.

Unwahrheiten, Unbilligkeiten, die in allen solchen Werken vorkommen, wie ich angedeutet habe, verdienen geahndet zu werden. Ernsthaftere Besorgnisse zu erregen, ist eine Ehre, die sie nicht verdienen, wenn manche auch so etwas suchen.

Dergleichen Wichtigkeit möchten ihnen freylich Schriftsteller gern zusprechen, die sich ihnen entgegensetzen; und das, um sich selbst wichtig zu machen als Vertheidiger, wo solche Vertheidiger gar nicht nöthig sind, Thätigkeit, wenn ich ein Wort nach eines berühmten Gelehrten Jesuiterriecherey bilden darf, durch Aufruhrriecherey zu zeigen. Es ist aber bey keiner Regierung in Deutschland so bestellt, wie es zu Rom war, als Gänse das Capitolium retteten.

Hätte den Deutschen auch seine gesetzte Vernunft nicht längst belehrt, mit seiner Lage zufrieden zu seyn, nach Verbesserungen, wo er Grund hat, sie zu wünschen, nicht durch Verfahren zu streben, die ihm Verschlimmerungen oder gar Verderben zuziehen würden; so unterrichtete ihn ja seit Jahren ein Schauspiel, komisch-tragischer als das, welches die Spartaner ihren Söhnen an betrunkenen Sclaven gaben, die Wirkungen der Betrunkenheit zu zeigen.

Das Volk, das Aristokraten verjagt, König und Mitbürger schlachtet, um unter seiner Nationalversammlung zu Grunde zu gehen: das gehört zu den Menschen, die schon Aristoteles zur Knechtschaft geboren erklärt hat.

Ein Officier, der bey mir einquartiert war, hatte stets einen Hund, den er so behandelte, daß bald ein anderer des abgegangenen Stelle einnahm; wenn ich die armen Geschöpfe bedauerte, antwortete er: Les chiens et les Français sont faits pour obéir.

Immer befanden sich die Verglichenen, als sie noch gehorchten, weniger elend, als seitdem sie wüthen.

XXIV. Erläuterung eines Beweisgrundes für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele [1]).

Im vorigen Herbste habe ich den ältesten meiner Göttingschen Bekannten verloren. Acht Jahre lang hatten wir einander gekannt, den größten Theil dieser Zeit beysammen gewohnt (denn mir zu Gefallen verließ er sein väterliches Haus), und kaum achtmal bin ich recht sehr unzufrieden mit ihm gewesen, er war es nie mit mir, und vergaß strenge Begegnungen, die ihm wegen seiner Fehler widerfuhren, so bald, daß er selbst wieder um Merkmale meiner Gewogenheit ansuchte. Es ist wahr, seine Freundschaft war etwas eigennützig, und welche Freundschaft ist das nicht? Ich habe ihn freylich ganz und gar erhalten. Aber seine Erhaltung kostete mich weniger, als mich Gefälligkeiten gekostet haben, die doch mancher meiner übrigen Freunde kaum des Dankens werth hielt. Schon einige Zeit hatten mich seine grauen Haare auf seinen Verlust vorbereitet. Eine tödtliche Krankheit quälte ihn einige Tage lang; nachdem ich ihn lange mitleidig angesehen hatte, ging ich mit ihm um, wie die Welt mit ihren Freunden umgeht, ich verließ ihn; nur war der Unterschied, daß die Welt oft nicht helfen will, und ich nicht helfen konnte. Ich hätte mich nicht einmal dazu entschließen können, wenn er dadurch elender geworden wäre; allein ich sah, daß er nichts auf der Welt mehr kannte, weil er mich nicht kannte. Er starb endlich, wie mancher rechtschaffene — Soldat im vorigen Kriege gestorben ist; denn derjenige, dem ich ihn übergeben hatte, verkürzte

1) Göttingen, Rosenbusch, 1767. Dabei eine Anzeige seiner Vorlesungen.

ihm seine Qual, und scharrte aus Mitleiden ihn sterbend in sein Grab.

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich von einem derjenigen Geschöpfe rede, die, wenn eifrige Treue und Ergebenheit bis in den Tod Anspruch auf den Titel eines Freundes gäben, diesen Titel mehr verdienen würden, als die meisten Menschen. Spadille! so lange man meine Schrift liest, soll dein Name genannt werden. Und einer solchen Unsterblichkeit des Namens zu Gefallen, vergißt ja oft der Held und der Gelehrte die bessere Unsterblichkeit, deren du unfähig warst.

Doch warum warst du denn derselben unfähig? Deine Seele war ja, als sie den Körper eines Hündchens zu beleben anfing, vollkommener geworden als zuvor, so konnte sie sich ja auch bey der Trennung von ihrem Körper eine wachsende Vollkommenheit versprechen? Sie empfand ohne Zweifel wie jedes empfindende Wesen einen Trieb, beständig zu dauern? Hatte deine sorgfältige Wachsamkeit nicht irgend einmal eine Belohnung verdient, die ihr noch nicht war ertheilt worden, und auf die du also in einem künftigen Leben Anspruch machen konntest? und hattest du nicht etwa einmal unverschuldet und unvergolten gelitten, und dir dadurch das Recht erworben, in jenem Leben dafür getröstet zu werden? Konnte deine Seele nicht die Welt noch von einer andern Seite betrachten, als von der du sie bisher betrachtet hattest? Und wenn du, noch sehe ich dich, nach einer Schaale Milchcaffee oder einem Stückchen Zwieback durch die ganze Stube tanztest, warst du so cultivirt, um zu meinen Endzwecken geschickter zu seyn? oder um von mir ernährt zu werden? War ich nicht so sehr deinetwegen da, als du meinetwegen? und warst du nicht etwas mehr, als ein bloßes Mittel? wenigstens warst du da kein Mittel für mich oder irgend einen Menschen, wenn du Hündchen zur Welt brachtest, die ersäuft wurden. Konntest du also nicht auch ein letzter, subjectivischer Endzweck Gottes seyn? Mit solchen Gründen demonstriren wir ja die Unsterblichkeit der menschlichen Seele! Und das desto tiefsinniger, je mehr wir gemeine Wahrheiten und oft alte Irrthümer in philosophisches Rottwelsch verhüllen. Wären das Demonstrationen, wie richtig dächte nicht der Africaner, dessen Gedanken von einem zukünftigen Leben Pope so rührend ausdrückt:

Dem armen Schwarzen selbst, den Niemand nicht belehret,
Der Gott in Wolken sieht, und in den Winden höret,
Und der sich nie so hoch durch stolzes Wissen schwingt,
Daß er zur Sonnenbahn bis an den Milchweg dringt:
Wird hinterm Berge dort, der in die Wolken steiget,
Ein niedrig Himmelreich von der Natur gezeiget,
Ein Ort, den tiefer Wald mit sichern Schatten deckt,
Wo sich auf weiter See ein glücklich Eyland streckt,
Wo Sclaven noch einmal ihr Vaterland erblicken:
Hier kann kein Feind voll Wuth, kein Christ voll Golddurst drücken,
Zu seyn wünscht die Natur, sonst wünscht auch er kein Gut,
Nicht Flügel Engeln gleich, nicht Seraphinen Gluth;
Er hofft, hin zum Genuß von stillen Seligkeiten,
Werd' ihn sein bester Freund, sein treuer Hund, begleiten.

Nur Ein Grund überzeugt mich, daß der Schwarze unrecht glaubt. Einen Vorzug vor dem Hunde, der ihn allein der Unsterblichkeit fähig macht, entdeckt er mir durch eine seiner dummsten Handlungen, durch die Anbetung eines Lappens, einer Vogelfeder, oder was sonst der Zufall ihm diesen Tag für einen Fetisch darwirft. Er erkennt einen Gott, der Hund kennt nur einen Herrn. Wesen, die fähig sind Begriffe von Gott zu haben, sind unsterblich. Es hat mir geschienen, als verdiente diese Bestätigung der Unsterblichkeit der Seele einigermaßen ausgeführt zu werden.

In den Vorstellungen der Menschen von der Gottheit findet sich etwas, dessen kein Thier fähig ist. So grob, so körperlich diese Vorstellungen auch oft sind, so setzen sie doch allemal etwas voraus, das nicht in die Sinne fällt. Niemand kann glauben, daß ein Götzendiener den Stein, und den Stein, den er oft hat bearbeiten sehen, als bloßen Stein angebetet habe: Er mußte sich nothwendig einbilden, daß ein unsichtbares Wesen durch den Stein seine Wünsche anhöre. Einer so ungereimten Einbildung ist kein Thier fähig; man sieht nicht, daß ein Thier sich vor etwas fürchtet, das es nicht empfindet, oder dessen Empfindung es sich nicht erinnert. Nur der Mensch kann tiefer fallen, als das Thier, eben deswegen, weil er mehr erhoben ist, weil er nicht nur die Gewalt empfindet, mit der Körper einander bewegen, sondern

auch unsichtbare Kräfte denkt, denen er, eben weil sie nicht sinnlich sind, nicht so ausweichen kann, wie etwa der Hund dem Stocke seines Herrn entflieht. Mit solchen Kräften mag nun der Götzendiener unzählige Bildsäulen beseelen, oder der systematischer irrende Philosoph eine einzige annehmen, von der eine ewige Materie in die gegenwärtige Form der Welt gebracht ward; es mögen auch die Irrthümer der Menschen von der Gottheit noch so mannichfaltig seyn, so stimmen doch alle darin unter sich und mit der Wahrheit überein, daß die göttliche Macht über unsere Schicksale gebietet, daß ihr zu widerstehen, und sich ihr zu entziehen menschlicher Gewalt unmöglich ist. Ohne diese Vorstellung sehe ich keine Bewegungsgründe zu solchen Handlungen, die wir Pflichten gegen Gott nennen; ein weises, gütiges, mächtiges Wesen, dem ich aber entweichen kann, wird für mich das seyn, was ein großer Regent von Sina oder Persien wäre. Selbst dem Urheber meines Daseyns, wenn ich mich seiner Gewalt entziehen kann, werde ich gehorchen, wie mancher Sohn einem Vater, dessen Hülfe er nicht mehr braucht. Nur alsdann sehe ich mich meinem Schöpfer zu unumschränktem Gehorsam verpflichtet, wenn mich Flügel der Morgenröthe nicht aus seinem Gebiete tragen, Berge nicht vor seinem Donner decken können. Ist aber die Seele sterblich, so bedeckt mich des Grabes Hügel vor Gottes Macht. Was für ein mächtiges Werkzeug war alsdann nicht Cato's Dolch! Es befreyte ihn nicht nur von Cäsar's, auch von Gottes Herrschaft. Wird die Seele eines Selbstmörders vernichtet, so geht sie völlig aus dem Reiche des Schöpfers, denn wie kann er dem Nichts anders gebieten, als daß es Etwas werde? Dauert sie nur ohne Empfindung und Bewußtseyn fort, so gehorcht sie dem Herrn der Welt, wie ein Stein ihm gehorcht: diesen Gehorsam wird Niemand Pflicht nennen. Behielte sie das Vermögen zu denken, aber in einem Zustande, bey dem sie sich des vorigen gar nicht erinnerte, so würde sie sich als ein neu entstandenes Wesen betrachten, ihre Pflichten gegen Gott nur von der Zeit an, auf die sie zurück denken könnte, rechnen; und wenn Gott mit ihr nach ihren vorigen Werken verführe, die Gerechtigkeit dieses Verfahrens gar nicht einsehen können. Ist also die Seele nicht unsterblich, völlig in der Bedeutung dieses Wortes, die ein deutscher Philosoph zuerst richtig und vollständig be-

stimmt hat [1]), so steht es bey jedem Sterblichen, wie lange er der Herrschaft Gottes unterworfen seyn will, wenigstens (und das ist für Geister eben so viel) wie lange er es empfinden will, daß er dieser Herrschaft unterworfen ist. Daß Unterthanen aus ihrem Lande ziehen, das müssen sich wohl die Gewaltigen auf Erden gefallen lassen; Gott scheint dieses nicht anständig zu seyn. Nur alsdann gebeut er Menschen vollkommen, wenn er nicht nur den Leib tödten, wenn er auch die Seele in die Hölle werfen kann.

Ein Geschöpf, dessen Körper klein, schwach, unbewaffnet, durch seine Last an die Erde geheftet ist, bezwingt alle Thiere durch ein Vermögen, von dem sich kein Thier einen Begriff machen kann, durch eben den Verstand, durch den es eine Gottheit erkennt. Den Geschöpfen, die sie nicht kennen, gab sie den Menschen zum Beherrscher; er sollte sie kennen und ihr Unterthan seyn. Ist es glaublich, daß sie ihm diesen Vorzug nur in der Absicht entdeckt, ihm solchen einmal zu nehmen? Wie strenge wäre nicht ein solches Verfahren gegen den guten Unterthanen, der es gern ewig bliebe! nur dem bösen könnte dieses erwünscht seyn. Es war Gott nicht genug, daß leblose und unvernünftige Geschöpfe seine Absichten erfüllen, ohne solches selbst zu wissen; er machte Seelen, die es wissen, daß sie ihm gehorchen. Also muß ihm ein solcher Gehorsam gefallen, bey dem der Gehorchende weiß, daß er gehorcht. Sind die Seelen sterblich, so beherrscht Gott jeden Augenblick nur so viel Seelen, so viel Menschen auf einmal die Erde bewohnen. Ueber die Seelen, deren Körper hier gewesen sind, herrscht er wie ein ägyptischer König, der allen Mumien bey Cairo zu gebieten hätte. Wenn er sich aber den Seelen offenbarte, wenn er von ihnen Gehorsam verlangte, so gefiel es ihm, ein Gott der Seelen zu seyn. Und er ist gewiß nicht ein Gott der Todten, sondern der Lebendigen.

Ich gestehe es gern, daß mir dieser Ausspruch zu den vorgetragenen Gedanken Anlaß gegeben hat. Wie alle übrigen Aussprüche seines großen Urhebers, giebt er in einem ganz einfachen und natürlichen Ausdrucke eine erhabene Lehre, deren Richtigkeit die Vernunft oft erkennt, und beschämt sich wundert, daß sie solche

1) Wolf, Met. §. 926.

nicht von sich selbst entdeckt hat, oder, wenn sie diese Lehre nur glauben muß, allemal sie der Gottheit anständig, den Sterblichen erwünscht findet, und gern glaubt. Durch die Hoffnung vernichtet zu werden, des Todes Bitterkeit zu vertreiben, mag eine neue französische Philosophie seyn, mit Beweisen unterstützt, die weder so gründlich, noch so witzig sind, als die Frage von der Frau mit den sieben Männern. Aber gewiß war es keine griechische oder römische, nicht die Philosophie eines Sokrates, eines Plato, eines Cicero; auch wenn es ein Irrthum wäre, daß die Seelen den Körper überleben, nannten sie es einen angenehmen Irrthum, von dem sie nicht wünschten befreyt zu werden. Dem Christen giebt eben Derjenige die deutlichste Versicherung der Unsterblichkeit, der ihm eine selige Unsterblichkeit wieder erworben hat.

Ohne Zuversicht auf diese, ohne den Gedanken, daß uns das Vergnügen über ausgeübte Tugend in die Ewigkeit begleitet, wäre es eine Thorheit, um den Nachruhm zu arbeiten, von dem wir nichts empfinden werden. Unglücklich ist der große Mann, er sey König, Held oder Dichter, den nur Papier und Marmor verewigen sollen!

Unsterblichkeit ihn zu versichern,
Macht Witz und Wahrheit sich zur Pflicht;
Sein Name prangt in tausend Büchern,
Nur in des Lebens Buche nicht.

XXV. Auf Gotthelf Kirsten und dessen Mutter [1]).

Die Aufsätze, welche das Kind betreffen, waren bald nach desselben Verluste abgefaßt: sie sollten in einer Sammlung erscheinen, die selbst nicht zum Vorschein kam.

Ich verschob darauf ihre Bekanntmachung in einer eignen Absicht. Wenn der Knabe, der seinen Bruder nicht gesehen hat, etwas über die Kenntniß der Buchstaben wäre, sollte er in diesen Blättern lesen lernen. Daß ihm dabey die nöthigen Erläuterungen gegeben würden, versteht sich. Ich hoffte davon für ihn Wirkungen, wie bey Erwachsenen Lebensbeschreibungen guter Menschen haben, und schrieb dieser Erwartung gemäß in den Orbis pictus, dessen Bildung der Vorige studirt hatte:

> Dies Buch, wär' uns der fromme Wunsch gewährt,
> Würd' jetzo dir von dem, der es verließ, erklärt;
> Bald wird man dir erzählen was er war,
> Bestrebe dich, und stell' ihn wieder dar.

Das Erzählen erwartete ich von einer Person, die dieser Bestimmung und allen irdischen entzogen ward.

Sie hatte als Kind mich durch Gelehrigkeit und Witz ergötzt, die Erwachsene machten Gesinnungen und Aufführung beliebt, Geschicklichkeiten erwarben ihr Achtung. Verlust der Bekannten,

---

1) Kästner's Antheil an der Schrift: Der Erinnerung eines Kindes und seiner Mutter gewidmet von A. G. Kästner und Ad. Fr. Kirsten, Lehrer am Göttingschen Gymnasium. (Göttingen 1796.)

an die ich gewöhnt war, Jahre, Geschäfte, Denkungsart, setzen meinem Umgange enge Gränzen; so war ihre Gesellschaft ein großer Theil meiner Erholung. Die Ordnung der Natur gestattete den Schluß, daß sie um mich weinen würde: aber mir war beschieden, sie zu entbehren.

* * *

Wenn ein Kind anfängt zu leben, vergnügt man sich, zu sehen, wie es seine Gliedmaaßen gebrauchen lernt: zeigt es nun da schon Wirksamkeit, nicht blos des thierischen, sondern auch des menschlichen Vermögens seiner Seele, so vermuthet man insgemein, es werde sich nicht lange unter den Menschen aufhalten.

Das soll sich auf Erfahrung gründen, und hat vielleicht in die pädagogische Regel einen Einfluß, auch junge Leute, die es nicht ganz wohl aufnehmen würden, wenn man sie Kinder nennte, zu körperlichen Uebungen anzuführen — dazu sie meines Erachtens, wenn sie gesund sind, gar keine Ermunterung brauchen — ehe man ihre Seele belehrt und übt.

Mir ist immer vorgekommen, als ließe sich die angebliche Erfahrung auf eine andere Art erklären.

Ein Kind kann mit einem schwächlichen Körper auf die Welt kommen, ohne noch eben dabey Schmerzen zu empfinden. Dann wird es gern still sitzen, weil es von Bewegungen bald ermüdet. Ist es nur schwach, ohne weiteres Leiden, so wird es eher sanft als mürrisch seyn; meines Wissens hat auch Basedow die richtige Bemerkung gemacht, daß Erwachsene oft unverträglich und unerträglich werden, weil sie krank sind. So liebt man das Kleine als ein sittsames frommes Kind. Bilder sehen, Erzählungen hören, Lesen, ist Zeitvertreib seinen körperlichen Kräften angemessen, es fängt an, sich Kenntnisse zu sammeln, und stirbt — nicht an den Kenntnissen, sondern an der ursprünglich nach und nach verschlimmerten Beschaffenheit seines Körpers.

Dem lübeckischen Heineke [1]) ward, wie sich sein Geschichtschreiber ausdrückt (S. 260.), der Vorrath des Todes vermuthlich

---

1) Merkwürdiges Ehrengedächtniß, — des weyland klugen und gelehrten lübeckischen Kindes, Christian Henrich Heineken, — nebst einer Vorrede H. Joh. Henr. von Seelen — Hamburg 1726.

aus den Brüsten seiner Amme zugeflößt, die (S. 6.) man ohne Zweifel vergebens vor Zorn und unordentlicher Geblütsbewegung warnte. Er bezeugte Widerwillen gegen gewöhnliche Speisen (S. 5.), hätte wegen eines Fehlers an den Kinnbacken Fleisch vielleicht nie kauen und essen gelernt (S. 260.), und nährte sich in seinem vierten Jahre immer noch von Milch.

In der genauesten Aufzeichnung seiner Handlungen finde ich nicht, daß er Steine gehoben, nur einen Ball geworfen, oder einen Hammer regiert hätte; sein ganzes Leben war beständige Schwächlichkeit: verkürzt ward es ihm durch seine mannichfaltigen Kenntnisse gewiß nicht, allemal erträglicher gemacht; Vergnügungen des Geistes waren die einzigen, die er genießen konnte.

Aber Anstrengung der Seelenkräfte soll doch sehr ungesund seyn, und folglich ein zartes Körperchen bald zu Grunde richten?

So lange das Kind seinen Unwillen nur noch mit Weinen und Strampeln ausdrücken kann, wird es wohl auf eine ihm nachtheilige Art weder sich selbst anstrengen, noch angestrengt werden. Späterhin könnte vielleicht Eitelkeit der Eltern, die auch das Kind ansteckte, etwas dergleichen veranlassen, allemal aber werden Beyspiele dieser Art viel seltener seyn, als daß dumme Kinder von dummen Eltern sind zu Tode gemästet worden.

Joh. Philipp Baratier[1]) mochte, als Knabe, an morgenländischen Sprachen, Kirchengeschichte, Alterthümern, Chronologie, Mathematik, Gefallen finden, auch sich darin zeigen; über diese Gegenstände um das zwölfte Jahr Werke auszuarbeiten, zu denen so viel Belesenheit, Prüfung, Vergleichung gehörte, als ältere Gelehrte sich zur Ehre gerechnet hätten, ließ sich gewiß nicht ohne einen Aufwand von Zeit bewerkstelligen, die großentheils dem Körper mußte entzogen werden. Er überlebte demungeachtet neunzehn Jahre: dem Uebersetzer und Commentator des Rabbi Benjamin von Tudela, dem Verfasser des Antiartemonius, dem Vertheidiger der sicilischen Monarchie, dem Forscher nach der Methode, die Länge auf dem Meere zu finden, dem

1) La Vie de Mr. Jean Philippe Baratier, Maître ès Arts et Membre de la Société Royale des Sciences de Berlin, par Mr. Formey. Nouv. Edition. Francf. et Lips. 1755. Er war zu Schwobach bey Nürnberg den 19. Januar 1721 geboren.

leidenschaftlichen Liebhaber der Astronomie, dessen Name in der Geschichte des Venustrabanten aufbehalten wird [1]) — dem befahl König Friedrich Wilhelm I. die Mathematik liegen zu lassen, Rechtsgelehrsamkeit, Geschichte, Staatsrecht zu treiben. Er hörte juristische Collegia, arbeitete dabey immer noch an Erfindung der Länge, und starb an einer Abzehrung in seinem zwanzigsten Jahre.

Wenn einen Kranken mehrere Aerzte nach einander behandelt haben, wie viel Schuld auch auf die ersten fallen mag, so wird doch immer dem letzten der Vorwurf bleiben: er habe den Mann geliefert. Also mit aller Achtung gegen die notitiam rerum divinarum et humanarum, die ich als Knabe wirklich mit Lust und Liebe gelernt, und noch immer nicht ganz vergessen habe, ob sie gleich seit meinen Jünglingsjahren nicht ernstliche Beschäftigung für mich gewesen ist, wage ich zu sagen: Baratier sey an ihr gestorben, und nicht an der Länge des Meeres.

Man hat Verzeichnisse von Gelehrten, die sich zu Tode studirt haben; ich besitze ein Buch dieses Inhalts, das ich aus meinen livres difficiles à trouver hervorsuchen würde, es genauer anzuzeigen, wenn jetzt Belehrung daraus nöthig wäre; aber unsere Gelehrten, junge, und etwas ältere, brauchen ja nicht durch dergleichen Exempel gewarnt zu werden.

Auch würde ich aus solchen Verzeichnissen ausschließen, die in der Jugend sich durch den Druck ihrer Glücksumstände emporgearbeitet haben: Folgen davon können sie in einer verbesserten Lage dem Dienste zu frühzeitig entreißen; die sind aber nicht eigentlich dem Studiren zuzuschreiben.

Wenig zu denken, um besser zu verdauen, mag eine diätetische Vorschrift für Diejenigen seyn, denen, nach einem alten Sprüchworte, die Seele statt des Salzes ist, das Fleisch vor Fäulniß

---

1) Man sehe meine Anfangsgründe der Astronomie §. 202. III. Der damals vierzehnjährige Beobachter erzählt treu, was er nebst Andern gesehen hat, zeigt, daß er weiß, was sich darüber sagen ließe, und überläßt die Auslegung Erfahrnen. Ein an Jahren älterer angehender Sternseher, der finden wollte, ohne gesucht zu haben, kündigte der erhaltenen Belehrung ungeachtet, gedruckt, eine Stelle im dunklen Theile des Mondes, die von Erdenlicht weißlich glänzte, für einen feuerspeyenden Berg an.

zu schützen — von Salz der Weisheit redet dieses Sprüchwort nicht.

In der Art, wie des Gelehrten Seele ihren Körper braucht, ist nichts, das eigentlich durch die Gelehrsamkeit schädlich wäre. Sitzen ist doch wohl einerley am Studirpulte oder am Spieltische, durchwachte Nächte im Bücherzimmer haben gewiß nicht so viel Leben kränklich gemacht und verkürzt, als durchtanzte im Ballsaale, und an der Mode, kurzsichtig zu seyn, hat das Griechische gar keine Schuld.

Selbst werden der jetzt lebenden Gelehrten Kräfte des Körpers und der Seele dadurch geschont, daß ihnen nicht so zugemuthet wird, Folianten zu handthieren, wie in den ersten drey Jahrhunderten der Buchdruckerey geschah, und sie hüten sich wohl vor der Schädlichkeit der Folianten, die mir einmal ein Arzt, Dr. Osann, angab: daß diese Bände Dem, der ihre lange Ruhe stört, Staubwolken entgegen senden.

Ueber das Kind, von welchem sein Vater in folgenden Blättern redet, ist manchmal wohlmeynend gefragt worden: ob nicht die Ausbildung seiner Seele dem Körper nachtheilig seyn könnte? Die Nachrichten, welche man von ihm lesen wird, beantworten dieses zulänglich, und Niemandem wird wohl einfallen, daß etwa einem Körper, von einer ganz unwissenden Seele bewohnt, Blatterngift weniger geschadet hätte.

Vielmehr dürfte man glauben, das Vergnügen, immer Begriffe zu bekommen, zu vergleichen, zu verbinden, habe auf den Körper so wohlthätig gewirkt, wie Heiterkeit der Seele allemal thut, und Gliedmaaßen, die für den Ausdruck dieser Begriffe, Bewerkstelligung des Entwurfs, den sich die Seele machte, und Erreichung ihrer Absichten, so biegsam waren, konnten weder ungesund seyn, noch durch diese Dienstleistung ungesund werden.

Die stärkste Leibesbewegung, die ich von Heineke lese, ist: daß er einmal auf einem Stabe geritten, um zu sagen: equitabo in arundine longa, und dabey in Gedanken das Capitel vom Reuter im Orbe picto repetirt, auch da, wie allemal bey den sehr seltenen kindischen Handlungen dieser Art, so viel Ernsthaftigkeit gezeigt, als wollte er nur Anlaß haben, etwas von seinen Wissenschaften an den Tag zu legen (Ehrengeb. S. 111.). Daß er ein Gewehr handthiert hätte, finde ich nicht, und das, glaube

ich, ist doch ein Vergnügen für alle gesunde Knaben, weil sie nur daran denken, was sie mit dem Gewehr thun können, nicht was ihnen damit kann gethan werden.

Mein Pathe hatte einen meiner Studentendegen unter Alterthümern aufgefunden, und sich zugeeignet; Epée war das erste französische Wort, das er aussprach, aber nachdem er die Sache lange behandelt hatte. So unterhielt ihn an einer preußisch gewesenen Flinte, die bey Kesselsdorf das letzte Mal mag seyn gelöst worden, zu sehen, wie der Hahn aufgezogen und losgedrückt, das Bajonet an den Lauf gebracht ward u. dgl., wobey man ihn so viel thun ließ, als seine Kräfte vertrugen.

Ich wies ihm in einem Bilderbuche den Marschall Boufflers zu Pferde, mit bloßem Degen in der Hand; wie das lebendig aussehen möchte, zeigte er, mit Hüpfen in der Stube, Pferd und Degen schuf ihm die Einbildungskraft. Das folgende Kupfer war Villeroi, auch zu Pferde, den Arm in die Seite gestemmt, bey diesem Stolze so kraftlos, wie ihn die Geschichte Eugenen gegenüber stellt. Dieser erhielt kaum einen Blick, keine Nachahmung: er war zu unthätig für die Lebhaftigkeit des Zuschauers, der, wie das Angeführte darthut, gar nicht beständig über Büchern lag und Wörter lernte.

Was Erwachsenen auch bey angenehmen Beschäftigungen des Geistes beschwerlich fällt, lang anhaltende Einförmigkeit, die zu Erreichung eines gewissen Zweckes nöthig ist; imgleichen Wahl und Richtung derselben, mit nach den Bedürfnissen des gesellschaftlichen Lebens, davon hatte das Kind noch keine Empfindung, da es nach Gefallen den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit änderte, und wiederum zu demselben zurückkam. Es genoß das Recht der Kinder, zu spielen; nur waren seine Spiele, was man bey Erwachsenen abwechselnden Fleiß nennen würde: und daß dieser, wenn er ohne Zwang, mit Lust, angewandt wird, das Leben nicht verkürzt, dafür streiten große Autoritäten; ein Paar fallen mir natürlich zuerst ein, Newton und der noch viel mannichfaltiger thätige Leibnitz.

Ich begreife, daß hiezu eine gewisse Beschaffenheit des Körpers und der Seele gehört, und manche Gelehrte können physiologische und psychologische Entschuldigungen haben, wenn es ihnen, bey etwas anhaltender Arbeit, geht, wie manchen Reutern, daß

sie sich sogleich einen Wolf studiren. Dabey hülfe ihnen freylich nicht, nur mit dem Pferde wechseln.

Körperliche Leiden lassen sich nicht wegdenken; aber eine Seele, die sich mit vielerley beschäftigen kann, entzieht ihnen doch zuweilen Aufmerksamkeit, und genießt die Augenblicke, in denen sie etwas nachlassen. Die Literatoren der ersten Hälfte des zu Ende gehenden Jahrhunderts sammelten von Gelehrten allerley Merkwürdigkeiten, die seitdem als Mikrologien aus der Mode gekommen, und doch immer für die lange Weile besser zu lesen sind, als manche der jetzt modischen, sehr vollständigen, nicht eben so zuverlässigen, politischen Berichte, Betrachtungen und Prophezeyungen. Ich erinnere mich nicht, ob einer der erwähnten Sammler Bücher angezeigt hat, die von Gelehrten in Krankheiten sind geschrieben worden, und Beyfall erhalten haben — nicht solche scripta in doloribus, wie ein Gelehrter Leute, die ihm mißfielen, unaufhörlich zu schimpfen strebte (schimpfen konnte er eigentlich nicht, weil darüber gelacht ward), und seine Verehrer so treuherzig waren zu sagen: Man muß das dem Manne nicht übel nehmen; er war sehr krank, und machte sich fürchterliche Einbildungen —. Von Büchern, die Krankheit ihrer Verfasser ehrenvoll im Andenken erhalten, sehe ich sogleich vor mir Sethi Calvisii Opus Chronologicum, und, wenn es der Ort dazu wäre, würde ich mich leicht an mehr Erfahrungen gegen die medicinische Regel erinnern: daß ein Kranker ja seinen Kopf nicht brauchen soll!

Das Kind, das verhältnißmäßig die Monate seines Lebens angewandt hatte, wie ein lernbegieriger Jüngling seine akademischen Jahre, genoß vielleicht auch selbst dadurch in seiner Krankheit Linderung. Ich besuchte es im Anfange derselben, ohne den Ausgang mir vorzustellen; es war den ganzen Tag matt und still auf den Armen getragen worden, meine Ankunft munterte es auf, und die letzten Worte, die es mir sagte, waren: Pathe, Skelet. Ein Gerippe hatte bey mir oft seine Aufmerksamkeit unterhalten; von der Moral, die für Erwachsene bey so etwas gewöhnlich ist, war ihm nichts gesagt worden, und so nannte es blos einen Gegenstand, der ihm merkwürdig war.

Die Blattern verschlossen ihm die Augen den 15. Juli; seitdem sah es keine irdischen Gegenstände mehr: ohne Zweifel vermißte es gar sehr den Sinn, der ihm so viel Belehrung gegeben

hatte, es zeigte indessen darüber keine Ungeduld, machte seine Wartung nicht durch Eigensinn und Unzufriedenheit beschwerlich; nur verursachte es Mühe durch das Verlangen: immer etwas erzählt zu hören, also wiederum Gedanken durch den Sinn erregt zu bekommen, durch den noch welche konnten erregt werden.

Daß sein Aufenthalt unter uns dadurch nicht ist verkürzt worden, weil seiner Begierde nach Unterricht immer Befriedigung widerfuhr, das zu zeigen, war die Absicht des Bisherigen. Anlagen und Neigungen des Knaben gestatteten, einen guten und brauchbaren Menschen zu hoffen; höhere Weisheit und Güte verschonte ihn mit den Anstrengungen, den Ueberwindungen, den Bereuungen, die das noch kosten sollte, mit dem Gefühle von dem Stachel des Todes, der Sünde, machte früh aus ihm, was schon hier Liebreiz seines Geistes und seines Körpers ihn zu nennen veranlaßte: einen Engel.

Nach Leibnitz vergleicht sich ein großer Theil unsres jetzigen Fleißes der Kenntniß von Straßen einer Stadt, wo wir uns einige Zeit aufhielten. Der Gereiste behält nicht immer den Grundriß im Gedächtnisse; länger erinnert er sich seiner dasigen Begleiter und Führer.

Es ist eine schmeichelhafte Vorstellung, die man doch nicht für ungereimt erklären kann, sich dergleichen bey dem Geiste zu denken, der als Seele nie vergaß, was ihn war gelehrt worden, noch, wer es ihn gelehrt hatte.

Fodert bey Sterblichen, die wir uns und der Erde noch länger gönnten, Gott nicht Dank für Gewährung unserer Wünsche, sondern Ergebung in seinen Willen, so richten sich natürlich unsere Gesinnungen öfter dahin, wohin Geliebte früher als wir sind gerufen worden, wo wir hoffen, einst wie sie, frey von menschlichen Bedürfnissen und Schwachheiten, mit vollkommnern Einsichten, den Willen des Schöpfers zu thun.

Sie selbst da wiederum zu finden, ist ein Wunsch, den sich die Menschheit schwerlich versagen kann, wenn gleich die höhere Welt zu groß seyn mag, und die Bestimmung ihrer Einwohner zu mannichfaltig, als daß Gesellschaften aus einem kleinen Theile eines kleinen Planeten da beysammen bleiben könnten.

Auch zeigt sich unserer eng eingeschränkten Einsicht doch keine Unmöglichkeit, daß unter Geistern Verbindung und Mittheilung

stattfinden könne, von der Menschen so wenig Begriffe haben, als vor Jahrhunderten die Amerikaner von Briefwechsel und Kenntniß der Anordnungen jenseit des unübersehlichen Gewässers.

Ich füge diesen Betrachtungen noch einige gereimte Zeilen bey. Die ersten [1]) stehen auf des Kindes Grabstein, und die letzten [2]) sollen auf den seiner Mutter kommen [3]).

1) S. Bd. I. die Epigramme 291 und 292.

2) S. Bd. I. Epigramm 307. (s. auch 278.)

3) Weiterhin hat Kästner der Erzählung seines Freundes nur einige Anmerkungen beigefügt, z. B. S. 47., wo des Kindes Vorstellungen von Gott erwähnt werden: „Unvollkommen und sinnlich war diese Vorstellung. Es befand sich einmal Jemand unter den Menschen, der gern Kinder zu sich ließ, ihnen das Himmelreich zusprach, und Erwachsene zum Vater im Himmel beten lehrte. Sollte dem eine solche kindische Vorstellung nicht so gut gefallen, als die größere Einsicht Vieler, die seitdem bis auf unsere Zeiten in seinem Namen geweissagt haben? Dieses wegen mancher Erzieher, welche einem Kinde nichts von Gott vorsagen wollen, weil das des Kindes Fassungsvermögen übersteige. Wie viel und wie unzweifelbar richtig das ist, was Philosophen und Schriftgelehrte von Gott zu fassen geglaubt haben, darüber lese man ihre unzähligen Streitigkeiten. Und blos menschlicher Weise von der Sache zu reden, nenne ich aus sehr vielen Beyspielen nur eins, wo unvollkommener, selbst einer Berichtigung bedürfender Anfang bis an die Gränzen des menschlichen Verstandes erhoben wird: Der Anfänger der Astronomie läßt um sich, als Mittelpunkt, eine hohle Kugel mit Sonne, Mond und Sternen drehen. — Und, der Aberration und Nutation berechnet, redet immer noch, als sähe er die Dinge aus dem Mittelpunkte der hohlen Kugel. So dürfte wohl in der Theologie der Menschen immer noch so etwas seyn, wie das Sphärische in der Astronomie."

Gedruckt bei A. W. Schade.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kästner, Abraham Gotthelf,

Abraham Gothelf Kästner's gesammelte poetische und prosaische schö
nwissenschaftliche Werke

Bd.: 3

Berlin (1841)

P.o.germ. 699 rd-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112124-6